T
Wiener Stadt- und Landesbibliothek
8799/2 A
MA 9 - SD 25 - 50 - 7611 - 39532 - 45

7834

© I 3/3

A 8799

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

W. Böhm. fec.

Moralische Erzählungen.

Von

August Lafontaine.

Zweyter Band.

Wien und Prag,
bey Franz Haas, Buchhändler.
1798.

7834

K.K. HOF-BIBLIOTHEK WIEN

Moralische

Erzählungen

von

August Lafontaine.

Zweyter Band.

Inhalt.

I. Die Harfenistinn, oder die Liebe auf dem Riesengebirge. Seite 3

II. Idda von Tokenburg, oder die Stärke der Eifersucht. 173

I.

Die Harfenisten,

oder

die Liebe auf dem Riesengebirge.

Da an dem reißenden Mühlbache, der sein gelbes Wasser aus dem Riesengebirge herabströmt, wo er nun sanfter und heller an einer kleinen Bleichwiese vorüber rinnt, liegt Brombach, ein schönes Dorf. Am Ende desselben, zu Anfange der Wiese, stehen zwey niedliche Häuser, ganz ähnlich von zwey Brüdern erbauet. Der eine war Schulze des Dorfes; der andere ein reicher Weber. Herr Stahl (denn Herr nannten die übrigen Einwohner des Dorfes den reichen Weber) hatte von sechs geliebten Kindern nur eine Tochter übrig behalten, und dieses Kind war nun der Gegenstand einer sechsfachen Liebe der Ältern geworden. Nettchen hatte in der Kindheit eine eigene Wärterinn, die sie nicht aus den Augen verlieren durfte. Kein Wunsch wurde dem geliebten Mädchen abgeschlagen. Ihre Kleidung war immer besser, feiner, anständiger und prächtiger, als die Kleidung der andern Kinder im Dorfe. So wurde Nettchen auch in Ansehung der Arbeit von andern Mädchen unterschieden.

Gott hat uns nur das einzige Kind gelassen, und wir haben's ja, es daran zu wenden! So sagte die Mutter allemahl mit einem frommen Tone, wenn etwa eine Nachbarinn, die der Frau Stahl bedurfte, die Art der Erziehung lobte. Dabey waren die beyden Brüder Stahl ehrgeizige Leute; denn zu Hirschberg saßen noch jetzt ein Paar Stahls im Rathe, und sie behaupteten, daß sie von dieser Hirschberger Linie wären. Es war also gar nicht zu verwundern, wenn der Schulze, der zweyte Bruder, meinte, daß aus seinem Sohn Anton noch etwas mehr werden sollte, als ein Bauer. Seine Schwägerinn seufzte allemahl, wenn der Schulze das sagte: Wie es Gottes Wille ist! Freylich mit Mädchen ist das ein anders. Da kann man nicht sagen, das sollst du werden. Aber wer weiß, wer sie einmahl abhohlt! Nach unserm Tode ist ja unser ganzer Gottessegen ihre; und lernen soll sie, daß sie in alle Stände paßt. So sprachen die Alten oft, und sie hielten redlich Wort.

Der kleine Stahl hatte bey dem Schulmeister des Dorfes Privatstunden im Schreiben und Rechnen, und der Prediger gab ihm Unterricht im Latein und der Geographie. Er trug sein blondes Haar in einen Zopf gewunden, einen dreyeckten Hut, und, wenn er zum Prediger ging, anstatt einer gewöhnlichen Jacke einen Rock. Man that folglich alles, um den Jungen zu einem Gecken zu machen; doch war der gute, einfache Unterricht des Predigers, und des Knaben eigenes frohes Kinderherz ein Gegengift gegen die Liebe seiner Ältern. Sobald seine Privatstunden aus, und die Tafel und Bücher an ihren Ort gesetzt waren, ging es desto frischer auf die Wiese zwi-

schen die andern Bauernknaben, trotz den Verwarnungen seiner Ältern. Sein Herz, seine Jugend, ja, seine Eitelkeit zog ihn hin; denn alle Knaben liebten Schulzens Anton: erstlich wußte er die gräulichsten Geschichten von Rübezahl, die ihm der Schulmeister, weil er großen Gewinnst aus der Liebe des Knaben zog, anstatt mancher Rechenstunde erzählte; zweytens hatte er die Tasche immer voll Nüsse und Äpfel; drittens war er des Schulmeisters Liebling, und seine Fürsprache oder sein Haß konnten helfen oder schaden. Anton war also, wie sein Vater, der Erste im Dorfe, und so ließen es auch seine Ältern gehen, daß bey jedem Schelmstreiche Anton der Anführer war, daß er alle Tage mit zerzausten Haaren zu Hause kam, und sich mit allen Jungen im Dorfe dutzte. Auch der Schulmeister, der in allen Stücken des Schulzens Meynung beytrat, war in diesem Falle auf Antons Seite, und führte Fälle an, daß sogar dieser und jener General in der Jugend es nicht anders gemacht hätte, und doch etwas Großes geworden wäre.

Nettchen hingegen (denn diese Geschichte muß Zug um Zug fortschreiten) hatte diese Erziehung nicht. Die zärtlichste Liebe hüthete sie. Sie durfte als ein Kind nicht allein vor die Thür. Wenn ihre Mutter die Schulzinn, oder in Begleitung eines Truthahns die Pastorinn, auf einen Kaffee besuchte, so ging Nettchen, sehr reinlich gekleidet, an der Hand ihrer Mutter langsam mit. Sie sah zwar mit einem freundlich verlangenden Blicke die kleinen Mädchen vor den Thüren spielen, oder zusammen in dem Bache, der durch das Dorf floß, plätschern, blieb auch wohl einen Augenblick stehen, und hüpfte mit den Worten: sieh' mahl, Mut-

ter! fröhlich auf; doch mußte sie fort, und ihre Mutter sagte ihr dann: das ist unartig von den Kindern; mein Nettchen ist artiger. Und so mußte das Kind bey der Schulzinn oder bey der Pastorinn einen Nachmittag aushalten, und ihr Spielkamerad war ein todter Apfel oder eine elende Holzpuppe.

Ihr einziges Vergnügen hatte Nettchen dann, wenn sie unten in dem Zimmer, wo gewebt wurde, mitten unter den jungen Weberinnen sitzen konnte. Jetzt sangen die Weberinnen ein Liedchen, dann wieder eins; jetzt unterbrach ein lautes Gelächter den Gesang; dann neckten sich die Weberinnen unter einander. Hier war doch Geräusch und ein fröhlicher Lärmen, anstatt der todten Stille auf dem Zimmer der Ältern. Das Kind lief bald zu dieser, bald zu jener Weberinn. Diese nahm es auf den Schooß, jene kitzelte es. So entstand bald ein Vertrauen unter den Partien. Die Weberinnen, welche die Liebe der Ältern zu Nettchen sahen, begegneten ihr freundlich, lehrten sie Lieder und auch manche Possen. Die Ältern, die alles was ihr Kind erlernte, für Vollkommenheit hielten, freuten sich über Nettchens Gesänge, und hatten zuletzt nichts dagegen, wenn sie oft einen ganzen Tag unter den Weberinnen zubrachte.

Für das Vergnügen, das die Mädchen dem Kinde machten, war es dankbar; denn bald schenkte es diesem Mädchen ein silbernes Band, es um den Haarzopf auf der Scheitel zu schlagen, bald jenem ein Tuch; und diese armen Geschöpfe, die den Putz der Damen weben und selbst so ärmlich einhergehen, fingen an das Kind herzlich zu lieben. Sie nahmen Nettchen mit auf die Wiese, wo das Leinen gebleicht wurde. Hier tanzten sie mit dem

Kinde zwischen den Leinenstreifen auf und nieder, und die Mutter stand dabey, und verhinderte die Fröhlichkeit der Mädchen nicht wie ehedem: sie waren ja fröhlich, um Nettchen zu ergötzen.

Nettchen war nun in die Jahre gekommen, da sie anfangen mußte etwas zu lernen. Sie in die Schule gehen zu lassen, schien den besorgten Ältern zu gefährlich. Der Schulmeister kam, um sie im Hause zu unterrichten. Anton, um dem Schulmeister Zeit zu ersparen, mußte, während Nettchen las, schreiben oder rechnen; und während Anton unterrichtet wurde, fing Nettchen an Buchstaben zu mahlen. So kam das kleine sanfte Nettchen mit dem wilden Anton zusammen. Anfangs sahen sich beyde fremd an; bald aber war die Bekanntschaft gemacht. Wendete der Schulmeister den Rücken; schnell schrieb Anton seiner kleinen Base eine halbe Seite, oder er rechnete ihr ein Exempel aus, und spielte dann mit ihr ein Zugspiel auf der Schiefertafel.

Nettchen las, schrieb und rechnete nun ganz gut, als der Prediger bey den Ältern darauf drang, daß sie die Schule besuchen sollte, worin er selbst die Woche ein Paar Stunden unterrichtete. Nettchen mußte also zur Schule; und Vetter Anton bekam Befehl, sie jeden Morgen und Nachmittag abzuhohlen, und sie auch wieder nach Hause zu liefern, damit sie unterweges kein Unglück hätte. Anton erfüllte den Befehl ungern; denn er war gewohnt auf dem Schulwege allerley kleine Streifzüge zu unternehmen. Indessen die ersten Mahle führte er das kleine Mädchen sehr ordentlich an der Hand; half ihr über jede böse Stelle; zeigte ihr die Steine, auf welche sie treten mußte; und wischte ihr die Schuhe mit Grase wieder ab.

Das ging. Bald darauf mußte Nettchen schon einige Minuten still stehen; denn Anton warf nach ein Paar Enten auf dem Mühlbache. Dann kam Nettchen erst eine halbe Stunde später zu Hause, weil Anton sie einen Umweg durch das Dorf geführt hatte, der über die Wiese zurück ging. Alle diese Mißbräuche entstanden nach und nach. Nettchen kam immer fröhlich und reinlich zu Hause; ja, Anton war so für sie besorgt, daß er ihr sogar ein Mahl aus seinen Büchern eine feste Grundlage für ihre Füße im Kothe gemacht hatte. Es fiel den Altern nicht mehr auf, wenn Nettchen auch erst um fünf Uhr mit Anton ankam; und in der Nähe des Hauses vergaß Anton nie Nettchen an der Hand zu fassen.

Nettchen fand eben keine lange Weile bey Antons Streifzügen; ja, sie mischte sich wohl gar in die Spiele der Knaben, wobey denn Anton oftmahls ihr Beschützer war. Kurz, Nettchen und Anton fingen an gern bey einander zu seyn, und Nettchen, die nun den Weg in die Schule allein finden konnte, auch nun die Erlaubniß hatte allein zu gehen, stand mit den Büchern unter dem Arme so lange in der Hausthüre, bis der wilde Anton aus seinem Hause stürzte; und dann gingen sie friedfertig zusammen. In der Schule saßen beyde neben einander. Anton half Nettchen ein, wenn sie stockte und Nettchen theilte mit ihm aus Dankbarkeit ihr Butterbrot, das aus weißem Brote bestand, und nahm dafür ein Stückchen grobes. So stiegen Vertrauen und Liebe bey beyden Kindern, durch Gewohnheit, bey einander seyn, gegenseitige Hülfe, Dankbarkeit, und frohen Sinn; und schon fing Anton an, in einer halben Stunde, die er freywillig in einem stillern Spiele mit Nett-

chen zubrachte, Entschädigung für die lärmenden Spiele zu fühlen, die er indessen versäumte. Sonst war es des Knaben angenehmste Empfindung gewesen, sich recht naß regnen zu lassen: er ging in dem stärksten Platzregen um nichts geschwinder als sonst; jetzt, wenn er aus der Schule kam und es regnete, wie gern kroch er mit Nettchen unter die Schürze, die sie abband und sich zum Regenschirm über den Kopf hängte! Daher gingen sie, die beyden blonden Köpfe dicht zusammengedrängt, die lachenden Augen gegen einander gekehrt, in der vertraulichen Stellung, in die kleine Schürze gehüllt; und Anton vergaß, daß jetzt der Mühlbach rauschte und Zweige und Steine mit sich führte.

Nach und nach hörten seine wilden Spiele auf; er konnte jetzt stundenlang auf der Bleiche neben Nettchen sitzen und ihr erzählen. Er freute sich, wenn er von der allergefährlichsten Stelle im Mühlbache dem Mädchen eine Wassernelke hohlen konnte, die sie so gern leiden mochte. Es freute ihn, wenn Nettchen vor Angst recht schrie, wenn er sich über den Mühlbach hinüber lehnte, und dann ihn: dummer Anton! schalt, wenn er die Blume endlich hatte. Nettchen war nicht mehr so oft in der Arbeitsstube bey den Weberinnen; Anton nicht mehr so oft auf der Wiese bey den Knaben. Sie blieben erst stundenlang, und zuletzt beständig beysammen.

Im Sommer liefen sie heimlich ins Gebirge, und sammelten Erdbeeren; im Winter stahlen sie sich ins Gebirge, und Anton, Nettchen vor sich auf den Knieen, fuhr mit seinem kleinen Schlitten die Höhen hinab pfeilschnell auf dem Felde weg. Nettchen schrie jedesmahl; und doch ließ sie sich

immer wieder bereden die Höhe hinauf zu klettern, um eben so schnell, und noch schneller, auf Antons Knieen hinunter zu fahren. Ich thue es nur, sagte das Mädchen, weil ich gern auf deinem Schooße sitze! Und dann wärmete Anton Nettchens braune Hände und Arme mit seinem Athem wieder, ehe sie ins Haus ging, damit ihre Mutter nicht schelten sollte. So sah man beyde immer zusammen, jetzt im Garten, dann auf dem Hofe, dann auf der Wiese: immer nur mit einander beschäftigt, in Spielen, deren Sinn keiner errathen konnte; in Gesprächen, die nichts bedeuteten; in einer Geschäftigkeit, die keinen Gegenstand hatte. Anton ging dahin; Nettchen folgte ihm nach, beyde still für sich, außer daß Anton von Zeit zu Zeit zurücksah, ob Nettchen noch hinter ihm her ginge. Dann setzte sich Anton, und schälte einen Stock. Nettchen saß sogleich bey ihm: sie sammelte die Rinde, die er abschälte, spielte damit, und so redeten sie eine Zeitlang einzelne Worte, bis einem von ihnen etwas einfiel. Sie sprangen beyde auf, und das Neue geschah mit nicht mehr Theilnahme als das Erste. Doch waren sie beyde fröhlich; denn sie waren bey einander.

Der Schulmeister, der gern auf mehrere Art mit dem Hause des reichen Webers zu thun haben wollte, lobte Nettchens Stimme, wie natürlich rein, geschmeidig, sanft, und bey den immerwährenden Gesängen der Webermädchen in ihres Vaters Hause gebildet war. Nach mancherley vergeblichen Versuchen die Ältern zu bereden, daß sie Nettchen Unterricht auf der Harfe geben ließen, gelang es ihm doch endlich. Einen Bauer soll doch Nettchen wohl nicht nehmen? sagte er oft; dazu

wäre es Schade um alles, was ihr Gott gegeben hat. So ein Gesichtchen, so eine Haut, wie vom Eye genommen! Das dürfte nicht mein Kind seyn. Ich ließe sie lernen, was zu lernen wäre, und dann stellt' ich es in Gottes Hand. Das Harfenspielen hat schon manches Mädchen glücklich und geehrt gemacht.

Das wiederhohlte der Schulmeister so oft, bis endlich die Mutter Feuer fing. Es wurde also eine Harfe in Hirschberg besorgt, der Schulmeister aber angewiesen nichts als geistliche Gesänge zu lehren. Nettchen bekam die erste Stunde. Anton stand bey ihr, und lächelte ihr von Zeit zu Zeit Muth zu, wenn sie die Noten und Takte nicht merken konnte. Endlich spielte Nettchen den ersten Choral, und ein großes Fest, zu welchem Schulzens geladen, und wobey der Schulmeister reichlich beschenkt wurde, feyerte Nettchens Fertigkeit. Bey Tisch, als die Ältern lustig waren und ihr Glas Niederungar zusammen stießen, mußte Nettchen den Choral spielen, und sie sangen ihn, wie ein Trinklied. Schulzens machten auf der Stelle mit dem Schulmeister aus, daß Anton ebenfalls unterrichtet werden sollte, und zwar auf der Flöte, um die Harfe zu begleiten. Ein alter Musikant im Dorfe fand sich dazu willig, und die musikalischen Akademien der beydrn Kinder waren in vollem Gange.

Aus den Chorälen wurden zuletzt auch weltliche Arien und Tänze; endlich vergaß man die langsamen Choräle ganz und gar. Beyde Kinder lernten hier vielleicht mehr und schneller als Kinder der vornehmen Welt; denn die Ältern waren immer bey dem Unterrichte zugegen, und trieben an. Dazu kam nun noch, daß der ältere Anton

Nettchen auf der Flöte, dem leichteren Instrumente, überhohlte, und Nettchen, die gar zu gern mit Anton zusammen spielte, sich selbst trieb und spornte. Der Schulmeister nahm eine Geige dazu, und so wurden in diesem Bauerhause Concerte gegeben, wobey die Zuhörer oft vor Freuden Thränen vergossen. Die einzigen Zuhörer waren die in ihre Kinder verliebten Altern. Der Prediger schüttelte zwar wohl zuweilen den Kopf über die Seltsamkeit, ein Bauermädchen die Harfe spielen zu lehren. Indeß die Altern hatten eine so herzliche Freude daran, und noch obendrein Geld genug, die Thorheit vergüten zu können. Der gutherzige Mann konnte es nicht über das Herz bringen, den Altern das Spielzeug zu verleiden. Indeß fing er an den Knaben sorgsamer zu unterrichten. Er antwortete seiner Frau, wenn sie auf den närrischen Hochmuth der beyden Familien schmälte, die ihre Kinder als Pastorenkinder erziehen wollten: Ey nun, laß doch; wenn die beyden jungen Leute einander einmahl heyrathen, wie es den Anschein hat, so bringen sie so viel Vermögen zusammen, daß es gerade nicht zu viel ist, wenn sie im Übrigen eine bessere Bildung erhalten, als ihres Gleichen. Mancher Pastor nähme Nettchen ganz gern, und lieber als eine Pastorentochter; denn sie hat Vermögen, und eine hübsche Bildung dazu.

Der redliche Mann fing nun wirklich an, beydrn jungen Leuten nachzuhelfen und den Altern hin und wieder einen guten Rath in Absicht der Kinder zu geben. Zum Studieren rieth er dem Knaben nicht, aber zum Pachten oder gar zum Ankauf eines Guts. Die Altern waren unentschlossen, o wie es gewöhnlich geht, eben als sie sich ernst-

haft für das Glück ihrer Kinder entschließen sollten. Der Prediger zeigte dem Schulzen eine Laufbahn für seinen Sohn. Die war dem Alten bey dem herzlichen Wunsche für seines Sohnes Fortkommen, und bey seinem großen Vermögen, zu kostbar. Wir wollen's noch ein wenig ansehen, Herr Pastor! war die Antwort. Der Prediger unterrichtete den Knaben weiter, vergrößerte seine Neigung zum Denken, pflanzte unvermerkt in seine Seele die Neigung ein Ökonom zu werden, und vergaß Nettchen dabey nicht. Er lieh dem Knaben Bücher, und gab ihm heimlich unter den Fuß, Nettchen diese Bücher mitzutheilen. Er zog sogar das Mädchen selbst an sich, und brachte manche Stunde damit zu, ihr in der Kürze gute Regeln zu geben, wie sie sich selbst vorbilden könnte.

Die Ältern waren zwar völlig darüber eins, daß ihre Kinder keine Bauern werden sollten; allein was sonst? das war die Frage, die sie sich zu beantworten, nie das Herz hatten. Des Predigers Anschläge kosteten vielleicht einige hundert Thaler; und die auf ein Vielleicht wegzugeben, dazu waren beyde Ältern nicht vernünftig genug. Sie folgten daher lieber des Schulmeisters Rath, der freylich nichts als ihr eigenes Echo war: die Sache gehen zu lassen und auf die Vorsehung zu vertrauen, die etwas mit beyden Kindern im Sinn haben müßte, weil beyde doch ganz sichtlich anders wären, als alle andern Dorfkinder, zum Beweis die Harfe und Flöte spielten, sängen, Bücher läsen, Briefe schrieben, u. s. w.

Die Ältern ließen also das Ding gehen, ob sie gleich beständig davon sprachen, was doch aus beyden Kindern werden würde. Nettchen schrieb nun einen ganz erträglichen Brief, oft einen sehr

naiven, reitzenden Brief, wenn sie an Anton etwas zu schreiben hatte; sie spielte ganz artig auf der Harfe, sang mit einem natürlichen Reitz, und mit einem einnehmenden Gefühl, las manche gute Bücher, und zwar mit Verstande: und dennoch war Nettchen nichts als ein Bauermädchen. Sie trug ihr schönes blondes Haar oben auf der Scheitel zusammengeknotet, und mit einem Bande bewunden, dessen Enden in den weißen Nacken hinab flatterten. Sie trug von eben der Farbe Zeug, zwar feiner, reinlicher, aber doch nicht anders als die übrigen Bäurinnen. Was sie unterschied, war die schlanke, feine, freye Gestalt, die feinen, weißen Hände, das schöne, gebildete Gesicht, das Anständige ihrer Bewegungen; und ob sie gleich die gewöhnlichen Kleider trug, so wußte sie dennoch mit einer Kleinigkeit ihrer Kleidung einen Reitz zu geben, den andere reiche Mädchen im Dorfe vergebens nachzuahmen suchten: den dieser Reitz lag in Nettchens Seele. Eben so war es auch mit Anton, des Schulzen Sohne. Er war dem Ansehen nach nichts als ein Bauer; doch so bald er die Lippen öffnete, hörte man an dem feinen, gebildeten Tone der Sprache, dann an der besseren Wendung der Gedanken, dann an den Kenntnissen, wenn sie sich äußerten, daß er mehr als ein Bauer war.

Der Prediger würde sich freylich unter diesen Umständen nicht dazu hergegeben haben, die beyden jungen Leute aus ihrem Stande herauszubilden, wenn er sich nicht mehr Ansehen über die Ältern zugetrauet hätte, als er wirklich hatte. Indeß fühlte er denn doch, daß diese Bildung beyde junge Leute nichts weniger als verdürbe. Sie wurden nicht eitel, nicht selbstsüchtig. Die Unschuld

ihrer Herzen war so groß als ihre Güte. Ohne Zweifel wären sie eitel geworden, wenn sie sich hätten mit andern vergleichen können; allein dazu hatten sie keine Zeit. Ihre Beschäftigungen waren so einzig im Dorfe, und sie fanden in ihrem Umgange so viel Freude, in ihrem immer bey einander Seyn so viel Vergnügen, daß sie sich nach und nach ganz von der übrigen Dorfjugend getrennt hatten, ohne etwas Arges dabey zu denken. Kamen sie auch einmahl bey Gelegenheit zusammen, so gaben Nettchens Reichthum und Antons Stand, als des Schulzen Sohn, ihnen ein so natürliches Übergewicht über die andern, daß man das Übergewicht der besseren Sitten mit diesem, welches jeder anerkennt, vermischte; und da sowohl Nettchens als Antons Bildung nicht in eigentlichem Mehrwissen, sondern allein in hellerem Denken, in einem schnelleren Begreifungsvermögen, und in einer reinern Unschuld, in besser geleiteten Gefühlen ihres Herzens bestand: so wurde ihr Vorzug beyden Parteyen wenig sichtbar, und eine offne, fröhliche Vertraulichkeit hielt Nettchen und Anton mit der übrigen Jugend in ziemlich gutem Vernehmen. Sie tanzten, redeten, gingen, scherzten zwar bey den Festen nur mit einander; allein das thaten alle Verliebte, und dafür hielt man sie. Es fiel also nicht sehr auf. Die Kleidung bewies, daß sie noch Bauern waren: damit beruhigte man sich; das Übrige waren Kleinigkeiten. Stahls Nettchen, und Schulzens Anton! so hießen sie, und sie selbst betrachteten sich nie anders; denn des Predigers Weisheit erhielt ihnen diesen Glauben, den ihnen die Thorheit ihrer Ältern gern hätte nehmen mögen.

Sie hörten zwar oft von ihren Ältern Pro-

jekte, welche sie leicht hochmüthig hätten machen können; allein als Kinder hatten sie nicht darauf gemerkt, und als sie größer wurden, fanden sie sich in ihrer Lage so unbeschreiblich glücklich, daß die Gespräche ihrer Ältern kaum auf Stunden Eindrücke in ihre Seele machen konnten, und trotz der Eitelkeit waren die Ältern selbst dennoch so gutherzige Menschen, daß die Eindrücke, die sie hätten machen können, größtentheils wieder verlöscht wurden.

Und was hätten auch ein Paar Seelen, wie Antons und Nettchens Seelen, für andre Eindrücke aufnehmen können, als die Eindrücke der Natur, des Vertrauens, der Liebe, des Wohlwollens und der Freude? Als Kinder waren sie den ganzen Tag zusammen: einerley Spiele, einerley Beschäftigungen, einerley Unterricht, einerley Bildung mußten ihre Seelen nothwendig eins machen. Nettchen hatte in ihrer Seele keinen Gedanken, keinen Wunsch, keine Begierde, keine Freude, keine Furcht, keine Vorstellung, richtig oder unrichtig, die sie dem lieben Anton nicht sogleich mit der ganzen kindischen Offenherzigkeit, die nichts verschweigt, nichts verstellt, nichts bemäntelt, mitgetheilt hätte. Eben so ging es auch Antonen. Was noch auf dem Grunde ihrer Seele verborgen lag, das kam doch endlich in den vertraulichen immerwährenden Geschwätzen bey ihren Spielen oder ihrem Umhergehen zum Vorschein. So hatten sie endlich beyde gelernt, wie sie dachten, wie sie fühlten, was ihnen angenehm, was ihnen furchtbar war; und nicht allein das: da sie überall mit einander redeten, Anton hier Nettchen belehrte, und dort, so waren ihre Seelen so sehr eins geworden, daß

Anton genau hätte vorhersagen können, welchen Eindruck dieß oder jenes auf Nettchens Seele machen würde; und das hatte ihr Vertrauen auf den höchsten Grad gebracht.

Als sie größer wurden, erhielt ihr Verstand einerley Richtung. Sie waren, was auch die Aeltern sagen mochten, den ganzen Tag beysammen. Jeder bekam zwar nun seine Beschäftigung: Nettchen mußte den Haushalt versehen, Anton auf das Feld hinaus, und den Aufseher der Knechte machen, allein das war auch alles, was sie allein thaten. Anton kam vom Felde, und Nettchen fehlte um die Zeit gewiß. Sie war ihm ein Paar hundert Schritte entgegen gegangen, und da kamen sie beyde in vertraulichem Gespräch zurück. Abends saßen sie vor der Thür unter der Eiche, oder sie gingen hinter dem Hause auf der Bleichwiese. Sonntags nach der Kirche war ihr ewiger Weg ins Gebirge, oder an die Bober hinab, unter dem schönen schauerlichen Gewölbe, das die hohen Ufer, die oben fast zusammenstoßen, bilden. Da saßen sie oben auf der Spitze eines hervorragenden Hügels, oder auf einem Felssitze an dem Ufer der Bober, redeten, sangen, lachten, oder Anton las Nettchen etwas aus einem Buche vor, und mit dem anbrechenden Abend kamen sie Hand in Hand in vertraulicher Unschuld zurück. Sie fühlten beyde, daß niemahls glücklichere Tage für sie leuchten konnten, und oft waren die Plane ihrer Altern für sie Gegenstände des Scherzes und des gutmüthigen Spottes.

Die Liebe umschlang die beyden Herzen mit den festesten Banden, die sie hat: mit den Banden der Unschuld, der Fröhlichkeit, des Vertrauens, der Gewohnheit, und der Gleichheit der Seelen.

Sie fühlten nichts anders als ihre Liebe, nichts als ihr Glück: sie genossen ihrer Liebe, ihres Glückes! ohne es zu wissen; und wahrscheinlich würden sie beyde große Augen gemacht haben, wenn man ihnen gesagt hätte, daß sie zärtlich verliebt wären, wie Braut und Bräutigam, und glücklicher als je ein Paar Liebende. „Ich bin dir herzlich gut!" das war der Ausdruck ihrer allerzärtlichsten Empfindung, wenn sie sich etwa nach drey Tagen, die Anton mit seinem Vater anderswo zugebracht hatte, wiedersahen. Ihre Sprache war nicht etwa, wie man glauben könnte, Buchsprache. Nein; denn ihre Bildung, wie ich schon gesagt habe, war nichts als ein natürlich reines Denken, und ein reines herzliches Gefühl, und für beydes die höchste Aufrichtigkeit. Ihre Unterredungen waren daher oft so naiv, in einem so hohen Grade unschuldig, und ihre Welt-, Menschen- und Sittenkenntniß so eingeschränkt, daß ihre Gespräche für einen feinen Zuhörer oft in hohem Grade hätten lächerlich seyn müssen.

Nettchen war nun im sechzehnten Jahre: ein sehr reitzendes Geschöpf, wenn eine schlanke, edle, volle Figur, eine reine, weiße Haut, ein Paar schön geröthete Wangen, ein Paar frische, in ein sanftes Lächeln leicht geöffnete Lippen, ein Paar seelenvolle, blaue lachende Augen, eine schöne Stirn, eine heitre, frische Jugend reitzend machen. Dazu kam Gesundheit, und unverkennbarer Geist von Unschuld, Verstand und Güte, der auf dem schönen Gesichte schwebte. So war Nettchen, als die Stunde für sie schlug, die ihrem glücklichen, heitern Leben voll Unschuld und Liebe ein Ende machen sollte. Es war Jahrmarkt in Warmbrunn. Nicht wahr, Nettchen: du gehst doch morgen mit nach

Warm-

Warmbrunn? fragte Anton. Hm! sagte Nettchen, nickte mit dem Kopf, und nahm zwischen die Lippen noch eine Nadel, die sie aus dem Halstuche zog. Sie war beym Ausziehen, und Anton hatte sich noch heraufgeschlichen, um das zu fragen, was er heute den ganzen Tag vergessen hatte. Nettchen, wann gehst du denn? „Um zehn Anton; aber die Mutter geht mit, und dann dürfen wir uns kaum ansehn. Hörst du? mach, daß deine Mutter auch mitgeht! Da schleichen wir vorweg, den Fußsteig in den Büschen. Nun geh, Anton; ich muß zu Bett." — Gut, so soll's seyn. Gute Nacht, Herzens-Nettchen!

Und am andern Tage schlichen sie vor Brombach von den Müttern weg den Fußsteig in den Büschen nach Warmbrunn. Als beyde Mütter schalten, daß sie erst eine Stunde später als sie kamen, sagte Nettchen: „Daran ist Anton Schuld. Alle zehn Schritte war er müde, und wollte sitzen." — Da solltest du ihn haben sitzen lassen! — „Ach, Mutter," sagte Nettchen, und sah Anton von der Seite zärtlich an, „wenn der da müde ist, so bin ich mit müde." Die Wahrheit zu sagen, es lag nicht an der Müdigkeit, sondern Nettchen war heute reitzender als je. Es war im Julius und eine große Hitze. Nettchen hatte also nur ein Mieder von Kattun angezogen, und einen oder zwey ihrer Röcke weggelassen; so war heute im Putze sogar die ganze schlanke, edle Gestalt sichtbar, die Anton sonst immer nur ganz früh, oder ganz spät am Tage gesehen hatte.

Schon in Gesellschaft der Mütter, hatte Anton Nettchen beständig in den Augen; allein als sie sich erst in die Büsche geschlichen hatten, stand er bey ihr still umspannte mit beyden Händen den

schlanken Leib, sah sie lächelnd an, und sagte: ich weiß nicht, Nettchen, wie du heute bist! — „Nun denn, wie bin ich denn?" fragte sie triumphirend. Sie wußte, er mochte das Mieder leiden. — Du bist immer recht hübsch; aber heute — ich weiß nicht, was du mit deinen Kleidern gemacht hast, Nettchen; du bist heute noch einmahl so hübsch, so schlank, so eben, so — man kann heute recht sehen, daß du schön und leicht wie ein Vogel bist, und groß und schlank wie eine Pappel. — „Ja, das macht, ich habe nur ein Mieder, und zwey Röcke weniger an. Wie heiß es auch ist!" — Weißt du, Nettchen, was ich wollte? Daß es immer so heiß wäre; denn so — Er drückte das Mädchen an seine Brust. Sie lachte und wollte fort; dann war Anton müde. Sie setzten sich einen Augenblick; dann wünschte er sie wieder zu sehen. Sie standen auf. Nettchen lief wieder so erschrecklich, und er wollte plaudern. Dann wurde er wieder müde und setzte sich, und so kamen sie eine Stunde später in Warmbrunn an, weil Nettchen heute so leicht wie ein Vogel und so schlank wie eine Tanne anzusehen war.

Aber so schön wie Anton heute Nettchen fand, mußten auch Andere sie finden. Zwischen den Hausen Bauermädchen aus allen Dörfern um Warmbrunn, die jetzt die Buden mit Halsschnüren, Spiegeln, Scheeren und Messern umringten, drängte sich der Herr von Lindt umher. Wo er ein hübsches Gesichtchen sah, da kaufte er eine Korallenschnur, oder eine Scheere, schenkte sie dem hübschen Gesichtchen, und plauderte dafür ein Paar Minuten mit dem dankbaren, kichernden Mädchen, knipp ihm in die runden Wangen, und ergötzte sich

an der schönen Röthe der jungfräulichen Scham, welche die Wangen vertheidigte.

So strich er von Bude zu Bude mit einem seiner Freunde, bis er auch zu der Bude kam, vor der Nettchen mit zehn andern ihrer Gespielinnen stand, und lachte und schäckerte. Platz, Platz! meine schönen Kinderchen! rief er den Bauermädchen zu. Die vor ihm standen, flohen aus einander, und der Herr von Lindt blieb staunend vor Nettchen stehen. Er betrachtete ihr Gesicht, ihre Gestalt, lehnte sich zu seinem Freunde zurück, flüsterte ihm ein Paar Worte ins Ohr, und zog auch dessen Augen auf Nettchen. Die Schönheit des Mädchens machte einen tiefen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz. Nettchen erröthete, und zog sich zurück an ein Paar andere Mädchen. Wovor fürchtest du dich, mein schönes Mädchen? fragte Lindt, und trat freundlich auf Nettchen zu. Sie lächelte. Ich will Ihnen Platz machen, sagte sie. — Du nicht, mein liebes Kind. Nun, was wolltest du denn handeln, schönes Mädchen? Er führte sie an die Bude. — Ich habe schon gekauft, sagte Nettchen freundlich. — Aber ich habe ein Gelübde, Kind, daß ich allen hübschen Mädchen heute einen Jahrmarkt kaufen will. Such dir aus, liebes Mädchen, so viel, so schön du willst. — Nettchen wollte nicht. Lindt bat sie sehr artig, es ihm nicht abzuschlagen. Nettchen erröthete, und wählte ein Schnürband.

Der Herr von Lindt nahm die schönste Korallenschnur, und eine Rolle seidnes Band, und drang es Nettchen auf. Sie nahm es gezwungen an; aber sogleich gab sie beydes zwey andern Mädchen, die bey ihr standen, und sagte sehr artig: ich habe schon das Schnürband; ich bin zufrieden.

Mädchen, sagte der Herr von Lindt, gib mir einen Kuß, und ich kaufe dir die ganze Bude. Die andern Mädchen erhoben ein lautes Gelächter. Nettchen allein lachte nicht; ihre Mine wurde empfindlich. Sie erröthete bis an die Stirn. Ein Mädchen, das in der Bude verkaufte, rief lachend: „geschwind, Kleine, gib dem Herrn einen Kuß! so wohlfeil wird dir's nicht wieder gebothen." „Ich trete ihr den Handel ab, Jungfer," sagte Nettchen mit einem bittern Blick auf das Mädchen. Sie legte das Schnürband auf den Tisch, drehete sich um, und ging.

Herr v. Lindt war verlegen; er sah Nettchen nach, nahm seinen Begleiter unter den Arm, und sagte: qu'en dites vous? — Hm! das Mädchen weiß, daß sie hübsch ist, antwortete der, und beyde gingen Nettchen nach. „Sehen Sie, hob Lindt wieder an, sehen Sie die schöne Figur! sehen Sie den leichten Gang! Haben Sie je etwas Schöners gesehen? Und ich bitte Sie, die Kleidung, wie anpassend, wie eng! Sehen Sie, ob hier noch Ein Bauermädchen so gekleidet ist!" — Das Mädchen, weiß daß sie hübsch ist. — „Und der Ton der Stimme, die Art, wie sie redete; die Feinheit, mit der sie antwortete, die Empfindlichkeit" — Mein Gott, man hat ihr schon sonst gesagt, daß sie hübsch ist. — „Haben Sie ihre Hand gesehen? Weiß wie Schnee, und weich wie ein Pflaum." Es ist eine Weberinn; die kommen nicht in die Sonne, und nicht an grobe Arbeit. — „Und das schöne blonde Haar, der Nacken, so weiß, so lockend! Ich habe so etwas Schönes noch nie gesehn. Der Ausdruck von Feinheit, von Geist, von Unschuld in dem holden Gesichte. O ich wünschte, das Mädchen" — Nicht wahr? hätte nicht den Ausdruck

der Unschuld auf dem Gesichte? — „Wissen Sie was? ich glaube es war kein Bauermädchen." — Etwa eine verwünschte Prinzessinn? Sehen Sie doch nur hin! (Nettchen stand eben bey Anton, und gab ihm freundlich die Hand.) Der junge Bauer, dem sie da freundlich die Hand giebt, fuhr Lindts Begleiter fort, ist wohl ein verkappter Ritter, der die Prinzessinn liebt? — „Ich will doch den Menschen fragen, wer sie ist. Kommen Sie!"

In dem Augenblick ward Nettchen wieder von einigen Mädchen in die Mitte genommen, und Anton blieb allein. Lindt eilte auf ihn zu. Höre, guter Freund, wer ist das Mädchen, mit dem du eben spracheſt? Anton sah den edlen Herrn bey dieser Frage groß an. Es schien ihm seltsam, daß ein so junger Herr sich so angelegentlich nach Nettchen erkundigte. Er zog den Hut, und fragte mit einem zweydeutigen Tone: wozu wollen Sie das wissen? — Lindt, dem Nettchen schon aus dem Gesichte kam, wurde ungeduldig: ich frage, wer ist das Mädchen? Anton antwortete eben so: wozu wollen Sie das wissen? Lindt lenkte ein. Ich brauche es wohl nicht zu wissen, wenn du es nur weißt. Das Mädchen hat in jener Bude ein seidnes Tuch liegen lassen. Anton zog den Herrn von Lindt nach der Bude. Lindt ließ sich ein Tuch geben, und bedeutete Anton, er möchte es dem Mädchen bringen. Woher ist sie denn? rief er ihm nach; allein Anton war schon verschwunden. Nicht fünf Minuten, so war Anton wieder da. Er gab dem Herrn von Lindt das Tuch zurück, zog den Hut, und sagte lächelnd: das Mädchen, mit dem ich redete, hat hier nichts vergessen als das, Ihnen zu sagen, daß Sie ihr doch Empfindung gegen Beschimpfungen zutrauen möchten. Und nun, da Sie

das wissen, hat sie Ihnen nichts mehr zu sagen. Anton verschwand. Lindt suchte das schöne Bauermädchen noch zwey Stunden; allein vergebens. Nettchen und die beyden Mütter waren schon zum Thore hinaus. Anton eilte ihnen nach. Kaum hatten sich beyde von den Müttern weg in die Büsche geschlichen, so war der Herr von Lindt mit seinen Geschenken selbst von Anton vergessen, und Anton sah nichts als sein schlankes, leichtes, liebes, schönes Nettchen, und sprach von nichts als von ihrem heutigen schönen Anzuge.

Lindt schüttelte den Abend noch wohl zehn Mahle den Kopf, daß er so gar nichts von dem schönen Bauernmädchen erfahren hatte, von dem er fühlte, daß es zu seinem Glücke nöthig wäre. Zehn Mahle überlegt er Nettchens und Antons Antworten. Beyder Ton klang nicht bäurisch, beyder Antwort war zu fein. Das schöne Mädchen tanzte noch wohl acht Tage vor den Augen seiner Fantasie: da sie aber gar keine Nahrung bekam, so verschwand endlich Nettchens Bild wieder, und nach vierzehn Tagen wäre es ganz vergessen gewesen, wenn nicht jede hübsche Figur in Bauernkleidern es wieder hervor gezaubert und den ersten Eindruck lebendig gemacht hätte.

Herr von Lindt war ein sehr reicher Edelmann tief aus Westphalen. Er hatte eine sehr gute Erziehung gehabt, und dieser Erziehung mußte er alle die Tugenden verdanken, die er noch hatte; denn an ihm lag es nicht, daß sie noch da waren. Er gehörte zu denen Philosophen, die, aus zu großer Liebe gegen das ganze menschliche Geschlecht, die Pflichten gegen den einzelnen Menschen übersehen. Sein Herz war gut, edel und weich; aber sein Kopf, mit unmenschlichen Spekulationen angefüllt,

spielte seinem Herzen oft die allerbösesten Streiche, und das übelste war, daß er seinem Kopfe aus Eigenliebe immer glaubte, und die Gefühle seines Herzens für Aberglauben der Kinderstuben hielt. Er war in der Schweiz gewesen, hatte von den Schlesischen Gebirgen viel gehört, und reiste dahin. Die Menge von Schlesischen Damen, die er in Warmbrunn traf, hielt ihn dort auf. Er badete nicht: denn er war gesund; er schweifte nicht aus: denn er wollte gesund bleiben. Das Übrige seines Charakters wird ja die Geschichte geben.

Es ist wohl Gottes Wille nicht gewesen, sagte der Schulze zu dem Schulmeister, daß aus dem Jungen mehr werden sollte, als sein Vater ist. „Kann man doch noch nicht sagen. Er ist erst neunzehn Jahre." Seine Schwägerinn sagte von Nettchen fast eben das. Dann setzte sie hinzu: das Mädchen ist ja ganz ausgewachsen, und noch hat sich niemand vornehmes gefunden. „Kann man doch noch nicht sagen," antwortete auch hier der Schulmeister: „unverhofft kommt oft!" Der Prediger, der seine Freude an der Glückseligkeit der beyden reinen Seelen hatte, meinte, daß es Gottes Wille gewesen wäre, die jungen Leute durch sich selbst glücklich zu machen. Er wiederhohlte den Ältern, wie sich von Jugend auf alles zusammen gefunden hätte, die Seelen der beyden jungen Leute in eins zu schmelzen; und wie sie selbst mit ganz verschiednen Absichten die Liebe ihrer Kinder befördert hätten. Dann schloß er endlich mit den Worten: Gott hat es besser gemacht, als ihr dachtet: denn sie haben alles was zur menschlichen Glückseligkeit gehört: Gesundheit, Verstand, Tugend, Liebe gegen einander, Ju-

gend, Vermögen, Achtung vom ganzen Dorfe, und, was über alles geht, ein gutes Gewissen.

Ich habe auch nichts dagegen, wenn Gott sie zusammenführt, sagte der Schulze, der die Hoffnung für seinen Anton so ziemlich aufgegeben hatte. Die Frau Schulzinn nickte langsam und weise dazu mit dem Kopfe. Je nun, wenn es Gottes Wille ist, wie der Herr Pastor sagen, seufzte Nettchens Mutter ohne aufzusehen; indeß das muß sich ja zeigen, ob es sein gnädiger Wille ist. „Wie denn zeigen?" fragte der Pastor etwas ärgerlich; die jungen Leute haben sich lieb, sind sich gleich an Stande, an Vermögen an Gesundheit, Vernunft und Tugend: wie soll Gott seinen Willen besser und deutlicher zeigen? oder sollen die jungen Leute erst der Gemeinde ein Ärgerniß geben? Frau und Mann werden vor der Trauung? Frau Stahl, Frau Stahl! man muß nicht eigen seyn." Je nun, Herr Pastor, ich habe ja gar nicht nein gesagt, und es ist ja meines Schwagers Sohn; dem werd' ich ja thun, was Recht ist.

Von jetzt an nahmen Nettchens Ältern des Pastors Vorschlag näher in Erwägung, und man kam überein, dem Vetter Anton, wenn anders sich kein Vornehmerer fände, Nettchen zu geben. Man fing auch an Schulzens darüber zu vernehmen. Diese hatten gar nichts dagegen, und so kam der Handel so ziemlich zur Richtigkeit. Nettchens Mutter lag indeß noch ein schwerer Stein auf dem Herzen. Sie hatte des Pastors Erinnerung von dem Ärgernisse, das beyde junge Leute der Gemeinde geben könnten, näher überlegt. Nun trug sie dem Alten ihre Zweifel vor, und man hielt es für das Beste, den vertrauten Um-

gang der beyden jungen Leute ein wenig einzuschränken.

Nettchen wurde also von ihrer Mutter vorgenommen. Höre 'mahl, Nettchen; du — du hast — wohl den Vetter Anton recht lieb?

„O ja, Mutter, das weiß sie ja. Ich hab' ihn ganz lieb. Sie weiß ja, er gäbe mir sein Leben, wenn ichs verlangte. O lieber Gott, Mutter! das ist noch gar nichts, sein Leben. Das kann ich ihr gar nicht sagen, wie lieb mich Anton hat. O so lieb, so lieb! Da hat er jetzt ganz heimlich eine Elster; aber ich weiß es doch. Da bricht er sich des Nachts den Schlaf ab; denn bey Tage hat er keine Zeit, und lehrt die Elster sagen: „Nettchen, ich habe dich lieb!" Sieht sie, Mutter, da steht er des Nachts vor dem Bauer, und sagt der Elster vor; Nettchen, ich habe dich lieb! Er denkt, ich weiß es nicht; aber ich stehe alle Nacht am Fenster und höre zu, wie er mit der Elster Schule hält, so lange bis er sich hinlegt. Und da stehe ich manchmahl, und muß weinen, daß er die Nacht durch meinetwegen wacht, der arme Junge."

Nettchen standen bey diesen Worten Thränen in den Augen. Auf ein Mahl erheiterte sich ihr Gesicht, und sie fuhr fröhlich fort: „nun hab' ich mir in Warmbrunn ein gläsernes Vogelnäpfchen bestellt; da sollen sie mir die Worte aufschleifen; „Anton, ich habe dich lieb!" und das will ich heimlich der Elster ans Bauer hängen; und wenn er das nun sieht! wenn er das nun sieht!" Sie hüpfte nun bey diesen Worten im Zimmer umher. „Seh sie, Mutter, neulich, da ich und —"

Nettchen, nun höre nur auf! ich glaube es ja, daß ihr euch lieb habt. Höre mich an. Deine

und Antons Ältern haben auch nichts dawider, daß ihr euch recht lieb habt; aber —

„Ja, das kann auch keiner machen, daß wir uns nicht lieb hätten, sie so wenig als Antons Ältern. Seine Ältern können ihm verbiethen das oder jenes zu thun; aber sich lieb haben, das ist nichts zu thun, Mutter. Das sitzt einem hier in der Brust und in den Gedanken. Das wäre eben, als wollten seine Ältern ihm befehlen, er sollte nicht Athem hohlen, oder so etwas: das geht immer fort, ohne daß man etwas dazu kann; und, Mutter, wollt' er ja auch den Athem eine Zeitlang anhalten, dann geht der Athem nachher desto geschwinder und stärker. Das wäre nichts, und gerade so ist es mit dem Liebhaben; denn wie Anton letzthin nach Sprottau war, und er kam wieder, da gings, Mutter, weil wir uns nur drey Tage nicht hatten sehen können. Ich war ihm heimlich bis nach Hirschberg entgegen gegangen. Da kam er, und wir liefen einander mit lautem Geschrey in die Arme. Nachher schämte ich mich; denn die Leute standen still und sahen zu. Aber ich merkte das nicht. Seh sie, Mutter, da konnt' ich ihn nicht aus den Armen lassen, und er mich nicht. Wir standen, weinten, lachten, und wußten gewiß nicht worüber. Da hatt' ich den Anton so lieb, so sehr lieb, als hätte ich ihn sonst gar nicht lieb gehabt; und wenn er den Tag zu mir gesagt hätte: wir wollen uns in die Bober stürzen! ich wäre mit ihm hinein gesprungen. Nachher, als wir nun —"

Schon gut, schon gut, Nettchen. Ihr sollt euch ja auch lieb haben; ja doch, ja! obgleich eure Ältern das doch auch verbiethen könnten, wenn sie wollten.

„Ja, Mutter, können! was kann man nicht?

Aber ich und Anton könnten nicht gehorsam seyn. Da steckt der Knotten: ob Ältern etwas Unmögliches verbiethen können. Denn, Mutter, wie sollt' ich es anfangen, Anton nicht lieb zu haben? Wenn ich ihn sehe, so lacht mein Herz in der Brust, und mein Auge im Kopfe. Ich habe das schon probiert; ich habe ein Mahl auf ihn böse seyn wollen. Nun schlug ich die Augen nieder, damit ich ihn nur nicht ansehe; denn sonst wäre es gar nicht gegangen. Da bückte er sich, daß ich ihn sehen sollte; denn er kennt mich zu gut. Ich drückte aber die Augen fest zu. Da sagte er: Nettchen! das einzige Wort: Nettchen! Und da riß es mir die Augen auf, und ich mußte ihn in die Arme nehmen, ich mochte wollen oder nicht. Ja, die Liebe, Mutter; da hilft nun gar nichts auf der Erde. Wenn ich seine Stimme höre, so muß ich hin. Ja, Mutter, wenn sie mir verbiethen wollte Anton lieb zu haben, so müßte sie mich nur todt schlagen; denn eher glaube ich nicht, daß es ginge. Sehe sie — "

Je, Mädchen, so höre mich doch aus! Das geht ja, wie da die Mühle. Ja doch, ihr sollt euch ja lieb haben. Gut denn! Aber — Über das wunderliche Mädchen! weiß ich doch wirklich nicht, was ich sagen wollte. Nun ja, lieb haben sollt ihr euch; aber ihr sollt euch ein wenig ändern. Ihr geht gar zu vertraut mit einander um. Da müßt ihr folgen. Sieh, Nettchen, des Abends sitzt Anton noch bey dir auf der Kammer; das schickt sich nicht. Du ziehst dich in seiner Gegenwart aus und an; das ist nicht fein, Nettchen. Und Morgens läuft er schon zu dir hinauf, wenn du noch im Bette liegst. Was sollen die Leute davon denken?

„Je, Mutter, das lasse sie nur. Wir wollen den Leuten kein Wort davon sagen."

Unsere Weberinnen sehen es ja, und hören es, daß er hinauf trappt.

„Er soll künftig ganz leise die Treppe hinauf schleichen. Das will ich ihm bald sagen.“

Ey was! er soll gar nicht mehr zu dir hinauf. Das schickt sich überall nicht.

„Je nun, liebe Mutter, auch das. Ich will meine Nachtigall selbst füttern. Die hat Anton alle Morgen gefüttert; und dann zog ich mich unterdeß an, daß er grüne Zweige ins Bauer flocht und dem Thierchen Mehlwürmer gab. Ich stehe desto früher auf. Das ist eins.“

Und dann eben so wenig darf er des Abends zu dir hinauf! Hörst du, Nettchen?

„Nu ja doch: das auch, wenn's seyn muß. Wir können ja desto länger mit einander vor der Thüre sitzen, und vorspielen kann ich ihm ja bey Tage, ob er es gleich immer lieber hörte, wenn alles still und dunkel war.“

Und dann dürft ihr nicht mehr allein mit einander spazieren gehen.

„Was, Mutter? Das schickt sich doch! Geht doch die ganze Welt spazieren, Vornehme und Geringe. Warum nicht spazieren?“ Nettchen standen die Thränen in den Augen.

Weil ihr immer ins Gebirge allein lauft, oder in die Büsche kriecht, wohin kein Mensch kommt. Die Leute meinen Wunder, was ihr da macht.

„Was wir da machen? Lieber Gott! da sitzen wir, und Anton bläst auf der Flöte, und ich singe dazu; oder wir erzählen uns Geschichtchen, oder wir lesen. Was sollten wir den machen, liebe Mutter? Wir bekümmern uns ja um die Menschen nicht.“

Kurz und gut, Nettchen: es geht nicht. Bleibt hübsch bey uns, wo wir sind!

„Ja, Mutter, ich und Anton haben uns so viel allein zu sagen."

Aber was habt ihr euch denn zu sagen, Nettchen? Rede!

„Zu sagen? Das ist wahr, wir könnten das alles reden, und wenn das ganze Dorf dabey wäre; aber — kurz, Mutter: ich und Anton müssen allein seyn, wenn wir vergnügt seyn sollen. Ich mag es denken, wie ich will; wir müssen wirklich allein seyn."

Und gerade das soll nicht seyn; denn es könnte dir ein Unglück begegnen. Du bist zwar wohl ein ehrliches Mädchen; aber die Einsamkeit hat schon manches Mädchen unglücklich gemacht. — Nettchen sah die Mutter groß an; ihre Unschuld verstand die Worte nicht. „Welch ein Unglück, liebe Mutter?" fragte sie.

Frag noch lange! Zeit und Stunden sind nicht immer gleich. Wer leicht traut, ist leicht verloren, und Menschen sind wir alle. Du könntest ein Mahl mit Anton zu vertraut werden.

„Das ist ja kein Unglück, Mutter. Vertrauter kann ich mit Anton nicht werden, als ich schon bin. Ich sage ihm alles; ich vertraue ihm alles. Glaube sie mir das liebe Mutter."

Kurz und gut, Nettchen: ihr sollt euch nicht mehr allein sehen. Wir, eure Aeltern, wollen's nicht haben; und wenn ihrs nicht laßt, wenn ihr euch ein einziges Mahl wiedersieht, ohne daß ich oder dein Vater dabey ist, so sage ich dir: Anton muß sogleich zu seinem Vetter nach Sprottau, und ihr seht euch euer Lebetage nicht wieder. Das hat

der Schulze hoch und theuer geschworen, und darnach hast du dich zu richten.

Nettchen stand todtenblaß vor ihrer Mutter; Thränen kamen in ihre Augen; sie schlug die grossen blauen Augen gen Himmel, als ob sie dem die Härte ihrer Mutter klagen wollte. Ihre Mutter sah den Blick; er ging ihr durch Herz. Sie sagte freundlich; und Nettchen, wenn du gut und gehorsam bist, so sollst du bald Antons Frau werden; dann könnt ihr Tag und Nacht allein seyn. Sie ging, um nicht noch mehr zu sagen. Nettchen blieb still auf der Stelle stehen. Gar nicht allein sehen, und immer Tag und Nacht sehen; das waren die beyden Vorstellungen, die sich unaufhörlich in ihrem Kopfe jagten. Antons Frau! Das Bild hatte sie zwar schon manchmal gehabt; allein immer noch als Wunsch, als weit hinaus. Jetzt war es ihr so nahe hin gelegt, und es kostete nichts als nur eine Zeitlang gehorsam seyn, eine Zeitlang Anton nicht sehen, den sie ohnehin nicht allein sehen durfte, wenn sie ihn nicht ganz in Sprottau verlieren wollte. Diese Vorstellungen, die sie so nahe angingen, bemächtigten sich ihrer ganzen Seele, und mit einer solchen Stärke, daß sie es sich fest angelobte, Anton unter keiner Bedingung wieder zu sehen, damit sie ihn nicht ganz verlöre. Der Ton ihrer Mutter war so ernst gewesen, wie sie ihn noch nie gehört hatte. Je größer also ihre Liebe gegen Anton war, desto größer war jetzt ihre Furcht ihn wieder zu sehen. Sie zitterte, wenn sie glaubte, er könnte kommen. Bald Antons Frau! Das Bald legte ihre Liebe aus, und sie war fest entschlossen, was es ihr und Anton auch kosten möchte, ihrer Mutter zu gehorchen. Mit diesen Ideen stellte sie sich an das offne Fenster.

Anton war in einem Sprunge am Fenster, kletterte in die Höhe, und Nettchen? machte, als käme eine Schlange, das Fenster zu. Anton sprang hinab, und hoffte, sie sollte es wieder öffnen. Umsonst; es blieb verschlossen, und er sah Nettchen sich die Augen mit der Schürze trocknen, und vorsichtig durch das Fenster lauern. Nun war er mit einem Sprunge im Hause, und in Nettchens Zimmer. Anton, rief sie eilig, ich darf dich nicht mehr sehen! Dann lief sie in die Kammer bey der Stube; Anton hinter drein. Sie sprang in die Küche, Anton hinter drein. In einem Satze war sie auf den Hausflur; Anton auch. Nettchen sprang wieder in die Wohnstube; Anton immer rascher hinter drein. So machten sie die Ronde ein Paar Mahl. Sie warfen die Thüren, daß sie und die Fenster klirrten. Nettchen! rief Anton, wenn er eine Thüre öffnete. Ich darf nicht! schrie Nettchen, wenn sie die andere Thüre zuwarf. Nettchens Mutter kam auf den Lärm herbey, und Nettchen lief desto schneller, und schrie desto stärker. Endlich hielt die Mutter die Thür zu, durch welche Nettchen entwischen wollte; und so hatte sie Anton beym Rocke.

Aber Herzens bestes Nettchen, was weinst du? — Mutter, rief Nettchen: er hält mich! Die Mutter verstand. Sie befahl Anton, Nettchen los zu lassen. Er ließ sie fahren. Höre, mein Sohn, sagte sie sehr ernsthaft: dein Umgang mit Nettchen ist nichts. Das geht nicht mehr. Nettchen soll dich nicht mehr sehen! Hörst du? und damit Holla! Da geh, Anton! — Nettchen zerfloß in Thränen. Anton sah die Mutter, dann Nettchen starr an, und endlich ging er, ohne eine weitere Erklärung zu veranlassen. Die Mut-

ter glaubte, Nettchen hätte ihm die Ursachen erklärt; allein das arme Mädchen fürchtete sich so vor seiner Abreise nach Sprottau, daß sie nicht das Herz hatte ihm mehr als die wenigen Worte zu sagen, die sie ihm gesagt hatte. Als er in der Thüre war, rief sie ihm noch zum Troste nach: Anton, und dann sollen wir uns heyrathen!

Anton stand vor dem Hause, wie ein Narr. Nettchens letzte Worte machten das Räthsel noch räthselhafter. Nicht sehen, und doch heyrathen? Er zerbiß sich alle zehn Nägel, und brachte doch nichts heraus. Den ganzen Tag stand er vor Nettchens Fenster, und harrte mit unendlicher Geduld auf sie. Eben so geduldig stand sie mitten in ihrer Kammer, und sah zum Fenster hinaus. Sie erblickten nichts von einander als die Stirn. Vergaß sich Nettchen, und kam näher, so winkte Anton ihr mit der Hand und mit einem wehmüthigen Blicke. Nettchen ging dann sogleich in einen Winkel, und weinte als wollte ihr das Herz brechen; und doch ging sie nicht.

Am Abend war Antons Geduld vollkommen zu Ende; denn Nettchen, so viel er auch winkte, lächelte, nickte und betrübt hinauf sah, kam nicht ans Fenster. Er machte noch eine Probe. Ganz spät nahm er seine Flöte, setzte sich Nettchens Fenster gegen über, und blies mit Wehmuth alle seine rührenden Arien. Er hörte Nettchen schluchzen, er sah sie sogar zwischen den Gardinen durchlauschen; allein sie verließ sogleich das Fenster, wenn er an der Mauer hinauf leise: Nettchen! flüsterte. Endlich schwieg er; denn Nettchen löschte ihr Licht aus. Er hörte sie noch eine Zeitlang gehen, dann wurde alles still. Sein Vater rief ihn; er mußte hinein. Die Uhr schlug zwölf, als er noch im

Fen-

Fenster lag. Kurz und gut! murmelte er. Er stieg zum Fenster hinaus, und leicht wie eine Katze kletterte er am Rebengeländer hinab, das an der Wand befestigt war. Still trug er eine Leiter an Nettchens Kammerfenster. Er stieg hinauf. Kaum kam sein Kopf am offnen Fenster in die Höhe, so hörte er auch Nettchens Stimme dicht an seinem Ohre, und fühlte Nettchens Hand und Athem an seinen Wangen. „Mein Gott, Anton! was machst du?"

Nettchen konnte so wenig schlafen, wie Anton. Sie erlöschte ihr Licht, legte sich nieder, und stand leise wieder auf, als sie Antons Fenster öffnen hörte. Sie sah ihn aus dem Fenster am Geländer hinabsteigen, und ahndete mit schnell schlagender Brust seinen Vorsatz. Nun horchte sie, ob alles im Hause still wäre; und freute sich, als sie die Leiter ansetzen hörte. Anton stieg herauf. Sie nahm sich dennoch vor ihn wegzujagen; allein ihre Hand streichelte seine Wange, so bald sie ihn erreichen konnte. Doch in das Fenster wollte sie ihn nicht lassen. Wenn nur die Leiter fest steht, sagte Anton. Schnell machte sie ihm im Fenster Platz, aus Furcht, er möchte fallen. „So komm nur herein, du Waghals." Mit einem raschen, fröhlichen, unbesorgten Schwunge saß Anton im Fenster, und mit noch einem Sprunge stand er in der Kammer, und in Nettchens zitternden Armen.

Nun, mein Herzens-Nettchen, geschwind sag' mir, warum soll ich dich nicht mehr sehen?

Ach, lieber, lieber Anton, wenn dich jemand gehört hätte! Sie verbarg ihn an ihrem Busen. Anton drückte sie inniger an sich als sonst. Nett-

chen wollte die verlornen Stunden nachhohlen. Ihr Gespräch waren brünstige Küsse, heiße Seufzer, brünstiger und heißer als je. Sie durften nicht reden, um sich nicht zu verrathen. Sie ersetzten die Worte mit heißen, zärtlichen Liebkosungen. Das Geheimniß hielt die lüsternen, Wollust erregenden Flügel über sie. Sie wären, thörichte Mutter! vielleicht verloren gewesen, wenn nicht ein Zufall sie gerettet hätte. Im Hinaufschwingen hatte Anton der Leiter eine schiefe Richtung gegeben; es bedurfte nur noch der kleinsten Berührung, so fiel sie. Der Hofhund war seinen Herrn nachgelaufen, und stand nun an der Leiter, auf der sein Herr hinaufgestiegen war. Er setzte die Pfoten auf die unterste Sprosse. Die Leiter rauschte an der Mauer weg, und fiel mit einem großen Lärm endlich nieder.

Die Leiter! riefen beyde voll Schrecken, und sprangen ans Fenster, aus ihrem verrätherischen Schweigen erweckt. Sie sahen traurig an der Mauer nieder; allein die Leiter lag unten, und Anton war gefangen. Was mach' ich nun? seufzte Nettchen. Kaum hatte sie das gesagt, so hörten sie auch unter sich die Stimme des Vaters. Das Fenster öffnete sich. „Ich weiß nicht, da fiel etwas." Er sah tiefer hinaus. „Eine Leiter, Mutter! Es ist doch sicher?" Das ist Anton! rief die Mutter: der ist bey Nettchen! Siehst du, so gehts! Siehst du, daß ich recht habe? — Anton und Nettchen hörten die Altern in die Pantoffeln fahren, und zitterten wie ein Paar Verurtheilte.

Anton! flüsterte sie ängstlich, nun sind wir unglücklich! Wohin soll ich dich verstecken? Laß nur, Nettchen, rief Anton entschlossen; leg dich

zu Bette, und schlaf. Er saß im Fenster, ergriff mit starker Hand einen Zweig von einem Fliederbaume, der am Hause stand, und schwang sich von dem Fenster mit einem kühnen Sprunge in den Baum. Nettchen stand so lange am Fenster, bis sie ihn in Sicherheit sah; dann war sie mit einem Sprunge im Bette, und schnarchte schon aus Leibeskraften, da ihre Altern die Thüre öffneten. Sie leuchteten überall in alle Ecken, dann zum Fenster hinaus. Nein, sagte der Alte, du hast ihr Unrecht gethan. — Ich habe ja gehen hören, schon als wir auf waren, antwortete die Mutter. Geh du hinüber zu dem Bruder, ob Anton im Bette liegt. Es ist nicht richtig. — Sie gingen. Anton lehnte sich von dem Baume ins Fenster: Nettchen! den Sonntag im Gebirge, in der Baude. Nettchen versprach es voll Angst. Sey ruhig, ich bin im Bette, ehe mein Vater das Haus öffnet. Und er hielt Wort. Als die Alten vor dem Hause pochten, kletterte Anton an dem Geländer in die Höhe. Er stieg eben ins Bett, als sie in das Haus traten. Der Schulze hätte das Ding fast übel genommen. Man beruhigte sich von allen Seiten wieder, obgleich Niemand begreifen konnte, woher die Leiter gekommen war.

Den andern Tag hielt sich Nettchen bey ihrer unschuldigen Miene, bey ihrem Erstaunen so wohl, als ob sie die Kunst mit Anstand zu lügen gelernt hätte; und dieser erste glückliche Versuch machte ihr Muth, den Sonntag ins Gebirge zu Anton zu gehen, woran sie vorher noch immer mit Zittern gedacht hatte. So wurde dem reinen Spiegel ihrer unschuldigen Seele der erste Flecken von ihrer Mutter Thorheit aufgezwungen. Der Sonn-

tag kam. Nettchen machte ganz unbefangen mit einer Weberinn aus ihrem Hause eine Parthie in den Hain, ein Dörfchen, das im Gebirge liegt, und Anton mit einem jungen Bauer eine nach Warmbrunn. Nettchen ging links, Anton rechts. Die Mutter nickte aus ihrem kleinen Fenster freundlich hinter beyden her; dann las sie andächtig eine Predigt aus einem Folianten.

Hinter dem Dorfe aber trat Nettchen die Weberinn an Antons Begleiter ab, und nahm dafür Anton. Dann stiegen sie ins Gebirge hinauf, um ihren alten Baudenbewohner zu besuchen. Schon seit mehreren Jahren waren Nettchen und Anton jeden Sonntag im Sommer bey ihrem ehrlichen Zink gewesen. So hieß der Alte. Hier waren sie so ganz allein, so ganz abgesondert von der übrigen Welt. Die Bekanntschaft mit dem Alten verdankten sie einem Zufalle. Zink kam an einem heißen Sommertage aus einem Dorfe zurück, wo er sich Lebensmittel eingekauft hatte. Der alte Mann versank beynahe unter der Last, die er den steilen Berg hinauf tragen wollte. Alle zwanzig Schritte setzte er seinen Korb nieder, sich dabey, trocknete den Schweiß von der Stirn, maß mit seinen Augen die Höhe, die er noch hinan mußte, und seufzte.

Nettchen, das gutherzige Nettchen, sah das an, blieb stehen, seufzte mit, und flog hinzu, als Zink die Last wieder aufnehmen wollte. „Laßt mich euch helfen, Vater!“ Sie nahm einen Theil der Lebensmittel in ihre Schürze, einen andern Theil trug Anton, den leichtern der Alte, und so stiegen sie alle drey froh den Berg hinan. Sie kamen an des alten Mannes Hütte, und traten ein. Der Alte konnte ihnen weiter nichts geben,

als einen Trunk frisches Felswasser; allein das gab er mit einer Gutherzigkeit, die es in Wein verwandelte. Nettchen und Anton schenkten dem Alten einige Münze, die sie bey sich hatten, und die Liebe, das gegenseitige Vertrauen war unter den drey Menschen geschlossen. Von dieser Zeit an besuchten sie den alten Zink alle Sonntage, und brachten ihm jedes Mahl ein kleines Geschenk, und der Alte hatte immer für die beyden Liebenden eine Schale voll frischer Milch, und brachte sie ihnen mit Augen, die vor Dankbarkeit leuchteten, dahin, wo sie saßen. Zink war der rechte Mann für die beyden Liebenden. Er erzählte ihnen, wenn sie mit ihm reden wollten, aus dem siebenjährigen Kriege, wo er Östreichischer Soldat gewesen war, setzte sich aber sogleich an sein Forellennetz oder an seine Spindel, wenn Anton Nettchen auf den Schooß nahm, warf dann nur von Zeit zu Zeit einen lächelnden gutherzigen Blick auf das liebe Paar, und sagte nicht ein Wort mehr. Er suchte sie im Gebüsche auf, wenn es Zeit war, daß sie gehen mußten, oder wenn es regnen wollte; denn Anton und Nettchen merkten nichts, sobald sie ins Plaudern kamen.

Zu dem alten Zink gingen sie auch heute. Unterweges konnte Nettchen Antonen nichts erzählen, denn sie mußten erst die Weberinn mit ihrem Gefährten los seyn. Dann kam ihnen Zink entgegen; da ging es wieder nicht. Oben aber setzten sie sich denn sogleich in eine Felsgrotte, deren Eingang von dichtem Gebüsche verschlossen war.

Nun Nettchen! fing Anton an, und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

„Sieh, erst fragte meine Mutter, ob ich dich lieb hätte. Da sagt' ich ja. Sie wollt' es nicht

glauben, oder so; da erzähl' ich ihr nun, daß du alle Nacht — " Geschwind schlug sich Nettchen auf den Mund. —

Nun, Nettchen? alle Nacht? — was denn?

„Je, daß du alle Nacht, je nun — alle Nacht schliefest und von mir träumtest."

Ja, das ist wahr, Herzens-Nettchen; alle Nacht träume ich von dir. Aber wer hat dir das gesagt? Das hab' ich dir noch niemahls erzählt.

„O das weiß ich. Ich träume ja auch alle Nacht von dir. Sieh, noch heute Nacht — Und nun erzählte Nettchen einen Traum, worin sie Antons Hausfrau gewesen war; und Anton erzählte seine Träume, bis denn endlich der ganze Handel mit der Mutter Verboth an den Tag kam. Sie sannen hin und her nach einer Ursache dazu, ohne eine zu finden. Anton erklärte das Verboth gerade zu für einfältig, besonders da von Seiten seines Vaters kein solches Verboth ergangen sey, und er sagte Nettchen, die denn doch gern den Mittelweg zwischen Geliebten und Mutter gegangen wäre, daß er sich todt grämen würde, wenn er sie nicht jeden Tag allein sehen sollte. Das versicherte er Nettchen so ernsthaft, und mit einem so rührenden Tone, daß sie um nichts mehr als um ein Mittel verlegen war, wie sie ohne Wissen der Mutter ihn sprechen sollte. Doch das fand die erfinderische Liebe bald. Nettchen sollte ein Brett unter ihr Bett schaffen. Das Brett auf den Ast des Fliederbaums und ins Fenster gelegt, war die sicherste Brücke für die Liebe. Alle Nacht um zwölf, sagte Anton, steige ich an der Weinranke hinab, den Fliederbaum hinauf, und auf dem Brette in dein Fenster. Da sitzen wir ein Paar Stunden, dann wieder fort. Du ziehst die Brücke wieder ein. Wer will das merken? — Das wurde be-

schlossen, und nun plauderten die Liebenden von den Freuden, die ihnen diese Nächte geben sollten. Anton hätte diese verstohlnen Freuden selbst nicht für die volle Erlaubniß, Nettchen öffentlich zu sehen, vertauscht; denn er hatte in den wenigen Minuten, die er bey Nettchen heimlich zugebracht, Empfindungen gehabt, von denen er sonst nichts wußte. Der erste Funke der Wollust war in seine Fantasie (vielleicht auch in Nettchens Fantasie) gefallen, und die Flamme loderte schon hell auf. Selbst jetzt saßen sie nicht mehr so unbefangen da als sonst. Ihre Umarmungen waren heftiger, ihre Blicke brennender als ehedem. Einer in des andern Arm eng hingedrückt, saßen sie da, als der alte Zink ihnen eilig zurief: Kinderchen, so kommt doch! seyd ihr denn taub?

Beyde sahen auf. Der Sturm schlug die Bäume zusammen, und wirbelte Wolken von Blättern rauschend durch die Luft. Sie sprangen auf, und folgten dem Alten in die Baude. Hier stellten sie sich beyde ans Fenster, und sahen dem Sturm mit zu. Unter dem Kamm des Gebirges, der in der Ferne sichtbar war, drängte der Sturm schwere Wolken, die dann durch ihre eigne Schwere am Gebirge nieder rollten. Der Regen stürzte aus dem Schooße der gepreßten Wolken hervor, und goß sich in Bächen, die zu Strömen wurden, zwischen den Klüften hin, die frühere Gewitter gerissen hatten. Das Rauschen des Regens in den Bäumen, das Brausen des Gebirgswasser, die Felsen und Stämme mit sich rissen, das Toben des Windes, das die höheren Bäume zerriß, und der ferne Donner, der jetzt über das Gebirge herschallte, machten einen fürchterlichen Contrast mit der Ruhe der drey Menschen in der Baude. Der

Himmel verdunkelte sich auf einmahl. Der Alte zündete zwey mächtige Kienfackeln an, die in zwey Zangen am Kamin standen. Nettchen wurde furchtsam, weil sie daran dachte, daß sie noch zurück nach Hause mußten. Sie sah ängstlich gen Himmel. Anton, um sie zu beruhigen, nahm sie auf seinen Schooß. Der Alte setzte sich zu den Kienfackeln, und strickte an einem Forellennetze.

Anton flüsterte Nettchen in ein süßes Vergessen des Sturmes, der schon nachließ; der Alte vertiefte sich in Gedanken an seinen nächsten Forellenfang. Niemand merkte, daß sich noch ein vierter eingefunden hatte. Der Herr von Lindt war den Tag zuvor von Warmbrunn abgefahren. Seine Chaise ließ er im Hain stehen, und stieg mit einem Führer noch den Abend auf die Schneekuppe, um den andern Morgen die Sonne von dieser Höhe aufgehen zu sehen. Er blieb die Nacht in der Kapelle. Den andern Tag schwärmte er auf gut Glück im Gebirg' umher. Das Gewitter, das der Sturm unvermuthet von Böhmen über den Kamm jagte, überfiel ihn. Er eilte das Gebirge hinab, sah von Weitem die Fackeln des alten Zink, kam bey der Baude an, sah durch das offne Fenster hinein, und erstaunte; denn er sah bey diesem furchtbaren Aufruhre der Natur drey Menschen mit einer unendlichen Ruhe darin sitzen.

Dem Alten sah er ins Gesicht; die beyden jungen Leute sah er von hinten. So sehr ihn auch die Gestalt des Alten in dem grellen Lichte der beyden lodernden Fackeln auffiel, so fiel ihm doch das Gespräch des jungen Bauern und der Bäuerinn, die nahe vor ihm saßen, noch mehr auf. So ein Gewitter, sagte Nettchen eben mit ihrer schönen reinen Stimme: so ein Gewitter nun in

den Alpen, das muß erst ein Anblick seyn, Anton! Dann ist es wahr, was Haller von den Schweitzergebirgen sagt:

Hier fühlt der Mensch sein Nichts; der König sinkt zur Erde,
Bekennt der Allmacht Arm mit betender Geberde!

Ja, ich weiß nicht, Nettchen, antwortete Anton, wenn ich so eben auf dem Gebirge stehe, so bin ich nicht demüthig; nein, dann bin ich stolzer als je. Ich wollte dann Schlesien wegschenken, wenn's mein wäre.

„So schenktest du auch mich wohl weg, wenn du auf den Alpen ständest?"

Dich nicht, Nettchen, und wenn ich im Himmel stände; denn, wenn ich dich im Arm habe, so bin ich stolz, und ich wäre es, wenn ich auch mit dir im tiefsten Abgrunde stände. Wie heißt es weiter da im Haller?

„Haller meint auch wohl, daß der Mensch demüthig ist, wenn er von unten die hohen Alpen ansieht: und das ist wahr, Anton, von unten sehen die hohen Berge, besonders wenn sie so felsig und so steil sind, schrecklich aus. Man fürchtet, sie werden einem über dem Kopfe zusammen fallen; und wenn man sich fürchtet, so ist man ja wohl demüthig, oder man wird es dann."

Nur muß man sich nicht gar zu arg fürchten; sonst wird man auch wohl tolldreist, wie ich, als ich auf den Fliederbaum sprang. Ich möchte das jetzt nicht wieder thun.

„Du thätest es für mich doch noch ein Mahl, wohl noch zehn Mahle!"

Für dich, Herzens-Nettchen, wollt' ich in den Aetna springen.

Der Herr von Lindt horchte angespannt, und er erstaunte noch mehr, als Nettchen auf Antons Bitte das reitzende Lied von Haller sang:

Der Sterne Glanz hat sich verdunkelt,
Der Purpur, der im Morgen funkelt ꝛc.;

und das mit einer so reinen, schönen, gefühlvollen Stimme, daß jeder hörte, sie fühlte, was sie sang. Als die Stelle kam; „ich aber habe nur zu weisen ein Herz, das mir der Himmel gab;" fiel Anton mit einem sanften Tenor ein. Nettchen schwieg ganz; sie legte den Kopf auf Antons Schulter, der mit einer sehr gerührten Stimme die Worte! „ein Herz, das mir der Himmel gab!" sang, und dann eben so still seinen Mund an Nettchens Stirn legte. Der Alte sogar, durch die bloßen Töne, durch den Ausdruck in der Stimme gerührt, hörte auf zu stricken, und sah beyde zärtlich an. Eine schöne, lautlose Stille feyerte die Liebe der beyden reinen Herzen. Auch Lindt feyerte sie mit, und gern.

Jetzt aber konnte er dem Verlangen, dieses seltene Paar Bauern zu sehen, nicht länger wehren. Er ging leise um die Hütte hin, pochte, machte schnell die Thür auf, und blieb starr auf der Schwelle stehen, als er seine schöne Bäuerinn aus Warmbrunn erkannte. Er faßte sich sehr schnell, und wendete sich an den Alten. Vater, sagte er sehr artig, ich bin im Gebirge verirrt. Wolltet ihr mir nicht den Weg nach Hain zeigen? Recht gern, sagte der Alte, stand auf, legte sein Netz bey Seite, und ging mit dem Herrn

von Lindt, der sich immer so stellte, daß ihn Nettchen nicht erkennen konnte, wenn sie sich auch seiner noch erinnert hätte.

Unterweges fragte er den Alten über Anton und Nettchen ganz fein aus. Er erkundigte sich nach ihrem Charakter, nach dem Charakter der Altern; und da er alles wußte, was der Alte nur je von den beyden Liebenden gehört hatte, so ließ er ihn zurückgehen, und gab ihm ein Goldstück für seine Mühe. Der Alte konnte, als er zurück war, die Artigkeit, die Güte des Herrn nicht genug loben. Er vergoß Thränen des Danks für das Goldstück, und Anton und Nettchen stimmten in das Lob des edeln Herrn von Herzen mit ein.

Jetzt dachten auch Anton und Nettchen auf ihre Heimkehr; allein eben da sie gehen wollten, kam das Gewitter wieder zurück. Es stürmte aufs neue, und ärger als vorhin. Sie mußten sich entschließen noch zu bleiben. Das Gewitter ließ nicht nach, und blieb am Gebirge hangen. Es wurde Abend, es wurde Nacht, und Nettchens Angst mit jeder Minute größer. Allein nichts half; sie mußte die Nacht mit Anton bey dem Alten bleiben. „Anton, Anton! was wird meine Mutter sagen!“ rief sie jede Minute. Anfangs war Anton selbst verlegen; allein Nettchens Angst vermehrte nach und nach seine Entschlossenheit.

Sieh, Nettchen, sagte er, und sah das arme Mädchen, das ängstlich zu ihm aufblickte, muthig an; ich wollte wohl noch hinab laufen, und sagen, ich hätte dich nicht gesehen: aber was hilft das? Eure Weberinn hat längst deiner Mutter alles verrathen. Ich bleibe hier bey dir. Morgen nehme ich dich bey der Hand, bringe dich zum Pastor, und erzähle dem den ganzen Handel. Ist denn dei-

ne Mutter nicht an allem Schuld? Nicht sehen! uns nicht sehen! Das ist: als sollte der Donner nicht lärmen oder da die Kienfackel nicht leuchten. Das muß der Pastor einsehen; du weißt, er hat uns lieb. Dann gehen wir mit dem Pastor zu Hause, und der wird der Mutter schon sagen, daß wir uns sehen müssen. Das laß du nur gut seyn, und schlaf ruhig.

Der Alte machte indeß in der Ecke seiner Hütte ein Lager, so gut er konnte. Er schüttelte häufig mit dem Kopfe, daß auch das Stroh nicht für zwey zureichte. Anton wollte Nettchen sein Antheil Stroh ganz schenken, und sagte, er wollte die Nacht am Kamin sitzen bleiben; allein Nettchen versicherte, daß sie nicht schlafen würde, wenn er nicht schliefe. Eine Elle breit aus einander wurden also zwey Lager fertig. Nettchen gab Anton einen ihrer Röcke zum Zudecken, und bekam dafür von Zink einen alten Pandurenmantel. Man legte sich nieder. Der Alte löschte die Fackeln aus. „Gute Nacht, Anton!" flüsterte Nettchen hundert Mahle. Hundert Mahle antwortete Anton: „Gute Nacht Nettchen!" Endlich kam das „gute Nacht, Anton!" so lallend, so unterbrochen, wie von einer trunkenen Stimme, hervor. Ein Paar Minuten darauf schlief Nettchen schon fest, und merkte nicht, daß Anton wieder aufstand, sein ganzes Lager nach und nach unter ihren Kopf und unter ihr Lager schob, ihren Rock sanft über ihre Füße legte, dann Feuer im Kamin machte, und sich vor das Feuer auf einen Stuhl setzte.

Dafür hatte Anton auch die Freude, daß er mit dem ersten Strahle des Morgens sich neben Nettchens Lager an den Boden setzte, sie be-

trachtete, mit ihren blonden Locken spielte, und endlich, als die Vögel so arg schrieen und die Sonne hervorkam, sie mit einem heissen Kusse weckte. Nettchen schlug die Augen auf, sah Antons Lager nicht mehr, das ihrige höher und besser als gestern. „O du betriegst mich doch immer, Anton!" Mit diesen Worten streckte sie die beyden weißen Arme unter der Pandurendecke hervor, umfaßte ihn zärtlich, und zog ihn neben sich auf ihr Lager und an ihren Mund; aber Trotz dieser Lage, trieb Anton sie zu eilen.

In fünf Minuten war Nettchen angekleidet. Anton half ihr, und nun flogen sie mehr, als sie gingen, das Gebirge hinab, und zu dem alten Pfarrer. Schon von weiten kam ihnen der Pastor entgegen; denn auch bey ihm hatte man noch in der Nacht das verlorne Paar aufgesucht. „Aber, Kinder," rief er ihnen zu, „wo seyd ihr gewesen? was habt ihr gemacht?" Nettchen blieb einen Schritt rückwärts stehen, Anton aber trat dreist mit dem Hut in der Hand auf dem Prediger zu. Er erzählte dem alten Manne den ganzen Vorgang der Sache. Der Prediger schüttelte gewaltig mit dem Kopfe. „Und da seyd ihr wohl schon öfter ohne Wissen eurer Ältern zusammen gewesen?" — Nein; außer ein Mahl. — „Wo denn?" — Auf Nettchens Kammer. — „Wann aber?" — Des Nachts um zwölfe. — „Wie bist du hinein gekommen?" — Auf einer Leiter durchs Fenster. — „Wie heraus?" — Ich mußte heraus springen; die Leiter war umgefallen. — „Merkten das Nettchens Ältern nicht?" — Eben darum sprang ich ja, weil sie es gemerkt hatten, und kamen. — „Nun weiter!" — Ja, ich war hinunter wie ein Pfeil, und im Bette, ehe sie zehn Schritte gemacht

hatten, und Nettchen that so unschuldig, wie ein neugebornes Kind. Der Pastor fing wieder an mit dem Kopfe zu schütteln, und Nettchen, die das sah, weinte.

Ja, Herr Pastor, sagte Anton: Sie schütteln den Kopf, und die da weint; aber Herr Pastor, konnte ich anders? Die Mutter verbiethet ihr mit mir zu reden. Sie sieht nun und weint, als wollte ihr das Herz brechen, und läuft vor mir wie vor Feuer. Ich weiß noch gar nicht, wie groß das Unglück ist; und, das haben sie selbst oft gesagt: ein Unglück, das man noch erwartet, scheint immer größer als es ist. So ging es auch mir. Ich dachte, Gott weiß alles was, und so wäre ich in die Hölle gesprungen, um Nettchen zu sprechen. — „Nun, du hast sie also diese Nacht gesprochen? Warum wolltest du sie denn noch ein Mahl sprechen?"

Ja die Nacht, Herr Pastor! Es ist wahr, darum kletterte ich hinauf; aber wir konnten nicht zu Worte kommen, das weiß Nettchen. — „Warum denn nicht?" — Ja, warum nicht? Es war, als hätt' ich sie tausend Jahr nicht gesehen. Mir war die Brust so voll, und Nettchen gewiß auch. So lieb hatten wir uns noch nie gehabt; und da spricht man nicht viel. (Der Pastor fing wieder an den Kopf zu schütteln.) Und da bestellten wir uns ins Gebirge, wo mir Nettchen alles erzählt hat.

Der Pastor ließ die beyden bey seiner Frau, und ging zur Frau Stahl, die denn auf ein Mahl aus ihrer Angst um Nettchen in den heftigsten Zorn auf Nettchen und Anton gerieth, als sie hörte, daß sie gesund da wären. Aber wie erstaunte sie, als der alte Pastor seine Stimme erhob, ihr die

ganze Schuld bey dieser Begebenheit gab, und beyde junge Leute ganz frey sprach! Die Mutter vertheidigte sich zwar; doch zuletzt schien sie überzeugt, daß sie gefehlt hatte, und versprach dem Prediger dem Umgange der beyden jungen Leute nichts mehr in den Weg zu legen. Anton erschien also mit Nettchen vor der Mutter. Diese hielt ziemlich Wort, nahm Antons Entschuldigung ganz gelassen auf, und hatte nach einigen Stunden den ganzen Vorfall vergessen. Anton saß bey Nettchen, und ließ sich auf der Harfe vorspielen, und die alte unschuldige Vertraulichkeit wäre bey diesen reinen Seelen wieder in ihre Rechte getreten, wenn nicht der Herr von Lindt Nettchen zum zweyten Mahle gesehen, und von dem alten Zink ihren Wohnort und ihre Verhältnisse erfahren hätte.

Lindt kam denselben Morgen wieder in Warmbrunn an. „Nun? fragte Bornemann, sein jetziger Begleiter, und als Jüngling sein Hofmeister: hat Ihre Reise Sie erbauet? Sie lieben das Pittoreske, Herr von Lindt; und das Gewitter im Gebirge —

„Das Gewitter, lieber Freund, war an sich schön, und dazu hat es mir eine Gefälligkeit gethan, die ich, so lang' ich lebe, allen Gewittern anrechnen will. Es hat mir meine reitzende Bäuerinn wieder gegeben." Bornemann machte ein saures Gesicht. „Bin ich denn so sehr Teufel, lieber Bornemann, daß Sie sogar sauer sehen, wenn mir ein hübsches Mädchen begegnet? Ich bin kein Kopfhänger; aber Wollust steht doch nicht auf der Rechnung, die ich ein Mahl mit der Vernunft, oder mit der Todesstunde abzumachen habe."

Nun? das hübsche Bauermädchen? Sans rancune, lieber Freund!

„Das hübsche Bauermädchen ist das reitzendste Geschöpf, das diese Augen je gesehen haben; ein unendlich naives, unschuldiges, gescheidtes, gebildetes, liebenswürdiges Mädchen, mit einem Herzen voll so reiner Zärtlichkeit, daß wenn ich je die Haushundskette der Ehe angenehm finden könnte, mich doch keine Hand an sie legen sollte, als die runde weiße Hand dieser Bäuerinn. Glauben Sie, daß ich den Burschen, der das reitzende Geschöpf auf seinen Knieen hatte, der von diesem feinen, rothen, witzigen Munde die allerzartesten Liebkosungen erhielt, beneidet habe? Glauben Sie, daß ich meine Situation, selbst meinen Kopf mitgerechnet, um die Situation des Burschen vertauscht hätte? Denn — da reisen Sie von Dan bis Berseba, und ich glaube nicht, daß sie ein weibliches Geschöpf finden werden, das diesem gleich käme."

Sie machen mich neugierig. Nun? —

Lindt erzählte seine Begebenheit in der Baude.

Wenn Sie sie nicht übertrieben haben, Lindt, so gestehe ich, daß Ihre Bäuerinn ein seltenes Geschöpf ist. Schön ist sie, edel gebauet, das weiß ich; allein Ihre Begebenheit sieht eher einer Idylle als der Wahrheit ähnlich. Aber, das soll doch wohl nicht das letzte Mahl gewesen seyn, daß Sie das Mädchen gesehen haben?

„Wohl nicht; es ist eine Seltenheit, die man näher betrachten muß."

Nur nicht zu nahe, lieber Lindt! Sie könnten hier die zarte Blume der Glückseligkeit eines wirklichen Menschenpaars zerstören. Ich weiß,

Sie

Sie achten wenigstens den guten Menschen, und respektiren die schönsten Gefühle der Natur.

„Vom Sehen wird ja die zarteste Blüthe nicht entblättert."

Aber von der leichtesten Berührung zuweilen, Herr von Lindt; und ich habe Ursache zu glauben, daß Sie nicht der Mann sind, der sich mit Sehen genügen läßt, wenn eine so seltene Blume ihm winkt.

„Wenn sie mir winkt, Freund; ja dann! Doch worüber schwatzen wir denn? Ich nehme die Würfel erst auf, und sie reden mir von der Anwendung des Gewinnstes. Ich bin neugierig; bey Gott! weiter nichts. Und weiß ich denn nicht, wie viele Züge die äußeren Umstände zu der Schönheit eines Gemähldes hinzu thun können, die man nicht wieder findet, wenn man die Umstände ändert? Das schöne fürchterliche Gewitter, das mit dem ganzen Gebirge zu spielen schien, der ganze furchtbare Aufruhr der Natur, das Getöse, die Dunkelheit, die mich allenthalben umgaben, hatten meine Fantasie in Bewegung gebracht. Ich eilte auf das Licht zu, und fand drey Menschen in einer Ruhe, die mit meinen Empfindungen so abstach, daß ich sie nothwendig interessant finden mußte. Ich stehe: höre in einer Wüste Menschenstimmen; höre eine schöne Stimme singen, und sehe ein schönes Gesicht, ein reitzendes Mädchen, in einer interessanten Stellung an sich, mit einem jungen Bauern sitzen. Meine Fantasie kann mir tausend Streiche gespielt haben, und ich komme vielleicht schon morgen zu ihnen, und gestehe: ich habe mich geirrt! Vielleicht sage ich; denn frage ich mein Gefühl, so schreyt es mit tausend Stimmen gegen meine Vernunft. Also sagen kann ich noch nichts,

nicht was ich will, nicht was ich hoffe. Ich bin neugierig, und will sehen."

Schon den Nachmittag fuhr Herr von Lindt nach Brombach. Vor Nettchens Hause lief ein Rad von dem Wagen. Der Herr von Lindt sprang herunter, hieß den Wagen in die Schmiede fahren, ging wie auf Gerathewohl in Nettchens Haus, und bat die Frau Stahl, ob sie wohl die Güte haben wollte, ihn auf eine Stunde bey sich aufzunehmen, bis sein Wagen gemacht wäre. Frau Stahl, gastfrey wie alle Gebirgs-Schlesier, führte ihn in ihr Wohnzimmer und nach einer halben Stunde war sie von dem Herrn von Lindt und seiner Herablassung schon so eingenommen, daß sie dem Zufalle dankte, der den höflichen Kavalier gerade vor ihrem Hause zum Wagen hinaus gestürzt hatte.

Lindt hoffte auf Nettchen, und Nettchen kam nicht; denn sie saß auf der Bleiche bey Anton. Lindt sah ihre Harfe, und fragte, wer darauf spielte. Er wunderte sich, daß ein Mädchen auf dem Lande die Harfe spielen könnte, und nannte sich einen Liebhaber des Instruments. Die Mutter, der jede Vollkommenheit ihrer Tochter schmeichelte, schickte sogleich eine Weberinn an Nettchen ab, und ließ ihr sagen, daß sie kommen sollte. Nettchen kam, sprang mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit in das Zimmer, und erschrack vor dem Fremden, dessen sie sich so wenig von Warmbrunn als vom Gebirge her erinnerte. Lindt fragte sogleich die Mutter, ob das ihre Tochter sey, und bat Nettchen dann, nur ein Paar Gänge auf der Harfe zu machen. Er nahm das Instrument selbst, stimmte es durch, und legte es dann dem Mädchen in den Arm. Nettchen spielte, doch nicht so freymüthig

als sonst; denn Lindts Augen, die fest auf sie gerichtet waren, brachten sie um ihre Unbefangenheit. Lindt aber, der in hohem Grade die Kunst verstand, jemandes Vertrauen zu gewinnen, nahm die Harfe aus Nettchens Armen, machte ein Paar Gänge, zeigte ihr einige Vortheile im Greifen, und redete dann, wenn Nettchen über seine Vertraulichkeit bestürzt wurde, so geschickt ein Paar Worte mit der Mutter, daß sie Zeit hatte, sich zu erhohlen. Dann wendete er sich wieder mit eben der Freymüthigkeit an Nettchen, als vorher, und sie war gezwungen, es ihm Dank zu wissen, daß er ihre Verlegenheit nicht gemerkt hatte. Doch wendete er sich hauptsächlich an die Mutter. Seine Höflichkeit war nicht übertrieben; er schien so wenig seinen Stand, als den Stand seiner Wirthinnen vergessen zu haben, und dennoch begegnete er ihnen Beyden sehr höflich. Seine Artigkeit lag aber allein in seinem bescheidenen Betragen, nicht in den Worten. Man sah, er bewunderte Nettchen; und es schien, als wollte er es verbergen, daß er sie bewunderte. Gegen die Mutter ließ er sich ein Paar Worte entfahren, die sein Erstaunen über die Liebenswürdigkeit ihrer Tochter bezeugten.

Nun kam sein Bedienter, und gab, auf einen feinen Wink seines Herrn, die Nachricht, daß nach einer näheren Untersuchung nicht allein das Rad, sondern auch die Feder am Wagen schadhaft sey, und daß man erst einen andern Wagen von Hirschberg kommen lassen müsse. Lindt wurde über diese Nachricht in einem hohen Grade verlegen; und erst nach einigem Hin- und Hersinnen auf ein anderes Mittel weiter zu kommen, nahm er das gastfreye Erbiethen von Nettchens Mutter an, in ihrem Hause den Wagen aus der Stadt abzuwar-

ten. Man brachte also den Reisekoffer des Herrn, und er nahm Besitz von einem niedlichen Stübchen oben im Hause. Nettchens Vater vermehrte die Gesellschaft; und auch dessen Gunst hatte Lindt in wenigen Minuten. Nettchen wollte zwar schon seit einer Stunde entwischen, und machte hundert verschiedene Versuche dazu; allein sehr bestimmte Winke ihrer Mutter, auch ein Paar Worte, die ihr ins Ohr gezischelt wurden, und die Nettchen mit einer krausen Stirne beantwortete, hielten sie fest.

Lindt, dem Nettchens Wunsch nicht entgangen war, fing jetzt an zu versuchen, ob er machen könnte, daß sie freywillig bliebe. Er erzählte, und zwar sehr reitzende Anekdoten, welche bald Mitleiden, bald Erstaunen, bald Abscheu, bald Furcht in hohem Grade erregten. Nettchen saß da, horchte mit großen Augen, und keine seiner Erzählungen verfehlte ihr Herz. Mit Erstaunen bemerkte er die feine, zarte Empfindlichkeit, die reine Natur ihres Herzens. War aber eine Erzählung geendigt, und der heftigste Eindruck in Nettchens Fantasie vorüber, so flog ihr Auge wieder nach der Thür; sie rückte auf dem Stuhle hin und her, und er hatte dann viele Mühe, ihre Aufmerksamkeit für eine neue Erzählung zu gewinnen. Endlich machte Lindt der immer mehr steigenden Unruhe des Mädchens ein Ende. Er ging auf sein Zimmer; und Nettchen flog wie ein Pfeil zum Hause hinaus.

Aber mein Gott, Nette, wo bleibst du denn? fragte Anton ungeduldig, und stand kalt in ihren Armen da. „Lieber Anton, da war ja der fremde Herr; bey dem mußt ich bleiben.“ — Also bey dem fremden Herrn? hob er laut an. Nettchen legte ihm die Hand auf den Mund. „Ja doch, Anton! so schweig doch. Er hört es ja.“ Nettchen erzählte

ihm denn, daß ihre Mutter schuld daran sey. — Wieder deine Mutter! sagte Anton höchst verdrießlich; Nette, deine Mutter ist noch einmahl Schuld daran, wenn — Nettchen erstickte seine Vorwürfe mit Liebkosungen. Die Versöhnung war geschlossen, und der fremde Herr vergessen, außer wenn Nettchen etwa eine seiner Erzählungen einfiel. Sie wiederhohlte sie Antonen, allemahl mit dem Zusatze: „aber du solltest sie von dem Herrn erzählen hören. Anton, der kann erzählen! Es ist, als ob man dabey wäre.“ So schwatzten sie den Abend durch, bis endlich Nettchen von der Mutter zu Bette gerufen wurde. Sie ging, und die Conversation dauerte noch durch Husten und Hms aus den beyden Fenstern der Liebenden eine Stunde lang fort.

Am andern Morgen sprach der Herr von Lindt mit Nettchens Mutter allein. Es war noch früh. Ich freue mich in Ernst, Frau Stahl, fing Lindt nach einigen vorbereitenden Gesprächen an, daß ich Sie habe kennen lernen, Sie, und Ihre Familie. Ihre Tochter ist ein sehr reitzendes, liebenswürdiges Kind; sehr reitzend, sehr liebenswürdig, Frau Stahl! Ich kenne tausend Mädchen, recht hübsche Mädchen; aber diese Demuth bey so viel Schönheit habe ich noch nicht gefunden. Der Himmel mache ihre Tochter glücklich; denn es wäre sehr Schade, wenn sie die Frau eines Mannes werden sollte, der ihren Geist, der ihr Herz nicht schätzen könnte. Wahrhaftig, es wäre sehr Schade! denn der vornehmste Mann könnte mit diesem liebenswürdigen Mädchen glücklich seyn. Wahrhaftig! das könnte er! Ein Engel von Körper und von Seele! Was wollte ein Fürst mehr? Wenn ich so bedenke, setzte er mit einer tiefsinnigen Miene hinzu, wie viele tausend Ehen durch die Weiber un-

glücklich sind, so sollte jeder ehrliche Mann wünschen, auf einer Reise ein so liebenswürdiges Mädchen zu finden, mit der er den Himmel auf Erden haben könnte. Wahrhaftig, das sollte jeder ehrliche Mann! Nicht wahr, liebe Frau Stahl? Denn was hat man auf der Erde Besseres als ein braves Weib?

Das Herz hüpfte der Frau Stahl vor Freuden; das Blut stieg ihr alles in die Wangen; ihre Augen funkelten. Sie erwartete, Herr von Lindt sollte fortfahren; allein Herr von Lindt drehete sich voll tiefen Nachdenkens in das Fenster. Frau Stahl eilte zum Zimmer hinaus, und klopfte ihrem Manne im Vorübergehen zärtlich auf die Wange: eine höchst seltene Liebkosung für den Alten. Voll Erstaunen sah er sie, wie ein Reh, die Treppe hinauf tanzen. Hm! Hm! brummte der alte Mann: was ist denn der begegnet?

Die Mutter riß Nettchens Kammerthür auf, schüttelte Nettchen aus dem Schlafe, und umarmte sie voll Freuden. Geschwind, Nettchen, auf! geschwind, mach, Nettchen! Sie stand auf. Die Mutter öffnete singend den grossen nußbaumenen Kleiderschrank, und legte Nettchens bestes Zeug auf den Stuhl. Geschwind, Nettchen, zieh dich an! Ich will dir helfen, Kind. Nettchen besann sich einen Augenblick. Es war weder Fest- noch Hochzeittag. „Aber Mutter" — Frag' morgen mehr, Nettchen, und thu was ich dir sage! Es ist zu deinem Glücke. Zieh dich an! Mach geschwind!

Die Mutter lief hinunter, und hohlte Wasser für Nettchen. Nettchen stand indeß da, und wußte nicht, was sie von ihrer Mutter denken sollte. Das Wasser war gebracht. Nettchen wusch sich Gesicht und Hände; die Mutter sah ihr beyfällig zu, und

knipp sie in die schönen Wangen. Nettchen sah ihre Mutter mit großen, rathenden Augen an, fragte immer: aber, Mutter — und hörte immer: mach, Nettchen, daß du fertig wirst! Es ist zu deinem Glücke. Nettchen putzte sich, wie eine Braut. Die Mutter steckte ihr sogar das Halstuch etwas offner, damit man den schneeweißen Hals sehen sollte. Dann sagte sie: nun Nettchen, nun will ich hinunter gehen. Komm in einer kleinen Weile nach, und sey ja recht freundlich mit dem gnädigen Herrn. Du kannst nicht wissen, was es noch giebt. Er hat dich gelobt, er hat — Doch das will ich dir alles nachher sagen. Sey recht freundlich, und singe ja gleich, wenn ich dich bitte, so eine von den hübschen langen Arien, die ich nicht leiden kann.

Da stand Nettchen allein, und auf einmahl wußte sie die Absicht ihrer Mutter bey ihrem Putze. Sie wurde blutroth im Gesichte vor Verdruß, daß sie sich hatte putzen sollen, um einen Mann zu locken. An Anton dachte sie noch nicht. O mein Gott, rief sie mit Unmuth: was denkt meine Mutter von mir! Zu meinem Glücke? Es wurde immer heller in ihrem Kopfe. Zu meinem Glücke? rief sie, und faltete die Hände. Mein Glück wäre es, wenn ich Mehreren gefiele als Anton? Nein! nein! nein! und so ein Dutzend Nein hinter einander, und bey jedem Nein flog ein Stück Putz von ihr: jetzt das weiße nesseltuchene Halstuch; jetzt riß die treue Hand das Schnürband aus dem schwarzseidenen Mieder. Mit einem heftigen: Nein, wahrhaftig nicht! sprang sie aus dem schönen rothen Rocke. Sie hörte jetzt unten ihren Nahmen rufen. Schnell warf sie ein schlechtes Mieder über, und einen weißen Rock, steckte ihr gewöhnliches Halstuch um, und flog so, in Wahrheit besser ge-

kleidet als vorhin, hinunter. Die letzte Thräne des Unmuths wischte sie noch, als sie die Thür schon öffnete, aus dem schönen Auge.

Recht getröstet, mit dem Triumphe des gewissen Sieges in ihrer freundlichen Miene, saß die Mutter gerade der Stubenthüre gegen über, und hatte den vollen Anblick des Herrn von Lindt, auf dessen bewundernden Beyfall sie schon hoffte, wenn er nun Nettchen geputzt sehen würde. Nettchen öffnete die Thür mit den Worten: „was soll ich, Mutter?" Die Mutter warf einen Blick auf sie; ihr Gesicht wurde blaß, dann schnell roth, und ihr Auge flammte. Sie winkte Nettchen in die Kammer, aus der Kammer in die Küche. Hier stand sie, und gab mit einem wüthenden Blicke dem armen Mädchen ein Paar Maulschellen. Das will ich! rief sie dabey voll Zorn und Verdruß.

Es waren die ersten Schläge, die Nettchen je bekommen hatte, und sie thaten ihre Wirkung. „Ach, liebe, liebe Mutter." rief Nettchen laut weinend, und fiel mit beyden Armen ihrer Mutter um den Hals: „was hab' ich denn gethan?" Die Mutter verboth ihr zu weinen. Ihr Zorn nahm ab, je mehr Nettchen Thränen vergoß. Sie suchte das Mädchen zu beruhigen; allein das war nicht möglich. Nun mußte sie auch die letzte Hoffnung aufgeben, in dieser Kleidung mit Nettchens Stimme den Herrn von Lindt vollkommen zu bezaubern. Sie bat, sie drohete, sie liebkosete Nettchen; aber Nettchen war nicht zu trösten. Der Wagen, der den Herrn von Lindt wegbringen sollte, war schon da. Sie hätte jetzt gern selbst die Ohrfeigen bekommen, die alle ihre ehrgeizigen Entwürfe auf einmahl zerstörten. So hatte sie schon eine Stunde an Nettchen in der Küche getröstet, gedrohet, geschmei-

chelt. Mit jeder Minute wuchs ihre Angst, daß Herr von Lindt wegfahren möchte. Sie wurde jetzt wieder in Ernst auf Nettchen böse, und in diesem Augenblick trat Anton in die Küche. Er sah seine Nette in Thränen, und die Mutter beschäftigt sie zu trösten. Um Gottes willen, Mutter, was fehlt Nettchen? rief er bestürzt. Nettchen weinte noch stärker, als sie Anton sah; denn sie fühlte, ihre Wangen waren ein Opfer ihrer Treue gegen ihn geworden. Mein Gott, Mutter, fragte er noch ein Mahl, und zupfte die Mutter am Arm: was ist Nettchen begegnet? Das, du Schlingel! sagte die zornige Frau, und gab Anton ein Paar noch derbere Maulschellen. Dann trieb sie ihn zur Küche hinaus. Nettchen, die aus ihrer Mutter Heftigkeit noch mehr Gewaltthätigkeiten befürchtete, hörte auf zu weinen, und gab Anton ihre Hand. Mit einem Satze waren beyde zur Küchenthür, zur Hausthür hinaus, über den Hof weg; und die arme, unglückliche Mutter sah dagegen, als sie vor die Thüre trat, den Wagen, der den Herrn von Lindt abhohlen wollte. Sie seufzte tief, und ging mit betrübter Miene durch die Küche, durch die Kammer, in das Zimmer zu dem Herrn von Lindt zurück.

Sie suchte die Abwesenheit ihrer Tochter so gut zu bemänteln, als es sich thun ließ, und der Herr von Lindt nahm die Entschuldigung wohl auf. Der Wagen kam. Herr von Lindt reiste ab. Sein Abschied von der Mutter war so zweydeutig gewesen, daß sie aufs neue wieder Hoffnungen für Nettchen faßte: Hoffnungen, die ihren Zorn auf das wunderliche Mädchen völlig verlöschten. Zu gleicher Zeit aber nahm sie sich vor, ihrer Tochter diese Hoffnungen zu verschweigen; denn sie sah nun

wohl, daß Nettchen ihnen ganz entgegen war. Als sich Nettchen wieder sehen ließ, benahm sich die Mutter so freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre. Nettchen hielt es ebenfalls für das Beste zu schweigen; besonders da ihre Mutter auf Anton weiter keinen Groll zu haben schien. Anton hatte sich auch mit einer kleinen Lüge abfinden müssen; denn Nettchen schämte sich, ihm die Thorheit ihrer Mutter zu verrathen. Er sagte nichts weiter als: deinetwegen schweig' ich, Nettchen, und will die Maulschellen so gelassen hinnehmen. Nettchen gab ihm auf jede Wange zehn Küsse, um ihm den Schmerz zu bezahlen, und er war vollkommen zufrieden.

Nach drey Tagen gab ein Mann einen Verschlag an die Frau Stahl ab, und ging. Man brach den Verschlag auf, und fand eine sehr schöne Harfe darinn. Zwischen die Saiten war ein Zettel an Nettchen gewunden. Nettchen nahm den Zettel, und las ihrer erfreuten Mutter vor: „Ich sende hier meiner kleinen, liebenswürdigen Wirthinn eine Harfe, deren reiner, schöner Ton in ihrer reinen, schönen Seele das Andenken eines Mannes erhalten soll, welcher den Adel des Herzens mehr ehrt als den Adel der Geburt, und welcher diese Gegend nicht verlassen wird, ohne sich nicht noch ein Mahl die Freude zu machen, ein Mädchen zu sehen, daß die größte Seltenheit des schönen Gebirges ist, und von ihr zum mindesten die Empfindungen der Freundschaft zu erhalten, welche seine Achtung gegen sie fodern kann. von Lindt."

Die Mutter ließ sich den Zettel zwar zehn Mahl vorlesen, lächelte jedes Mahl recht freundlich dazu, äußerte aber weder Gutes noch Böses; denn unglücklicher Weise verstand sie ihn nicht. Sie nahm

den Zettel selbst, glossirte ihn, und durchdachte jedes Wort. Da stand nichts von Liebe, nichts von Heyrath. Aus dem Zettel ließ sich gar nichts schließen, als was ihr Nettchen selbst sagte, daß er noch ein Mahl nach Brombach kommen wollte. Allein Nettchen hätte kein Mädchen seyn müssen, wenn nicht dieser Zettel eine Saite in ihrer Seele lebendig gemacht hätte: die Saite der Eitelkeit. Zwar klang sie nur zart; aber doch klang sie. Sie las den Zettel mit einer höchst gleichgültigen Stimme ab; allein die Wendungen darinn schienen ihr so artig, so fein, und die Achtung gegen sie so bescheiden ausgedrückt, daß sie den Zettel den Nachmittag, als ihn die Mutter hinter den Spiegel gesteckt hatte, wegnahm, noch ein Mahl las, und ihn dann in ihre Nähelade unter ihre Halstücher steckte. Die Harfe war sehr schön, und, was Nettchen noch mehr freute, es lag ein Paket schöner Noten für die Harfe dabey. Sie spielte denn doch sogleich ein Paar Stunden einige neue Sachen, und empfand wirklich gegen den Herrn von Lindt, dessen Andenken bey den Maulschellen eben nicht zum besten gefahren war, eine sehr wohlwollende Dankbarkeit: Theils für sein Geschenk, Theils für die Art, wie er es ihr gemacht hatte. Die Mutter ließ Harfe und Noten von dem Schulmeister taxiren, und erstaunte, als dieser ihr versicherte, daß die Harfe leicht fünfzig Thaler werth sey. Nun zweifelte sie nicht mehr an einer ernsthaften Absicht des Herrn von Lindt auf ihre Tochter; und von diesem Tage fingen die unerhörtesten Veränderungen in ihrem Hause an.

Es wurden weiße Gardinen statt grüner von Rasch vor die Fenster gehängt: ein Paar Stühle von Holz, ein großer, fester eichener Tisch wurden

aus dem Wohnzimmer verwiesen; ihnen folgte eine ganze Reihe zinnener Teller, Kürbisköpfe, und Zitronen, die auf einer Gallerie gestanden hatten. Beschlagene Stühle und ein eleganterer Tisch hielten dafür ihren Einzug. Ein Kammfutteral, das an einer Spiegelwand freundschaftlich mit einem Kalender hing, mußte einem Portrait des großen Königes weichen; der Milchschrank von weißem Tannenholze mußte vor einer Kommode von Nußbaum fliehen, und anstatt einiger großen Bunzlauer Trinkkrüge, standen da nun einige winzige Tassen und einige Warmbrunner Gläser. Diese Reformation erstreckte sich über das ganze Haus. Selbst die Kleidungsstücke, die doch Landleuten sonst heilig zu seyn pflegen, fanden kein Verschonen. Nettchen wurde das Maß genommen; die Mutter bestellte dem Schneider etwas mit großem Eifer, und siehe da! Nettchen erhielt zwey Mieder, ein seidnes und eins von Kattun, an deren Aermeln, zu Nettchens großem Erstaunen, die viereckten Aufschläge, und an dem überall der ganze gewöhnliche Schnitt fehlte. Sie legte beyde still hin, besah dann zwey Röcke, und fand wieder nicht den zehnten Theil der gehörigen Falten.

Nettchen machte zwar Umstände; allein sie mußte die Kleidung anprobieren, und freylich sagten ihr ihre Augen, daß diese hundertmahl besser und passender war, als die drey Mieder und die sechs Röcke übereinander. Noch zufriedner wurde sie, da Anton, den sie hinauf winkte, mit einem unendlich zärtlichen, freundlichen Blicke, mit einem entzückten Erstaunen vor ihr stehen blieb, und endlich mit einer holden, sanften, ehrfurchtsvollen Stimme sagt: „O Gott, Nettchen, wie schön bist du!“ Er drückte sie, vor Freude erröthend, an sei-

ne Brust; seine Liebe war mit einer Art Ehrfurcht gemischt, die sie jetzt zum ersten Mahle sehr angenehm fühlte. Kurz, Nettchen war mit dieser Reformation zufrieden. Allein eine Berliner Backenhaube, die ebenfalls da war, konnte weder Anton, noch Nettchen ertragen, und sie wurde feyerlich verworfen.

Den nächsten Sonntag also erschienen Nettchen und ihre Mutter in einer Kleidung, welche die ganze Gemeinde rege machte; und jetzt wurde auch die Reformationsgeschichte ihres Hauses bekannt. Das Spaßhafteste bey dem Handel war, daß gar Niemand die Absicht der Frau Stahl bey allen diesen Reformen errathen konnte; denn sie hüthete sich wohl, etwas davon laut werden zu lassen. Sie sah in Nettchen und Anton die heftigsten Feinde aller ihrer Reformen, und auch ihrer besten Absicht, sobald man diese kannte; daher schwieg sie. Nettchen ahndete wohl Anfangs etwas; doch da ihre Mutter so klug war, den Vetter Anton nicht anzugreifen, und ihren Umgang mit ihm nicht zu stören, so vergaß sie selbst ihre Ahndung. Sie schloß ganz richtig: so lange man Anton duldet, so lange kann man nicht auf den Herrn von Lindt denken.

Die Übrigen im Dorfe vermutheten, es wäre der Frau Stahl eine große Erbschaft zugefallen, und da hätte sie der Hochmuthsteufel ergriffen. Der Schulze, dem doch der Handel etwas bedenklich vorkam, benutzte die erste Gelegenheit mit seiner Schwägerinn von der Verbindung ihrer Kinder zu reden. Frau Stahl schlug die Verbindung nicht aus; allein — was der Schulze nicht leugnen konnte — Nettchen war noch zu jung, erst sechzehn Jahre. Da der Schulze also von dieser Seite sicher

zu seyn glaubte, so hörte er ebenfalls auf, über die Ursache der Veränderungen in seines Bruders Hause zu sinnen. Ja, er selbst machte sogar einige Veränderungen nach, und schaffte seinem Anton einige so hübsche Kleider, daß er sich seiner Braut nicht zu schämen hätte. Das Letzte stopfte der Gemeinde völlig den Mund; man hielt das für Plan, was Zufall war.

So wie es immer geht. Als Frau Stahl sah, daß ihre Plane ohne die allermindeste Schwierigkeit, selbst ohne verrathen zu seyn, durchgeschlüpft waren, gefiel sie sich in ihrer List, wie eine Braut in ihrer Krone. Sie behauptete sich auch glücklich bey ihrem Stillschweigen, so viel Mühe es ihr auch kostete, besonders dem Herrn Schulmeister, der schon vor ihrer jetzigen Größe anbetete, ihre Hoffnungen zu verbergen. Sie schwieg muthig, um mit ihren Hoffnungen nicht zu scheitern. Es dauerte ihr zwar ein wenig lange, ehe Herr von Lindt wiederkam; allein er hatte es versprochen. Auch konnte sie sich sogar trösten, wenn ihr einfiel, daß er ausbliebe; denn ihr Nettchen war liebenswürdig genug überall einen vornehmen Mann an sich zu ziehen. Ihr Dorn im Auge blieb indeß noch immer Anton, und Nettchens Liebe zu ihm. Was konnte sie machen? Einen Sonntag unter der Predigt in der Kirche fand sie den Plan aus, diese fatale Liebe zu Grunde zu richten: einen Plan, mit dem sie zwey Fliegen auf ein Mahl traf. Nettchen sollte nach Hirschberg, um da einige Monathe noch die feine Nätherey zu lernen. Da kam sie Antonen aus den Augen; da mußte sie den Bauer sogar verachten lernen; da mußte sie auch die Stadtmanieren, die sie noch nicht hatte, bekommen. Dieser Plan war unverbesserlich; ja,

er konnte nicht fehlen, denn sie hatte ihn sogar im Gotteshause gefaßt. Aus Dankbarkeit warf sie viermahl so viel ins Becken als sonst, und dann flog sie an die Ausführung.

Sie schlug bey Nettchen auf den Busch; das gelang aber nicht. Nettchen meinte, sie könne hinlänglich nähen. Die Mutter reiste nach Hirschberg, und gab einer Kaufmänninn, welche ihre Leinwand, von ihr bekam, den Auftrag, für ihre Tochter ein Haus zu bestimmen. Das fand sich. Es war in Hirschberg eine Art von Pensionsanstalt, wo man junge Frauenzimmr in weiblichen Künsten unterrichtete. Der Accord wurde richtig, und die jungen Mädchen freuten sich auf das Brombacher Bauernmädchen, das über acht Tage unter ihren Hobel kommen sollte.

Ich acht Tagen setzten sich Nettchen und ihre Mutter auf einen Wagen, und fuhren nach Hirschberg. Nettchen bat Anton, ihr entgegen zu kommen. „Bis an den Kavalierberg!“ rief Anton; und der Wagen rollte dahin. In Hirschberg hielt der Wagen vor dem Hause der Frau Reiniken still. „Schämt euch und lacht nicht! sagte die Frau Reiniken, als sie hinausging. Nettchen stieg mit ihrer Mutter ab. Die Reiniken erstaunte; sie führte Mutter und Tochter in das Zimmer, und die Mädchen erstaunten ebenfalls vor der liebenswürdigen Bäuerinn. Sie hatten nicht ein Mahl das Herz eine Miene zu verziehen, als Nettchen, anstatt sich zu verbeugen, mit dem Kopfe nickte. Nettchen erstaunte eben so sehr, da sie hörte, daß sie einige Tage hier bleiben sollte. Indeß, die Mutter versicherte ihr heimlich, Anton würde sie oft besuchen. Die Neuheit der Lage gefiel Nett-

chen, und am Abend blieb sie, bis auf ein bitteres Andenken an ihren Anton, recht gern.

Wieder gelungen! rief Frau Stahl, als sie auf den Wagen stieg. Anton stand am Berge, wie er versprochen hatte. Er hörte von der Base, daß Nettchen auf ein Paar Tage in Hirschberg bleiben wollte, weil man sie so sehr darum gequält hätte, und er fuhr endlich beruhigt mit zurück. Den andern Tag ganz früh gingen Nettchens Sachen und Harfe nach Hirschberg ab, und Nettchen war nun vollkommen eingerichtet. Diesen Morgen schon mußte sie eine niedliche Haube aufsetzen, und eine Verbeugung machen lernen. Die Haube kleidete sie so allerliebst, und die Verbeugung machte sie nach einigen Versuchen, wobey sie sich todt lachen wollte, und dann wieder erröthete, so anständig, daß nun von dem Bauermädchen nichts übrig war, als die schöne frische Farbe, die rührendste Aufrichtigkeit, die prunkloseste Demuth, mit Einem Worte, ihr schöner Charakter. Als ihre Harfe kam, und Nettchen auf Bitte der andern Mädchen ein halbes Stündchen gespielt und gesungen hatte, hieß sie schon: meine Allerliebste! meine Beste! und nach einigen Tagen waren das nicht mehr bloße Worte. Selbst ein Paar häßliche Mädchen liebten sie von Herzen. Auch einige junge Herren, reiche Kaufmannssöhne, schlenderten unaufhörlich vor dem Hause der Frau Reiniken vorüber, aus dem einige Mahle ein so allerliebstes Gesicht gesehen hatte.

So weit war es also der Frau Stahl gelungen; allein jetzt waren die Paar Tage vorüber, die Nettchen hatte ausbleiben sollen. Frau Stahl hielt Anton noch ein Paar Tage hin. Dann aber zerriß die Liebe die listigen Netze der Mutter. An-

ton merkte Unrath; denn die Mutter wollte ihm nicht bestimmt sagen, wo Nettchen wäre. Er schwieg also, kundschaftete aber Nettchens Aufenthalt von dem Fuhrmann aus, der sie hingebracht hatte, und, siehe da! Anton ging eines Morgens früh nach Hirschberg zur Frau Reiniken, und fragte nach Nettchen Stahl. Nettchen wurde gerufen, und sprang mit einem lauten Freudengeschrey in Antons Arme. Sie zog ihn in Triumph auf ihre Kammer. Hier äußerte nun Anton, nachdem er das reitzende Mädchen erst eine lange Zeit betrachtet, gelobt und geliebkos't hatte, seine Zweifel gegen die Ehrlichkeit der Mutter. Nettchen hatte ebenfalls etwas gemerkt. Kurz sie beschlossen List mit List zu begegnen. Anton hieß Nettchens Vetter, und sie ließ sich sogar einige Worte von Bräutigam verlauten. Er kam alle drey Tage gewiß einen Tag zu ihr, und brachte seine Flöte mit. Das vertrauliche Leben voll Liebe hob in Hirschberg wieder an. Man tanzte nach Nettchens Harfe und Antons Flöte, und die Jungfern der Frau Reiniken lauerten zuletzt beynahe eben so emsig auf den hübschen Jungen als Nettchen selbst. Die Frau Reiniken schwieg; denn, außer dem bestimmten Gelde, kamen fast täglich Schinken, Würste, Hühner und Gartenfrüchte in Menge. Ihr war also daran gelegen, Nettchen so lange zu behalten als möglich, und ein Bräutigam, der sie alle drey Tage besuchte, schien ihr das wahre Mittel dazu, ob sie gleich wohl einen kleinen Verdacht gegen die Rechtmäßigkeit dieser Besuche hatte.

Auch zu Hause fand Anton leicht einen schicklichen Vorwand abwesend zu seyn, ohne daß es der Frau Stahl auffiel. Als er aufhörte von

Nettchen zu reden, und Nettchen nicht schrieb, daß sie wieder nach Brombach wollte, schlug Frau Stahl ein Knipschen, und beschloß nun, Nettchen zu besuchen, um von ihr selbst die Bestätigung ihrer glücklichen Vermuthung zu hören, daß Anton vergessen sey. Sie fuhr eines Morgens früh nach Hirschberg, besorgte da erst einige Geldgeschäfte, und ging dann zu Nettchen. Sie kam auf den Hausflur, klopfte an die Thür, öffnete, und sah durch den Staub, den vier tanzende Mädchen machten, Anton bey Nettchen sitzen, und beyde mit der Flöte und Harfe den Tanz begleiten. Anton erschrack doch ein wenig, als er die Base sah, und so auch Nettchen.

Sobald die Mutter beyde allein hatte, fragte sie: „was machst denn du hier, du Landläufer?" Anton wußte nicht eigentlich was er sagen sollte. Nun, wiederhohlte sie heftig: „ich will wissen, was du hier machst!" „Je nun, Frau Base, wenn wir nicht bey einander sind, so verlernen wir ja, was wir sonst gekonnt haben: ich die Flöte blasen" — „Und ich die Harfe spielen:" — fiel Nettchen ein. „Da üben wir uns," hob Anton wieder an. — Und die andern Jungfern tanzen dazu; — sagte Nettchen. „Und darum komme ich alle drey Tage;" erwiederte Anton. — Und er bleibt dann hier bis auf den Abend; — sagte Nettchen.

Recht böse konnte die Mutter nicht werden; denn jedes Mahl, wenn sie einen Blick auf Nettchen warf, entwaffnete der niedliche Anzug, die Haube, die Locken an den Seiten, das enge Leibchen und die Schürze mit den Taschen den Zorn wieder, den ein Blick auf Anton entzündet hatte. Sie schalt wohl, doch noch ganz gnädig; und hen-

te mußte Anton mit der Mutter früher zurückfahren. Kurz, ihre fröhliche Vermuthung war gescheitert, und jetzt hielt sie es für besser, Nettchen unter ihren Augen zu haben, als sie der unternehmenden Liebe des Burschen ganz zu überlassen. Nettchen mußte also schon in ein Paar Tagen nach Brombach zurück kommen, und das ganze Dorf erstaunte, als es sie so ganz verwandelt wieder sah. Auch Anton hatte unter den Jungfern der Frau Reiniken seine Sitten sehr geändert, und seine Kleider wurden mit jedem Mahle, so oft er sich eins machen ließ, städtischer. Er trug jetzt ein blaues Collet, ein Chemiset darunter, und einen runden Hut mit einer Schnalle; so sah er mehr einem eleganten Jäger als einem Bauer ähnlich.

Nach einigen Tagen erhielt nun die Frau Stahl ein Billet vom Herrn von Lindt, worin er anfragte, ob sie ihm wohl für einen Monath, da er den Brunnen trinken würde, ein Stübchen überlassen wollte. In Warmbrunn, setzte er hinzu, ist es mir zu geräuschvoll; ich werde in Brombach in einer reineren Luft wohnen, und, was mehr als alles ist, bey Menschen, deren Theilnahme, deren Gastfreundschaft ich kenne. Frau Stahl sagte dem Bedienten nur mündlich, daß der Herr von Lindt ihr angenehm seyn sollte, und siehe! eine Stunde darauf war Herr von Lindt da, eben als die Frau Stahl mitten in dem Stübchen stand, und darauf sann, welche Verbesserungen sie wohl noch machen könnte, um den Herrn von Lindt angenehm zu logiren.

„Mein Gott, Mutter, der Herr von Lindt ist unten," sagte Nettchen; „komme sie doch. Ich war unten ganz allein." Schon da? fragte die Mutter freundlich. Geh nur hinunter, und leiste

ihm Gesellschaft. Ich will hier die Stube rein machen. „Das will ich thun. Geh sie Mutter.“ Nettchen schob die Mutter durch die Thür. „Er kommt sonst. Geh Sie!“ Die Mutter ging hinunter.

Man sieht, der Herr von Lindt muß mit seinem ersten Besuche wohl zufrieden gewesen seyn, weil er wiederkommt. Je näher und je länger er Nettchen gesehen hatte, desto reitzender fand er ihre Schönheit. Als er sie erst zum Sprechen gebracht hatte, erstaunte er über den Geist, der ihr Gesicht lebendig machte. Wenn er erzählte, bewunderte er die Schnelligkeit ihres reinen Gefühls, sowohl für Schönheit als gegen Häßlichkeit. Ihr Gesicht war der genaueste Barometer der Gefühle in ihrer Seele, und aus den Proben, die der speculative Herr von Lindt mit Nettchen den Abend in seinem Erzählen angestellt hatte, wußte er, daß in ihrer Brust das feinste moralische Gefühl lag. Ihren Verstand hatte er wenig bemerken können, weil sie den Abend überhaupt nicht viel redete; und doch wollte er ihn sehen. Er erzählte. Nettchen rückte unruhig hin und her auf dem Stuhle, und hatte die Augen auf die Thür geheftet: er erzählte wieder, und sie hörte aufmerksam zu. Hieraus schloß Lindt bestimmt, das Mädchen hat Geist.

Den andern Tag kam Lindt, die ganze Seele voll von dem reitzenden Mädchen, bey Bornemann an. „Sie sind ja sehr heiter!“ sagte Bornemann. Ja, das bin ich; und ich denke, meine Heiterkeit ist gerecht. Ohne meine Begierden mit in Anschlag zu bringen, würde mich das bloße Wahrnehmen eines so vollendeten Geschöpfs, als die Bäuerinn ist, heiter machen. Sie wissen, ich werde nicht leicht warm; ich wollte wohl sagen,

niemahls, wenn ich nicht selbst will. Allein ich glaube, diese Bäuerinn könnte mich wieder zu einem Knaben von achtzehn Jahren machen, bey dem die Leidenschaft raf't.

„Wie haben Sie das Mädchen gefunden?"

Sie sahen in Warmbrunn nichts als ihr Gesicht. Sie gestehen selbst, es ist schön; und doch kennen Sie weiter nichts als den Schleyer des Gesichtes. Sie sollten das Gesicht sehen, wenn ein schönes Interesse, als Mitleiden, Ehrfurcht, Wohlwollen, es lebendig macht! Ich kann mich jetzt des Wunsches nicht erwehren, das Mädchen einmahl recht heiß beten zu sehen. Ich glaube, dem Gesichte würde selbst ein körperloser Engel huldigen. Die Gestalt? Sie war dieses Mahl schlecht gekleidet, noch weit schlechter als in Warmbrunn; aber ich werde sie noch in einem schöneren Anzuge sehen. Sie hat viel Geist, und, mich dünkt, ein zu rasches Gefühl. —

„Nun? und Sie, Herr von Lindt?"

Das Mädchen liebt einen Bauer, einen ihrer Anverwandten, mit der ganzen Stärke eines jugendlichen unbesorgten Herzens; das weiß ich. Der Bursche kann nicht schlecht, nicht verächtlich seyn; das glaube ich, ob ich gleich nur ein Paar Worte von ihm im Gebirge gehört habe. Die Liebe des Mädchens steht dafür.

„Und Sie, Herr von Lindt?„

Die Mutter ist ein eitles Weib, die mir ihre Tochter lieber selbst angetragen hätte, wenn ich nur zufassen wollte. Ich gab ihr so etwas von meiner Absicht auf die Tochter zu ahnden, und sie ist gewonnen.

„Und Sie Herr von Lindt? und Sie?"

Und ich? und ich? Ja, lieber Bornemann,

ich kenne meine Nebenspieler, ihre Plane, ihre Begierden; aber mich selbst kenne ich nicht. Nur das kann ich Ihnen sagen; ich habe nie gegen ein weibliches Geschöpf so viel Wohlwollen gefühlt, als gegen dieses Mädchen. Wer kann wissen, was Zeit und Umstände noch aus diesem Wohlwollen machen können. Des Mädchens Nähe begeistert mich. Ich hatte sogar Mühe, ihr den Grad des Wohlwollens zu verbergen, den ich gegen sie fühlte, wenn sie mit allen den Liebenswürdigkeiten vor meinen Blicken schwebte. Die Liebe des Mädchens erregte dann meinen Neid. Das fühle ich, ich bin der Schutzengel oder der Todesengel dieser Liebe. Theil muß ich haben an dem Mädchen.

„Lindt! o mein Freund, der Todesengel dieser reinen Liebe! Sie Lindt?"

Um eine eben so reine Liebe wieder in dieser Brust anzufachen, wenn die erste erloschen ist.

„Steht es denn in ihrer Gewalt, die erste Liebe zu erlöschen?"

Warum nicht? Haben Sie je eine ewige Liebe gesehen? Doch Sie gehen schon wieder —

„Sie gäben dem Mädchen Ersatz; allein welchen Ersatz dem Geliebten?"

Vergessen in einiger Zeit. Unmöglichkeit das Mädchen zu besitzen. Er vergißt.

„Und das sagen Sie so leicht hin? Warum aber vergessen Sie nicht selbst, da es Ihnen noch so leicht wird, und so großmüthig ist? Sie lieben das Mädchen noch nicht!"

Vergessen so leicht? das wohl nicht. Ich erkenne des Mädchens Reitz; ich weiß, wie selten ein solches Geschöpf ist; jedes mißlungene Suchen in der Zukunft würde mir meine Thorheit vorwerfen, daß ich damahls nicht nahm, da mir mein gutes

Glück ein solches Geschöpf in die Arme warf. Ich weiß, daß ein Weib, welches ich liebe, in meinen Armen gedeihen muß, weil ich mich kenne: weiß ich das von einem Andern? Großmüthig, ja: aber sehr unbesonnen! Und bey mir, wissen Sie, kann eine Unbesonnenheit nie Großmuth heißen, so edel sie auch scheint. Doch schon wieder haben Sie mich über die Linie der Gegenwart gezogen, und ich schwärme in der Zukunft, von der ich nichts weiß. Das Mädchen kann ja alle Fehler haben, nur versteckt, nur schlummernd; und ich, ich kann sie wecken. Sie kann eitel, schwatzhaft, und Gott weiß was seyn, und ich ziehe mich zurück. Lassen Sie doch der Zukunft Raum:

„Lieber Lindt, bedenken Sie, daß Sie einen sehr kostbaren Versuch machen wollen, für dessen glücklichen Ausgang ihnen nichts Bürge ist: einen Versuch mit dem Glücke zweyer guten, arglosen, fröhlichen Menschen. Haben Sie denn alle Sprünge der Leidenschaft berechnet? kennen Sie denn, wessen ein Herz voll Leidenschaft fähig ist? Sie brauchen die Gewalt, die Sie über sich haben, zu einem Maßstabe für fremde Herzen: und wahrlich, Sie wissen nicht einmahl, wie mächtig Ihre Leidenschaften sind, und welche Gewaltthätigkeiten Sie von ihnen noch zu befürchten haben."

Es ist mir noch nie ein Werther vorgekommen, als nur in Büchern, lächelte Lindt.

Lindt besorgte nun die Harfe für Nettchen, und schrieb das Billet. Bornemann lächelte, als er dieses las. „Das sind wirklich Ihre Empfindungen?" Warum nicht? „Wahrhaftig, lieber Lindt, oft sind sie mir ein Räthsel. Sie wollen das Mädchen verführen, dem Sie Ihre Achtung zusichern!"

Bornemann, das durften nur Sie mir sagen! Verführen! Wann hab' ich Ihnen Anlaß gegeben, das von mir zu fürchten? „Nun? Sie haben wohl nie eine Schäferstunde gehabt?" Das hab ich; aber nie eine Unschuld dazu verführt. Aber so ist es mit Euch Herren! ihr beurtheilt uns schief, weil Ihr uns nichts Gutes zutrauet. Ich respektire die Unschuld; denn eben diese reine Unschuld zieht mich ja zu dem Mädchen hin. Glauben Sie mir, sie soll mir heiliger seyn, als dem Römer seine Vestalinn, wenn sie nicht mit ihrer ganzen Unschuld aus den Armen ihres Geliebten in meine übergehen kann. Aber daß sie das kann, halt ich für möglich; sonst würd' ich sie nicht wieder sehen. Liebe ich sie dereinst, so liebe ich sie, um glücklich mit ihr zu seyn, und um sie glücklich zu machen.

„Sie umgehen den Nahmen Gemahlinn, Frau, Weib. Hab' ich Sie verstanden?"

Ganz falsch. Denn es ist natürlich, daß ich mit ihr theile, was ich zu theilen habe: mein Herz, meine Kenntnisse, mein Vertrauen. Ich denke, Sie legen einen Werth auf diese Dinge. Meinen Rang, meinen Nahmen halte ich für die geringsten Armseligkeiten, die ich besitze, für Dinge ohne Werth. Glauben Sie, daß ich mit diesen Armseligkeiten gegen eine Geliebte geitzen würde, der ich mein Vertrauen, mit dem ich so sparsam bin, schenkte? Liebe ich das Mädchen, so wird sie meine Gemahlinn, Frau, Weib. Wie oft hab' ich Ihnen gesagt: ich heirathe, sobald ich liebe!

„Und Gegenliebe finden!"

Versteht sich Freund. Sie scheinen dem jungen Menschen viel zuzutrauen, und mir wenig. Denn nicht wahr? Sie wünschen, daß, wenn ich liebte, ich mit meiner Liebe scheitern möchte?

„Ich halte es für Unrecht, Jemanden sein Eigenthum zu rauben, und ich läugne nicht, daß ich nicht auf der Seite des Räubers bin."

Eigenthum? wodurch denn? Durch das Geständniß des Mädchens: ich liebe dich; durch weiter nichts. Gut, ich ziehe die Liebe des Mädchens auf mich; es thut mir dasselbe Geständniß; es ist mein Eigenthum, bis ein Dritter mich zu verdrängen weiß. Mich dünkt, das Simple dieser Wahrheiten springt in die Augen. Oder meinen sie nicht?

„Lieber Lindt, streng erweisen läßt sich gar kein Recht als das Recht des Stärkern; und hat nicht Ihr moralisches Gefühl seinen Ursprung in Anerkennung anderer Rechte als jenes grausamen? Sie verrathen Ihren Freund, um sich zu retten; wer kann Ihnen erweisen, daß Sie Unrecht thaten? Aber wird Ihr Herz darum nicht voll Reue, voll Kummer schlagen, weil es sich nicht erweisen läßt? Welch Verbrechen kann die Speculation nicht beschönigen?"

Und welches Vorurtheil ein falscher Eifer und der Witz nicht vertheidigen? Lassen Sie uns aufhören! Wir verstehen einander nicht. Bey Ihnen spricht Ihr Herz, und bey mir die ruhige Vernunft.

„Hüthen Sie sich, daß Ihr Herz nicht ein Mahl laut wird, wenn es zu spät ist. Das Herz rechnet die Folgen einer Handlung so gut zur Moralität mit, als die Handlung selbst."

Herr von Lindt wand indeß das Billet um die Saiten der Harfe, und schickte sie ab. Jetzt wurde nun sein Endschluß gefaßt, Nettchen näher kennen zu lernen, und er ging unter dem

Vorwande, den Brunnen zu trinken, nach Brombach ab.

Er traf Nettchen unten im Wohnzimmer an, und ihr Anblick setzte ihn in ein fröhliches Erstaunen. So schön hatte er sie sich dennoch nicht gedacht, wie sie jetzt war. Er stand eben so stumm vor ihr als sie vor ihm. Endlich, von dem Anblicke ihrer Reitze überwältigt, ergriff er ihre Hand, und drückte sie in dem Taumel seiner Überraschung an seine Lippen. Nettchen machte ihm eine Verbeuguna, und lief weg, um ihre Mutter zu hohlen. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so versank er doch sogleich in ein Nachsinnen über die Ursache von ihrer besseren Kleidung. Ist das Eitelkeit, Koketterie? dachte er; ist ihre holde Unschuld nichts mehr als ein Zug des Gesichts? Je reitzender ihm das Mädchen schien, desto unangenehmere Empfindungen hatte er, und kaum bemerkte er die Mutter, als sie hereintrat.

Er fing an die Frau auszuhohlen, und trotz den Widersprüchen, in die sie gerieth, sah er doch wohl, daß Nettchen höchstens nur einen Theil der Schuld dieser Veränderung zu tragen hatte. Als er Nettchen selbst sprach, und ihre Verlegenheit nur erst ein wenig verjagt hatte: jetzt ihre nichts wollende Unschuld sah, und ihre Neigung ihn zu vermeiden, ihre Unruhe, wenn sein Auge auf ihr hing: so sprach er sie ganz und gar von dem Verdachte der Eitelkeit frey.

Indeß hatte seine Ankunft auf alle Parteyen eine sonderbare Wirkung. Die Mutter war hoch erfreut, und voll stürmischer Hoffnungen, die sich aber immer wieder in Angst auflöseten, wenn sie des Herrn von Lindt wenige Betriebsamkeit um Nettchen, und Nettchens sichtbare Neigung ihm

auszuweichen bemerkte. Sie nahm sich ernsthaft vor, die Schläfrigkeit der Parteyen mit ihrer List ein wenig thätiger zu machen. Nettchen hatte der Handkuß des Herrn von Lindt in eine nicht kleine Verlegenheit gebracht, obgleich diese Verlegenheit dennoch mit einer angenehmen Empfindung gemischt war. Allein sie wünschte den Herrn von Lindt, trotz seiner Artigkeit, auf die Schneekuppe; denn sie ahndete aus ihrer Mutter Gesicht, und aus einigen ihrer Worte ein Ungewitter für ihre Liebe. Dazu durfte sie ihre Furcht nicht ein Mahl ihrem geliebten Anton anvertrauen. Sie fühlte etwas in ihrer Brust, das ganz dagegen sprach. War es Ahndung der Eifersucht, oder Instinkt der feinsten Eitelkeit? Anton, als der von Nettchen hörte, daß Herr von Lindt da wäre, sagte mit einer sehr krausen und nachdenkenden Stirn: was will denn der? und setzte dann gleich darauf hinzu: nun wird es wieder Maulschellen geben! Eine Bemerkung, die Nettchen zeigte, daß Antonen damahls die Wahrheit doch nicht so ganz entgangen war. „Ach, der will den Brunnen trinken," antwortete Nettchen, und that eben so verdrießlich um ihn zu beruhigen. „Mir ist es recht unangenehm. Aber laß du nur, Anton! Desto mehr haben wir Zeit bey einander zu seyn. Nun sitzt uns die Mutter nicht immer auf dem Rücken." Anton sah Nettchen gerade so an, als wollte er in ihren Augen lesen, ob sie die Wahrheit sagte. Sie verstand den Blick, und wurde roth; aber nach einigen Minuten war Anton beruhigt, zufrieden, und Lindt wirklich von ihm vergessen.

Nettchen dachte mit einer Art von Angst an die Zukunft. Sie war es eigentlich, auf die Al-

ler Blicke sahen, und von der man alles foderte. Herr von Lindt foderte von ihr Dankbarkeit Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Er war ihr Gast, und äußerst höflich gegen sie; auch hatte er ihr die schöne Harfe geschenkt, und in seinem Zettel so artig um ihre Freundschaft gebeten. Sie war ihm sicher die größte Gefälligkeit schuldig, und selbst ihre Empfindung versagte sie ihm nicht. Anton hingegen foderte von ihr die größte Kälte, sogar Verachtung, oder wenigstens doch eine ausgezeichnete Nachlässigkeit gegen den Herrn von Lindt. Wie sollte sie den befriedigen? Sie durfte ihm nicht ein Mahl sagen, daß sie dem Herrn von Lindt Verbindlichkeit schuldig sey. Und nun gar ihre Mütter! was foderte die? O, der thäte sie nicht zu viel, wenn sie Anton gar nicht, und den Herrn von Lindt mit buhlerischen Blicken ansähe. Wie sollte sie allen drey Parteyen genug thun? wie Frieden unter ihnen erhalten? unter Anton und dem Herrn von Lindt, und unter ihrer Mutter und dem geliebten Anton? Das arme Mädchen!

So deutlich dachte sie sich nun wohl ihre Lage nicht; aber sie fühlte doch ziemlich hell beynahe eben das. Sie fühlte sogar, und wirklich mit einer schmerzlichen Unruhe, daß sie auch Anton betrügen, oder doch wenigstens ihm manches verschweigen müßte. Auch lag ihr Anton dabey am meisten auf dem Herzen; denn eigentlich war auch alles wider ihn. Den ersten Abend ging es noch ziemlich gut; obgleich Nettchen dabey ganz müde wurde. Jetzt sprang sie wie ein leichtes Reh auf die Bleiche zu Anton, setzte sich zu ihm, liebkosete ihn mit großer Zärtlichkeit, und vertändelte jeden schwarzen Gedanken, der bey ihm aufsteigen konnte. Dann

könte die Stimme ihrer Mutter wieder: Nettchen! Nettchen! Eben so rasch flog sie nun in das Zimmer des Herrn von Lindt. Da saß sie, sollte reden, spielen, singen, oder ihre Mutter fing an so unmäßig mit dem Munde und mit den Augen zu winken, daß sie in Angst gerieth, der Herr von Lindt möchte das unschickliche Betragen ihrer Mutter merken. Dadurch wurde sie noch unruhiger und zerstreuter als sie schon war; denn sie dachte an Anton, wie der draußen nun harren würde, wie er es endlich merken müßte, daß der Herr von Lindt die Ursache ihres Ausbleibens wäre. Wendete ihre Mutter den Rücken, oder merkte nicht ganz genau auf sie; husch! war sie zur Thür hinaus, und wieder bey Anton. Dem mußte sie nun den aufsteigenden Groll wegschmeicheln; und doch hörte sie im Geiste schon wieder ihre Mutter im Hause umher fragen: Aber mein Gott, wo ist denn Nettchen? Sie sah im Geiste schon das truthahnsrothe Gesicht der Mutter, mit der sie ihr halblaut zuflüsterte: wo steckst du denn?

Das alles, dieser ganze Kreislauf der Dinge, war wohl zehn Mahle gekommen, und immer verloren die Mutter und Anton die Geduld sichtbarer, so daß Nettchen, als sie endlich auf ihrer Kammer war, sich den Schweiß abtrocknete, und laut rief: ach Gott Lob und Dank, daß der Tag vorbey ist! Sie zitterte schon vor morgen; sie zitterte vor Anton, vor dem Herrn von Lindt, der ihr eine so schwere Rolle aufgab, am meisten aber vor ihrer Mutter. Das arme Mädchen konnte vor Unruhe kaum schlafen.

Den andern Tag schon früh Morgens kam die Mutter, um bey dem Ankleiden der Tochter zugegen zu seyn. Sie verlangte, Nettchen sollte ihren

besten Staat anziehen; Nettchen schlug es ab. Die Mutter drohete; Nettchen blieb standhaft. Doch wagte es die Mutter nicht Gewalt zu brauchen; denn der Herr von Lindt schlief in der Nähe, und sie befürchtete Nettchens Geschrey, und wohl gar wieder Antons Dazwischenkunft, den sie schon seit einer Stunde unter dem Fenster hatte patrouilliren sehen. Nettchen behielt also den Sieg, nachdem sie ritterlich einige derbe Drücke von der Faust ihrer Mutter ausgehalten hatte. Sie zog das gestrige Zeug an, erhielt aber nun den geschärften Befehl, hübsch in der Stube zu bleiben, und nicht immer auf alle Fragen verkehrte Antworten zu geben. „Denn gestern mußte doch der Herr von Lindt glauben, er hätte ein unkluges Mädchen vor sich!" Nettchen versprach es; und nun ging die Mutter, um ihrem Mann einen kalamankenen Schlafrock zu bringen, den sie gehohlt hatte.

Nettchen schlich hinunter, und husch! sogleich zum Hause hinaus zu Anton. Welch ein Tag wird das werden! dachte sie, als sie gegen ihre Wiese langsam zu Anton hin ging. Anton hatte etwas von Nettchens und der Mutter Gespräch gehört. Er kam ihr also mit ein Paar freundlicheren Augen entgegen, als sie erwartet hatte. Nettchen, warum solltest du dich heute denn putzen? fragte er. Nettchen merkte den Horcher. „Je nun des dummen Lindts wegen, glaub' ich. Aber ich hätte es nicht gethan, und wenn ich auch wieder ein Paar Maulschellen bekommen hätte. Das kann dem einerley seyn, ob ich geputzt oder nicht geputzt bin." Nettchen verschwieg, wie man sieht, sehr klüglich die wahre Ursache, und Antons Freude darüber wurde so stark, daß sie den ganzen Tag

aushielt, ohne durch die langen Abwesenheiten seines Nettchens sehr vermindert zu werden.

Den dritten Tag wollte der Herr von Lindt die Gegend umher sehen. Er bat die Mutter ihn zu begleiten. Die Mutter verlangte, Nettchen sollte mitgehn. Nettchen gerieth in Todesangst; denn Anton war heute sehr übler Laune, weil sie ihm den vorigen Abend nicht noch ein Mahl gute Nacht gesagt hatte. Und dieses Mahl fühlte Nettchen sich schuldig. Lindt fing an zu erzählen. Die Geschichte wurde so interessant, daß Nettchen sie aushören wollte; und als er sie zu Ende hatte, war Anton schon fort. Lindt riß sie selbst aus der Todesangst über das Mitgehen. „Lassen Sie die Kleine nur zu Hause, Frau Stahl. Ich sehe es an ihren Augen, daß sie nicht gern mit will. Wir gehen ihr auch zu langsam." Nettchen kam also mit einem wüthenden Blicke ihrer Mutter davon.

Den Nachmittag besuchte der Herr von Lindt den alten Prediger. Er hatte aus den Erzählungen der Mutter geschlossen, daß dieser wohl das meiste zu Nettchens Bildung beygetragen hätte. Der Prediger war ganz bezaubert von dem Herrn von Lindt, seinen Kenntnissen, seinem Charakter, und seinen Planen. Auch dieser Nachmittag gehörte also ausschließend Anton.

Den vierten kam das arme Mädchen sehr ins Gedränge. Anton war verdrüßlich, weil sie am Abend vorher ganz gefehlt hatte. Ihre Mutter hatte sie mit List hinter den Tisch gebracht, und sich dann vor ihr gesetzt. Sie war gefangen. Die Fußsohlen brannten ihr; allein bey der kleinsten Bewegung, die sie machte, fühlte sie das Knie ihrer Mutter so stark, daß sie hätte schreyen

mögen. Ihre Mutter brauchte heute die gestrige List wieder; allein Nettchen, nachdem sie zwey Mahl einen Anlauf zum Reden gemacht hatte, bat den Herrn von Lindt, der auf der andern Seite saß, sie doch durchzulassen. Sie blieb eine Stunde bey Anton, der fast gar nicht mehr zu beruhigen war. Dann ging sie einen Augenblick wieder hinein, mit dem heiligen Versprechen, sogleich wieder zu kommen. Sie kam hinein. Ihre Mutter lächelte, und ging hinaus. Als Nettchen eine halbe Stunde nachher wieder hinaus wollte, fand sie zu ihrem großen Schrecken die Hausthür verschlossen. Thränen des Unmuths und der Angst stiegen bey diesem Anblick dem armen Mädchen in die Augen. Ich muß zu ihm! rief sie, und rang die Hände vor Angst.

Nach einigen Augenblicken hörte die Mutter in der Kammer ein Fenster öffnen. Sie ging hinein; aber zu spät. Eben schlüpfte das Letzte von Nettchens Rocke hinaus. Nettchen sah nun wohl, daß es bald von allen Seiten zu Erklärungen kommen müßte. Sie blieb also sehr ruhig bey Anton, und ließ die Mutter wohl zehn Mahl rufen. Die Mutter verschloß sogleich hinter ihr die Hausthür. Aus der Küchenthüre war der Schlüssel abgezogen. Nettchen sah wohl, daß nur Gewalt, oder eine neue List sie zum Hause hinausbringen könnte. Sie ging zu dem Herrn von Lindt mit einem so heitern Gesicht, als sie noch nie gehabt hatte. Die Verzweiflung gibt auch zuweilen Muth.

Jetzt ließ die Mutter, ihres Sieges gewiß, Nettchen mit dem Herrn von Lindt allein. Nettchen wendete das Gespräch auf Blumen, und wollte

dem

dem Herrn von Lindt ihre Nelken am Hause zeigen. Die Mutter mußte aufschließen. Nettchen ging mit dem Herrn von Lindt, zeigte ihm ihre Nelken einen Augenblick, begleitete ihn wieder bis an die Hausthür, hatte noch an eine Kleinigkeit vergessen, und ging nun mit dem tobenden Anton ganz an das andere Ende des Dorfes, wo das Geschrey ihrer Mutter sie nicht erreichen konnte, und keine Weberinn sie aufzufinden wußte. Sie fand noch ein Mahl Mittel Anton zu beruhigen, ohne ihm die Entdeckung von der Mutter Absicht machen zu dürfen; denn das hätte ohne Zweifel Antons Zorn auf den Herrn von Lindt gezogen, und den wollte Nettchen schonen. Zitternd schlich sie gegen Abend nach Hause, aber doch entschlossen, auf keine Weise Anton zu vernachlässigen. Ihre Mutter sagte ihr auf dem Hausflur ganz trocken: Nettchen, wenn du mir morgen wieder einen Fuß vor die Thüre setzest, so sag' ich dem Herrn von Lindt, daß du so gemein denkst, einem Bauer nachzulaufen. Hörst du? — „Und ich sage," fing Nettchen eben so trocken an, „dann dem Herrn von Lindt, daß ich Bauernmädchen dieses Bauern versprochene Braut bin, daß ich ihn von Herzen liebe, und daß ich ihm nachlaufen werde, und wenn er am andern Ende der Welt ist." — O du gottloses ungerathenes Kind, so thu was du willst! Aber ich gehe zu dem Schulzen hinüber, kündige ihm Heide und Weide auf, und sage ihm, daß meine Tochter keinen Bauer haben soll. — „Ach Mutter, um Gottes Willen, das thu Sie nicht!" — Gleich will ich es thun! jetzt gleich! — Nettchen versprach ihrer Mutter, nie wieder einen Fuß vor die Thür zu setzen um Anton zu sehen; denn sie sah wohl ein, wenn ihre Mutter das that, daß der ehrgeitzige

Schulze seinen Sohn dann lieber an des Hirten Tochter verheirathen würde, als an sie. Sie ging jetzt auf ihre Kammer, weinte, rang die Hände, und wünschte sich den Tod; aber das alles half ihr nicht, Anton zu sehen. Endlich mußte sie sich entschließen ganz und gar auf Antons Seite zu treten, und ihm die Lage der Sachen zu entdecken, wovor sie so lange gezittert hatte. Sie hielt die Absicht ihrer Mutter für eine thörichte Grille: denn Herr von Lindt war zwar sehr artig, sehr zutraulich gegen sie; allein sein Betragen verrieth nichts weniger als Liebe.

Jetzt sah sie Anton. Sie winkte, und warf ihm ein Billet hinunter mit den wenigen Worten: „Wenn alles schläft, liegt auf dem Fliederbaum ein Brett." Dann machte sie das Fenster zu, und fühlte sich auf einmahl ruhig und heiter. Sie ging hinunter, und war nun so unbefangen, so gesprächig, daß ihre Mutter eine neue List vermuthete, und sich wunderte, als sie den ganzen Abend ohne einmahl auf die Thüre zu sehen, aushielt, und mit der größten Aufmerksamkeit die Erzählungen des Herrn von Lindt anhörte. Nettchen ging ruhig zu Bett. Ein schmales, langes Brett stand am Kamin. Es wurde unbemerkt in ihre Kammer gebracht, und eine Stunde darauf, nach einigen Hms! war Anton wohlbehalten in ihren Armen. Sie setzten sich Beyde auf das Bett, und nun erzählte Nettchen ihrem Geliebten alles, was sie für ihn gethan, gelitten, ausgesonnen und ausgeführt hatte. Sie gestand ihm, daß sie ihn jetzt nicht anders sehen könnte als bey Nacht. Auch versicherte sie ihm, daß Lindt an nichts weniger dächte, als an sie; allein Anton war in diesem Stücke ganz anderer Meinung. Er setzte nun

von dem ersten Tritte an, den Lindt in Nettchens Haus gethan hatte, bis auf den heutigen Tag einen Roman zusammen, der der Wahrheit ziemlich nahe kam. „Sieh, Nettchen! darum hat deine Mutter weiße Gardinen vor die Fenster gehängt; darum hast du die verdammten Kleider, die dir so hübsch stehen, anziehen müssen; darum mußtest du nach Hirschberg, daß du mich vergessen solltest. Das alles kommt von dem Lindt; denn deine Mutter wäre von selbst nicht darauf gefallen." Das wollte nun Nettchen nicht zugeben, weil er doch so gleichgültig gegen sie thäte; Anton aber blieb dabey.

Nettchen war also vollkommen mit Anton ausgesöhnt; aber Antons Zorn auf Lindt und auf die Mutter stieg auch desto höher, und nur mit vielen Bitten lockte ihm Nettchen das Versprechen ab, sich nichts merken zu lassen. Aber Nettchen, wenn nun Lindt um dich anhält? „Ich sage nein!" Und wenn deine Mutter nun will? „Ich will aber nicht." Und sie quält dich? „Das halte ich aus bey Tage, und des Nachts sollst du mich dann trösten." Und sie schleppen dich in die Kirche? „Das dürfen sie nicht." Oder lassen den Pastor in das Haus hohlen? „Je Anton, du bist wunderlich. Genug, ich bleibe dir treu. Laß sie machen, was sie wollen." Anton sprang auf. Laß sie machen! laß sie machen! sagte er bitter; aber Nettchen, wollen sie dich zwingen, so sag' ihnen vorher, daß es nicht gut geht. Mein Leben geb' ich um dich, und wenn ich tausend Leben hätte, alle tausend! Das sag' du morgen dem Lindt! und deiner Mutter auch! Hörst du! Das sag' ihnen morgen! morgen im Tage!

Unter solchen Gesprächen und Versicherungen ihrer ewigen Treue flogen die Stunden vorüber. Anton stieg wieder hinunter. Nettchen legte das Brett auf ein Paar eiserne Haken, die ehedem ein Blumenbrett getragen hatten. So war alles verborgen, und Anton konnte sich selbst den Eingang in ihr Fenster verschaffen.

Am andern Morgen schlief Nettchen bis neun Uhr, und ihre Mutter fand sie noch, als sie sie wecken wollte, in tiefem Schlafe. Indeß schlug sie die Augen heiter auf, machte nicht, wie die Mutter befürchtete, war den Tag über freundlich, und machte gar keine Miene hinaus zu wollen. Selbst Anton ließ sich so wenig sehen, daß die Mutter die Haus- und Kammerthür wieder öffnen konnte.

Dem Herrn von Lindt war, so wenig er es sich auch merken ließ, Nettchens Mißverständniß mit ihrer Mutter nicht entgangen. Den Morgen nach seiner Ankunft hatte er sogar den Zank der Mutter und Tochter über das Putzen gehört, und seine Achtung für Nettchens feines Gefühl war gestiegen. Er bemerkte alle ihre kleinen Listen zu ihrem Geliebten zu kommen, und bewunderte die Artigkeit, mit der sie die Thorheiten ihrer Mutter seinen Blicken entweder verbarg, oder auf der Stelle verbesserte. Alle seine kleinen buhlerischen Künste machten ihre Eitelkeit nicht rege; sie blieb wie sie war, bescheiden, demüthig und freundlich. Er schwieg also ganz von seiner Liebe, und zeigte ihr nur eine sehr bescheidene Achtung. Dadurch suchte er ihr Vertrauen, ihre Achtung zu gewinnen; und der Anfang gerieth ihm nicht übel. Er stellte ihr Herz in seinen Erzählungen, in seinen Gesprächen mit ihr, auf tausend Proben; und im-

mer gestand er sich: so ein reines Herz habe ich noch nie gesehen! Er unterrichtete sie selbst im Singen, im Spielen, und er bewunderte das scharfe, unterscheidende Gefühl, und die leichte Fassungskraft des Mädchens. Sie wußte nur wenig; aber ihr Verstand war rein und natürlich: ein köstlicher Edelstein, der nur noch brillantirt zu werden brauchte. Er liebte das Mädchen, und fing in Ernst an, auf ihren Besitz zu denken. Nun gab er sich die unsäglichste Mühe, ihre Achtung zu vermehren, ihr Vertrauen zu erhalten, und sie an seinen Umgang zu gewöhnen. Er heuchelte sogar Empfindungen, die sein Herz seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatte, Empfindungen für die unbedeutenden Kleinigkeiten, welche das Herz in dem häuslichen Leben so sehr erquicken. So fütterte er Nettchens Kanarienvogel, spielte mit einem Kinde, das Nettchen von der Gasse herein rief, und das sie mit Blicken voll herzlicher Liebe an ihre Brust drückte; oder las mit ihr Linsen aus. Bald fand er sogar Geschmack an diesen Kleinigkeiten; denn sie erwarben ihm gewiß von Nettchen einen lächelnden Blick voll Vertrauen. Er wurde der Wohlthäter der Armen im Dorfe; er machte Nettchen zu seiner Vertrauten und Rathgeberinn in diesem Falle. Und jetzt erst fing er an vor der Güte des Mädchens zu erstaunen. Das Einzige, wozu sich Nettchen nie, weder durch die Blicke, Winke und Befehle ihrer Mutter; noch durch die Bitten des Herrn von Lindt bereden ließ, war, mit ihm spazieren zu gehen. Sie schlug es Anfangs unter manchen Vorwänden, und endlich geradezu ab. Lindt mußte sogar mit seinem Ansehen zwischen Tochter und Mutter treten, die nicht übel Lust hatte, Nettchen mit Gewalt dazu zu zwingen.

Zuweilen fing denn Nettchen wieder an Anton auch bey Tage zu sehen. Anton hatte jetzt eine seltsame Gemüthsstimmung. Er war ergrimmt auf Lindt, auf Nettchens Mutter, zuweilen auf Nettchen selbst; besonders als er sah, daß ihre Kleidung immer geschmackvoller wurde, ob sie gleich noch immer sehr einfach blieb. Anton rieth nicht übel; Lindt war Schuld daran. Er wollte Nettchen dem Äußern über ihren geliebten Bauer wegheben, weil er hoffte, das Herz würde dann nachfolgen. Er hoffte vergebens. Nettchen ließ sich zu nichts mehr bereden als zu besseren Farben, zu einem besseren Schnitt; ihre Kleider blieben, was auch Herr von Lindt sagen mochte, ein enges Mieder, ein einfacher Rock, und dabey der gewöhnliche Kopfputz der Schlesischen Bauermädchen. Aber Anton, du bist ein Thor, sagte Nettchen: kleidet es mich nicht? „Ja, du bist schön darin; aber der Herr von Lindt!" Ich freue mich, wenn ich dir gefalle; was kümmert uns der Herr von Lindt? „Ach, Nettchen, ich wollte, er säße in Westphalen, wo er hingehört!" Das wollt' ich auch. Aber, Anton, so laß ihn doch! Ich habe dich tausend Mahl lieber als ihn. „Du sollst ihn gar nicht lieb haben!" Lieber Anton, auch das! gar nicht! gar nicht!

Sah Anton Nettchen ein Mahl mit Herrn von Lindt am Fenster sitzen, so grollte er den ganzen Tag mit allen Leuten. Er besann sich wohl zehn Mahl, ob er nicht lieber gar auf seiner Kammer bleiben sollte. Nettchen mußte wohl erst zehn Mahl hm! hm! rufen, ehe er hinunter stieg. Und war er dann bey ihr oben, so dauerte es eine ganze Stunde, ehe sie ihn mit Versicherungen ihrer Treue, mit Liebkosungen, mit Thränen, mit Trotz, und

endlich mit Bösethun wieder besänftigen konnte. Nettchen konnte ihm nichts Angenehmeres erzählen, als von Lindts Fehlern; und unglücklicher Weise wußte sie keinen Fehler an dem artigen, edlen und klugen Manne. Indeß erzählte sie doch von seiner Albernheit, wenn Anton recht böse war. Es that ihr weh, dem Herrn von Lindt Unrecht zu thun; allein sie mußte, um doch nur eine gute Stunde mit Anton zu haben.

Auch ihre Mutter fing an sie von einer andern Seite zu quälen. War sie eine Zeitlang mit dem Herrn von Lindt allein gewesen, und ihre Mutter kam wieder, und Herr von Lindt hatte etwa ihre Hand gefaßt, oder sah sehr freundlich aus: so nahm ihre Mutter sie allein. Hat er dir nichts gesagt, Nette? „Nein, Mutter.“ Er war doch so freundlich mit dir; er hatte dich doch an der Hand. „Er hat nichts gesagt.“ Was sprach er denn mit dir? „Von der Schweiz, und dem Anzuge der Schweizerinnen.“ Sagte er nichts von Heirathen? „Mein Gott, Mutter!“ Er hat dich doch den ganzen Morgen in Augen gehabt. „Leider! ich darf ja nicht weggehen.“ Nicht wahr; da willst du wieder zu Anton? „Ich habe Anton lieb.“ Dann fing die Mutter eine lange Litaney über die Tollheit Nettchens, und über Antons Fehler an, die nicht eher endigte, als bis Nettchen einen Strom von Thränen vergoß.

Der Herr von Lindt hielt es nun endlich für Zeit näher zu rücken. Er wurde von Tage zu Tage vertraulicher mit Nettchen, und machte schon kleine Anspielungen, die sie aber nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte. Er drückte ihr zärtlich die Hände, faßte sie um den Leib, und drückte sie an sich. Das ließ Nettchen geschehen; aber

nicht eine Miene, nicht ein Blick, nicht der kleinste Händedruck erwiederte es. Ihre Hand lag in Lindts Hand so lüftig und leicht, daß er sie immer festhalten mußte, wenn sie darin bleiben sollte. Er rückte Nettchen mit versteckten Erklärungen seiner Absicht näher; aber kein Blick von ihr verrieth, daß sie seine Anspielungen angenehm fand. Er erzählte ihr, daß er sich im Gebirge ein Gut kaufen wollte. So? sagte Nettchen. „Und dann hoffe ich, wenn mir noch ein heißer Wunsch gelingt, (ein warmer Händedruck) so will ich der glücklichste Mann in der Welt seyn." Der Vogel hat sich heute noch nicht gerührt; er muß krank seyn. „O Nettchen, das häusliche Glück, das ich hier im Hause habe kennen lernen, in den Armen eines treuen, liebenden Weibes nun so ganz, so innig genießen; glücklich machen, weil man glücklich ist; der Wohlthäter von ein Paar Dörfern zu werden, mit dem Gefühle, daß man diesen Menschen in seinem Weibe eine Mutter giebt; nicht wahr, der Gedanke muß glücklich machen?" Man wünscht so viel, Herr von Lindt, und manchmahl sein eigenes Unglück. (Frau Stahl wurde braunroth.) „Würden Sie sich nicht glücklich fühlen, Nettchen, wenn Sie die Mutter, die Wohlthäterinn von einigen Hundert Menschen wären?" Weit lieber bliebe ich in meinem Stande; denn dessen Pflichten kenne ich. — Dummes Zeug und kein Ende! fiel die Mutter ein. Der gnädige Herr sagen ja kein Wort von Pflichten; Sie fragen ja, ob du wohl ein Gut haben möchtest! „Ja, ein Bauergut; das kann ich übersehen, Mutter." Lindt stand auf und ging, wie er immer that, wenn die Mutter sich so hinein mischte; und jetzt schalt die Mutter aus Leibeskräften auf die dumme Trine,

die sich so einfältig selbst im Lichte stände. Nettchen schwieg.

Einige Tage nach diesem Gespräche erklärte denn der Herr von Lindt der Familie, daß er nahe bey Brombach im Gebirge ein Gut gekauft habe. „Ich will hinüber und es besehen, und finde ich die Einrichtung so, daß ich Besuch annehmen kann, so schicke ich Ihnen in ein Paar Tagen meinen Wagen. Sie sind so gut und kommen." Die Mutter nahm den Vorschlag sogleich an. Nettchen glühte über und über. Lindt ritt weg, und Anton dankte Gott beynahe mit Thränen. Nettchen stellte sich ebenfalls über Lindts Abreise fröhlich gegen Anton; allein sie war es nicht: denn sie dachte an Antons Wuth, wenn Lindts Wagen sie abhohlen würde. Den Tag, da man den Wagen erwartete, hatte sie eine entsetzliche Kolik. Die Mutter brachte Thee, und saß am Bette ihrer Tochter, doch gelassener, als man hätte glauben sollen. Um acht Uhr kam sie wieder hinauf. Das ist doch was Dummes! Da schickt der Herr von Lindt einen Bedienten, und läßt sagen, daß der Wagen erst in acht Tagen kommen könnte. Nun, da wollen wir heute 'mahl zu Schulzens gehen. Wenn du nur mitgehen kannst! „Ich denke, es soll sich noch geben," sagte Nettchen freudig. Kaum war die Mutter fort, so sprang Nettchen ganz gesund auf, und rief Anton aus dem Fenster zu: Heute bleibe ich den ganzen Nachmittag und Abend bey dir! Anton lächelte unendlich freundlich.

Um zehn Uhr kam Nettchen sehr, sehr reitzend angezogen hinunter, und blühte wie eine Rose. Bist du denn wieder gesund, Nettchen? fragte die Mutter mit einer falschen Freundlichkeit. „Ja, es ist vorüber." Nettchen war freundlicher als je.

Man aß zu Mittage. Um zwey Uhr hielt ein Wagen vor der Thür. Nettchen starrte durch das Fenster den Wagen an. Der Herr von Lindt, sagte die listige Mutter, hat sich doch besonnen, als er hörte, daß du wieder gesund wärest. Nettchen brach über diese Betrügerey in Thränen aus. „Ich aber," sagte sie eifrig, „ich habe mich nicht besonnen. Kurz und gut, ich fahre nicht mit." Das halte du, wie du willst, sagte die Mutter, ging hinaus, und besorgte allerley Gepäck, das mit sollte. Sie stieg mit dem alten Vater ein. Nettchen schlug das Herz laut vor Freude an ihr Mieder. Nettchen! rief die Mutter noch ein Mahl, ehe der Wagen zugemacht wurde: ich habe den Schlüssel zur Kommode vergessen. Bring' ihn mir! Nettchen hüpfte mit dem Schlüssel hinaus, in den Schlag, und reichte ihn ihrer Mutter hin. Die Mutter faßte ihre Hand. Eine Magd, die am Schlage stand, schob hinten nach. Nettchen war im Wagen, die Thüre verschlossen. Der Wagen rollte dahin, ehe sie sich noch einmahl besinnen konnte.

Nun denn, so gehe es wie es will! rief Nettchen. Sie hat Ihren Willen, Mutter; ich will meinen auch haben. Nettchen weinte noch, als sie an dem Gute des Herrn von Lindt ankamen. Es war Abend. Hinten an dem Garten hielt der Wagen. Lindt war da, und both Nettchen den Arm. Sie gab ihm denselben mit einem ängstlichen Zittern. Lindt führte das erstaunte Mädchen durch eine Ehrenpforte, die mit einigen Hundert Lampen erleuchtet war, in eine schöne von tausend Lampen erleuchtete Allee. Die Mutter schien ganz außer sich: Je du mein Gott! Nettchen, sieh 'mahl! Ne, sieh 'mahl, Nettchen!

Ach! wie sollen wir die Ehre wieder gut machen, die Sie uns anthun, gnädiger Herr? „Ich weiß kein Wort davon," antwortete Lindt der Mutter. „Einer meiner Freunde," fuhr er zu Nettchen mit zärtlicher Stimme fort, „dem ich sagte, daß mich heute das edelste weibliche Geschöpf erfreuen würde, wollte so Ihre Ankunft feyern. Ich kenne Ihre Bescheidenheit, Nettchen. Ich habe nichts davon gewußt, und ihm werden Sie auch verzeihen. Ihre Ankunft kann keine Erleuchtung ehren; aber mein Herz fühlt es dankbar, daß Sie mir die Bitte nicht abschlugen, hieher zu kommen." Was sollte Nettchen sagen? Sie war überrascht. Lindt erhielt den ersten Händedruck von ihr, und er legte seine Lippen sanft auf ihre Hand.

Er führte sie nun in das Haus, und Nettchen sogleich auf ein Paar schöne Zimmer, die sie bewohnen sollte. Dann zeigte er den Ältern ihre Zimmer, verbeugte sich und ging. Nettchen war allein. Sie hatte jetzt Zeit sich von ihrem Erstaunen zu erhohlen, und sie erstaunte aufs neue, da sie ihre Blicke um sich her warf. Die schönsten Schweizer-Landschaften hingen an den Wänden. Sie hatte oft den Wunsch gegen Lindt geäußert, die Schweiz zu sehen. Eine sehr schöne Harfe, ein Flügel, ein Schrank voll der schönsten Bücher zogen ihre Blicke auf sich. Zwey große Spiegel gegen einander über zeigten ihr sich selbst, mitten unter dieser geschmackvollen Pracht. Armer Anton! Nettchen geht wirklich stolz hin und her auf dieser reichen Decke, die ihre Füße küßt. Armer Anton! sie wiegt sich auf dem seidnen, weichen Sofa. Armer Anton! sie betrachtet sich in den hohen Spiegeln, die stolz darauf sind, ihr Bild zu haben.

Armer Anton! Ein helleres Feuer zieht sie ans Fenster. In zehn großen Feuerrädern von allen Farben brennt der Nahme Antonette, und tausend Raketen steigen mit ihrem Ruhme in die Luft. Sieh alle diese Herrlichkeiten! und was hast du dagegen? Nur, wie du selbst mit zärtlicher Stimme sangst, ein Herz, das dir der Himmel gab! Ach, sie fühlt es selbst. Da steht sie am Fenster, und ein Paar stille Thränen rollen die schönen Wangen langsam hinab. Sie setzte sich auf den Sofa, und bedeckt die Augen, die sie verrathen, mit ihrem Tuche. Sie will den verführerischen Glanz nicht mehr sehen, und jetzt weckt ein neuer Donner von Raketen sie aus ihrem treuen Nachdenken. Eine sanfte Musik ertönt in der Allee. Ein Altar schwimmt in Feuer; ein blaues Feuer steigt von ihm in die rosenrothe Wolke über dem Altare, und huldigt dem Nahmen Antonette, der in der Wolke brennt. Alle Künste liegen hier zu Nettchens Füßen und huldigen; und sie hat nur ein Herz, das ihr der Himmel gab.

Nettchen zitterte in einer Ängstlichkeit, die unbeschreiblich ist. Nur mit halben, furchtsamen Blicken wagte sie es kaum zum Fenster hinaus zu sehen. Sie rang die Hände, fürchtete sich länger allein zu bleiben, und öffnete leise die Thür. Sogleich kam Lindt. Mit einer vertraulichen, anständigen Zärtlichkeit faßte er sie um den Leib; mit einer besorgenden Zärtlichkeit im Tone fragte er: Sie sind nicht vergnügt, meine Theure? — „Mir ist nicht wohl," sagte das bestürzte Mädchen mit einer zitternden wehmüthigen Stimme. — Wahrscheinlich das Fahren, gewiß nichts weiter! Kommen Sie an die freye Luft. — Lindt führte Nettchen die Treppe hinunter in den Garten. Sie ging

still und wie betäubt an seinem Arme. Er führte sie durch lauter Neben-Alleen, wo nur noch der Glanz der fernen Lampen eine schöne Dämmerung hervorbrachte, und wo sanfte Flötenmusik die Seele nur in eine leichte Wehmuth wiegte, zu einer schönen duftenden Laube. Hier setzte er sich mit ihr. Nettchen legte die Stirn in ihre Hand. O Nettchen, fing Lindt sanft an, wie weh thut es mir, daß meine Freude Sie hier zu haben, nicht einen Strahl von Freude in ihrem Auge trifft! Alles huldigt Ihnen hier. Belohnen Sie doch wenigstens die Empfindung der Ehrerbiethung, die Ihnen hier entgegen kommt, mit einem heitern Blicke. „Herr von Lindt," fing Nettchen stockend an, und schwieg wieder: „ach, ich weiß nicht — mir ist die Brust so voll — ich wollte gern heiter seyn; aber — O, ich fühle" — Thränen brachen aus ihren Augen. „Mir ist wirklich nicht wohl!" Sie sah traurig vor sich hin, merkte nicht, daß Lindt ihre Hand an seine Lippen zog, fühlte nicht, daß er sie umfaßte und an sich drückte. Sie selbst dachte nichts. Ein Strom von Empfindungen in ihrer Brust hinderte ihre äußere Bemerkung. Sie stand nur wie mechanisch auf. Lindt überließ sie ihren eigenen Gedanken, und führte sie noch durch ein Paar Gänge in das Haus und dann auf ihr Zimmer zurück. Endlich wurde sie zu Tische gerufen. Ihre Mutter erzählte am Tisch allen Menschen, (Bornemann war mit da) was ein jeder sehr gut gesehen hatte: daß das Haus drey Etagen hoch, daß die Treppe recht breit, die Zimmer recht hoch, die Erleuchtung recht hell, und die Musik recht sanft und wohlklingend wäre. Nettchen saß da mit einem sanften, halb freundlichen, halb betrübten Gesichte, und wurde heute vor keiner von ihrer Mutter Thor-

heiten roth! denn sie hörte keine. Noch eben so in sich versenkt, ging sie zu Bett, und wälzte sich zwey Stunden in unruhigen Vorstellungen umher.

Am andern Morgen, als Nettchen eben aufgestanden war, brachte ein junges Mädchen Kaffee, und fragte: Wollen Sie den Kaffee auf dem Balkon trinken? Das Mädchen öffnete ein hohes Fenster, trug einen Tisch hinaus, setzte den Kaffee darauf, und ging. Nettchen trat auf den Balkon, und hatte hier eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf den Garten und auf das Gebirge. Bey dem heitern Morgen, in der reinen Luft, bey dem aufsteigende Dufte einer schönen Orangerie, die unter ihr im Garten stand, und bey dem Anblick der schönen Gegend, vergaß sie ihre Unruhe. Sie war wirklich sehr heiter; ihre einzige Furcht war, Lindt möchte kommen. Doch das Mädchen ging ab und zu, setzte sich endlich in ein Nebenstübchen, dessen Thür Nettchen gestern noch nicht bemerkt hatte. Sie sah das Mädchen durch das Glasfenster zu ihrer großen Freude da sitzen und arbeiten. Eine Zeitlang blieb sie auf dem Balkon. Dann ging sie in ihr Zimmer zurück, und jetzt war sie ruhig genug alles langsamer zu besehen. Sie erstaunte vor der Eleganz der Möblen. Dann ging sie in das zweyte Zimmer, öffnete eine Tapetenthür, und trat in ein Kabinet, wo sie die Aussicht nach einer andern Seite des Gebirges hin hatte. Hier fand sie den schönsten Arbeitstisch, und darauf einen Zettel mit den Worten: Für Nettchen, wenn sie allein seyn will! Sie zog die Schubfächer auf, und fand alles Geräth zu weiblichen Arbeiten. Das Kabinet war so lieblich, so einsam, so heimlich. Eine Weinranke schlang sich an den Fenstern hinauf. Sie nahm mit Freuden Besitz von dem Kabinette. Hier-

her hohlte sie die Harfe, und spielte doch wenigstens ein halbes Liedchen. Jetzt hörte sie unten Menschenstimmen. Sie sah hinaus, und Lindt ging mit ihren Ältern aus dem Garten. Nun war sie sicher. Noch ein Mahl durchlief sie ihre Zimmer. Niemand störte sie; selbst das Mädchen saß mit dem Rücken gegen das Fenster. Sie zog die Bücher hervor, und fand lauter solche, die sie liebte, oder von denen Lindt gesprochen, und die sie zu lesen gewünscht hatte. Noch immer flog sie von einem Gegenstande zum andern.

Kaum war ihre Neugierde gestillt, so wollte sie sich anziehen; allein anstatt ihrer Kleider fand sie auf dem Sofa, wohin sie dieselben gelegt hatte, ganz andere, zwar einfach aber doch weit prächtiger als die ihrigen. Jetzt war sie wieder in Verlegenheit. Endlich ging sie zu dem Mädchen. Mein liebes Kind — „Wollen Sie sich anziehen?" Ja, aber wo sind meine Kleider von gestern? „Die habe ich hohlen müssen," antwortete das Mädchen sehr freundlich, „und man hat mir diese gegeben. Der gnädige Herr sagte mir, daß Frau Stahl die Reisekleider wieder einpacken wollte." Nettchen schwieg. Sie schämte sich, dem Mädchen ihre Gedanken zu verrathen. Das Mädchen fing sogleich an ihr helfen zu wollen. Das thue ich selbst, mein Kind, sagte Nettchen. Allein, das Mädchen bat so freundlich, mit dem Zusatze, sie könnte sonst Verdruß haben, daß Nettchen ihr nothwendig den Kamm geben mußte, den sie schon hatte. Sie fühlte wohl, daß das Mädchen ihr das Haar anders ordnete als sie wollte; und sagte ihr das auch. Allein das Mädchen bat wieder so verbindlich, sie möchte ihr doch erlauben, ihr das Haar zurecht zu machen, daß Nettchen nichts mehr

zu sagen wußte. So ging es mit jedem Kleidungsstück; allein das Mädchen ließ sich schlechterdings nicht abweisen. Nettchen war angekleidet. Das Mädchen ging. Nettchen flog vor den Spiegel, und prallte vor Schreck einen Schritt zurück. Sie erröthete; und doch konnte sie nicht leugnen, so war sie schön. Da stand sie. Ein blaßrothes seidnes Mieder umfing den schlanken Leib, ein seidner Rock von eben der Farbe flatterte bis auf die Füße. Ihr blondes Haar war im Nacken in einen leichten Knoten geschlagen, und ein blaues Band faßte es auf der Stirn. Ein Paar schöne Locken ringelten sich auf den Schultern. Ein züchtiges vierfaches Flohrtuch bedeckte den schönen Busen. Nur bis an den Elbogen verhüllte der Ärmel den runden, vollen Arm. Es war keine Damenkleidung, so wenig wie die Kleidung einer Bäuerinn, sondern das leichte, schöne Gewand der Unschuld. Nettchen betrachtete sich noch immer. O, dachte sie, so sollte mich Anton einmahl sehen! Sie dachte das mit großer Innigkeit, setzte sich dann dem Spiegel gegen über, nahm die Harfe, und spielte Antons Lieblingsliedchen.

Jetzt hörte sie Lindts Stimme auf der Treppe. Sie eilte in das Kabinet, zog die Thür hinter sich zu, und alles Blut stieg in ihre heißen Wangen. Lindt kam auf ihr Zimmer. Ihr Athem stockte. Sie glaubte, jetzt würde er in das Kabinet dringen. Auf einmahl hörte sie den Flügel spielen. Sie horchte. Lindt spielte mit großer Schönheit. Sie zitterte vor Angst, und hatte die Augen starr auf die Thür gerichtet. Lindt hörte auf zu spielen. Es kam noch jemand. Ist die Mamsell im Kabinet? fragte Lindt. Ich will nachsehen, erwiederte das Mädchen. Sie öffnete die Thür. Der gnädige Herr! sagte sie, und ging. Nettchen kam ängstlich zum

Vor-

Vorschein. Als Lindt sie erblickte, erröthete er vor Erstaunen denn Nettchen war unendlich reitzend, Er hatte nun sogleich so viel zu fragen, nach so vielem zu sehen, und bemerkte Nettchens Verlegenheit so wenig, daß sie sich wirklich faßte. Was sie allein bemerkte, war seine erhöhte, sanftere, gütigere Zärtlichkeit. Er führte sie noch ein Mahl auf den Balkon, und machte sie aufmerksam auf die einzelnen Reitze der schönen Gegend. Jetzt zeigte er ihr die Schweizergegenden, erklärte ihr die Schönheiten derselben, und nannte ihr die Gegenden.

Nettchen ging zwar schweigend, aber doch zufrieden, an seiner Seite von Wand zu Wand, horchte freundlich auf seine Worte, und dankte ihm heimlich, daß er ihren Anzug gar nicht zu merken schien. Außer daß er ihr ein Paar Mahl die Hand drückte, ein Mahl voll Feuer die Hand küßte, und bey der Beschreibung eines romantischen Schweizerthals, wo er ewig zu leben wünschen würde, wenn er Brombach nicht gesehen hätte, den Arm um ihren schlanken Leib schlug, und sie sanft an sich drückte, war er unendlich bescheiden. Dann sah er auf die Uhr. Wir werden bald essen, sagte er. Nettchen erröthete; denn ihr fiel das unbescheidne Geschrey ein, das ihre Mutter bey dem Anblick ihrer Kleidung erheben würde. Sie sehen vielleicht, fuhr er fort vorher ihre Mutter gern? Er both ihr den Arm, führte sie vor ihrer Mutter Zimmer, öffnete die Thür, bückte sich, und verschwand. Eine zweyte Artigkeit, die ihm Nettchen Dank wissen mußte. Die Mutter schlug die Hände zusammen, als sie Nettchen sah. Sie wollte wissen, woher sie die prächtigen Kleider hätte. Von Niemand anders als von dem besten Herrn von Lindt, konnte sie herausbringen. Hast du dich denn schon bey ihm

bedankt? Nettchen wollte verzweifeln, und konnte mit aller Mühe der Mutter nicht begreiflich machen, daß man davon schweigen müsse. Endlich sah es die Mutter ein, weil Nettchen sagte, daß es der Herr von Lindt übel nehmen würde, wenn man es merkte, daß das Geschenk von ihm käme, da er es heimlich gegeben hätte.

Man setzte sich zu Tische, und alles ging leidlich gut, bis auf das Geschrey, das die eitle Mutter bey allem erhob, was sie sah. Bornemann hatte Nettchen immer in Augen, und sein Wohlgefallen an ihr leuchtete aus seinen Blicken, aus allem was er ihr sagte, deutlich hervor. Lindt selbst schien der allerunbefangenste am Tische zu seyn. Er redete mit Nettchen nicht mehr als mit den Andern. Nach Tische gingen Bornemann und Lindt auf Nettchens Zimmer. Man spielte, man schwatzte, man lachte. Nettchen fing freyer an zu athmen; sie nahm unbefangen an der Unterhaltung Theil. Bornemann drückte ihr beym Weggehn die Hand. Hören Sie, liebes Mädchen, der Herr von Lindt hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, daß ich es kaum glauben konnte. Jetzt ist außer dem Herrn von Lindt noch ein Mann mehr auf der Erde, der die beste Achtung für Sie hat. Nettchen traten ein Paar Thränen in die Augen. „O ich bitte Sie," sagte sie mit gerührter Stimme, „zu viel Güte peinigt zuletzt. Sagen Sie das dem Herrn von Lindt." Man werfe nur einen Blick auf die Menge und auf die seltsame Art der Empfindungen, die Nettchens Herz bestürmen mußten, und man wird ihren Ausdruck nicht anders als sehr natürlich finden. Sie war wirklich in einer peinlich angenehmen Lage. Sie mußte es sich gestehen, daß sie sich hier gefiel. Die einfache Pracht, die hier herrschte;

das zwanglose Leben; die bescheidene Zurückhaltung des Herrn von Lindt gegen sie; die ehrerbiethige Achtung, die man ihr bewies, und die sich Niemand als Verdienst anrechnete; die Feinheit, mit der jede Verbindlichkeit als unbedeutend gegeben wurde; dieß alles erfüllte ihr Herz mit Hochachtung und dem freundschaftlichsten Wohlwollen gegen Lindt. Allein Lindts letzte Absicht, die sie sich jetzt nicht mehr leugnen konnte, ihre Liebe zu Anton, die Lindts Wünschen so ganz widerstand, die demüthige Bescheidenheit ihrer Seele, in der sie sich dieses so heißen Bestrebens, dieser Ehrerbiethung des Herrn von Lindt nicht werth genug fühlte, und alles was Lindt für sie that, für zu viel hielt, machten ihre Lage wahrlich peinlich. „Ach," sagte sie leise, und faltete die Hände, „wenn ich ihm nun sagen muß; nein, ich liebe Sie nicht! wenn ich ihm für alle seine Güte, für alle seine Liebe das sagen muß! Ach Gott, ich wollte, ich hätte nie ein anderes Kleid gesehen, als das, worin mein Herz so leicht schlug! Ach, Anton! wenn ich bey dir wäre! Du gibst mir nichts, was ich dir nicht wiedergeben könnte!" Sie warf sich mit einem Strome heißer Thränen auf den schlechtesten Stuhl, den sie finden konnte.

Jetzt betrachtete sie mit Grauen die seidenen Tapeten, die prächtigen Möbel. Sie stellte einige Bücher, die sie aus dem Schranke genommen, wieder an ihren Ort, und zog den Schlüssel ab. Auch alles Andre, was sie gebraucht hatte, legte sie wieder dahin, wo es gewesen war. Sie ging in das Kabinet des Mädchens. Da setzte sie sich, nahm die Arbeit des Mädchens, und arbeitete, noch immer in einer gekränkten Empfindung. Sie glaubte dem Herrn von Lindt weniger verbindlich

zu seyn, wenn sie sich freywillig der Pracht beraubte. So saß sie noch, als das Mädchen kam. Sie blieb, und redete mit dem Mädchen so freundlich sie konnte. Ihr Herz war gepreßt, und es wurde ihr leichter, als sie das Mädchen, das ihr einen kleinen Dienst erzeigte, herzlich auf die Lippen küßte. O Mamsell! sagte das Mädchen, und griff nach ihrer Hand. „Nicht Mamsell, liebes Kind, wenn sie mich lieb hat. Ich heiße Nettchen; mein Vater ist ein Bauer; mein ... Ich selbst hoffe eine Bäuerinn zu werden." Die Thränen liefen ihr dabey über die Wangen. „O, sagte Nettchen, als sie bemerkte, daß das Mädchen sie verlegen ansah; ich bin eine Bäuerinn, und ich will, ich muß eine Bäuerinn bleiben." Sie fragte nun ganz fein nach ihren Kleidern. Das Mädchen wand sich aus. Einige Augenblicke nachher kam Lindt, um Nettchen einen Spaziergang vorzuschlagen. Ihnen ist hier nicht wohl, Nettchen? fragte er sanft, mit einem forschenden Blicke. Nettchen zwang sich zum Lächeln. Sie legte die Hand auf ihr Herz, und sagte mit einem halben Lächeln: „diese Kleider, diese — (Sie sah umher, und fuhr nicht fort) — Gewiß, Herr von Lindt, sie sind mir zu eng. Mir ist ängstlich darin." Ich hatte mich darauf gefreuet, sagte Lindt, Sie morgen in dem Kleide zu sehen, das Sie hier finden werden; doch ... Sie sollen die Ihrigen haben. Ihre Wünsche gehen vor den meinigen. — Nettchen ging mit ihm in den Garten, und bekam dort bey den unterhaltenden Gesprächen Lindts und Bornemanns ihre Heiterkeit wieder. Eine sanfte Musik unter ihrem Fenster wiegte sie in einen leichten Schlaf.

Am andern Morgen fand sie auf dem Sofa ihre Kleider, und eins von Lindt. Mit hastiger

Freude grif sie nach den ihrigen. Sie flog in ihr Kabinet, um sich anzuziehen. „Er hatte sich darauf gefreuet, mich heute in dem andern zu sehen.“ Nach einem langen Kampfe ihres Gefühls mit der Dankbarkeit, ging sie, das andre zu betrachten. Es war ein sehr schönes weißes Kleid, und dabey lagen einige Blumen-Guirlanden. Zweifelhaft stand sie da. Mit sehnsuchtsvollen Blicken betrachtete sie ihr einfaches Kleidchen, und doch wagte sie es nicht dem Herrn von Lindt seine Freude abzuschlagen. Das Mädchen kam. Sie wählte Lindts Kleid. Als sie gekleidet war, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, fragte sie nach dem Herrn von Lindt. Fröhlich erschien er. Nettchen hatte ihm ein Paar Fragen zu thun, die wenig bedeuteten. Lindt betrachtete sie mit Augen voll Wohlgefallen. Wer ist nun gütiger? fragte er zärtlich, und küßte ihr die Hand. Sie stand mit ihm eine halbe Stunde auf dem Balkon; dann verließ sie ihn freundlich, und er ging triumphirend.

Nettchen zerstörte nun augenblicklich, in ihr Kabinet verriegelt, den Haarputz, und warf die reitzenden Kleider ab. In zwey Minuten war sie in ihren eigenen Kleidern, mit einem leichten und heitern Herzen. Das Mädchen erstaunte, als es sie sah. Jetzt setzte sich Nettchen mit der Harfe auf den Balkon, und spielte mit leichtem Herzen ein Lied zu ihrer reinen Freude. Sie hatte Lindts und ihren Wunsch erfüllt.

Lindt saß indeß mit Bornemann in einem tiefen Gespräche.

Ich gebe Ihnen zu, lieber Lindt, sagte Bornemann, daß ihr ganzer Plan fein, selbst so fein und anständig ist, als es dieses reitzende Mädchen verdient. Aber zerreißt nicht des Mädchens Liebe

selbst die festesten Schlingen, welche sie um sie warfen? Gut! der Anblick des Zimmers, die Pracht, die Bequemlichkeit, die sie fand, und der triumphirende Einzug, den sie hier hielt, mußten sie natürlich in den ersten Augenblicken verblenden. Sie sagen mir, sie habe gleichsam Besitz von dem Zimmer genommen, sich auf alle Stühle gesetzt. Aber, sagen Sie nicht auch selbst, daß sie schon nach der ersten Stunde des frohen Taumels mit dem Tuche vor ihren nassen Augen da gesessen hat? War sie nicht den Abend am Tisch in sich selbst, und gewiß nicht angenehm, versunken? Es mag Bestürzung, Bescheidenheit, Demuth gewesen seyn; aber nicht ganz. Es war auch die Trauer der Liebe.

„War sie nicht den andern Morgen auf dem Balkon wieder so heiter, so fröhlich? Sie sagten ja selbst: das ist der Blick einer schönen Seele, die der Natur genießt! Ging sie nicht recht ruhig, recht heiter, auf ihren Zimmern umher, und besah alles mit dieser heitern Ruhe? Nahm sie nicht, als sie den Zettel fand, mit einer Miene Besitz von dem Kabinette, als ob sie da ewig bleiben sollte? Brachte sie nicht augenblicklich ihr Instrument dahin, um gleichsam anzudeuten, hier ist mein Eigenthum? Zwar können wir nicht mit Sicherheit auf die Aussage des Mädchens rechnen, das sie von jetzt an in Obacht nahm. Aber sagte das Mädchen nicht, sie hätte die Schränke geöffnet, die Bücher besehen, in einigen gelesen, dann ein Liedchen gesumset, und wäre dann wieder von einem Gegenstande zum andern geschwärmt? Konnte sie das, wenn sie nicht heimlich der Gedanke beschlichen hätte: das alles ist mein, oder wird mein? Zog sie nicht ganz ohne Widerrede die Kleider an, die ich ihr hingelegt hatte? Sie war verlegen,

als ich kam; nun ja! Aber ihre Verlegenheit verschwand, als ich sie nicht merken wollte. Sie war, ich versichre Sie, so unbefangen, so ruhig, als nach Tische, wo Sie es selbst bemerkten. Ihre jetzige Unruhe? Nun, sie hat Ihnen ja die Ursache gesagt: zu viel Güte peinigt."

Bornemann lächelte. Sie haben die kleinen Züge, die gerade charakteristisch sind, weggelassen. Von dem Kabinet nahm sie freudig Besitz, weil sie dort allein seyn konnte, weil sie dort nicht fürchten durfte von Ihnen gestört zu werden. Sie zog die Kleider an, es ist wahr; aber doch mit sehr bedenklichen Minen. Sie fühlte zu fein, um dem Mädchen eine Ungeschicklichkeit zu sagen. Und nun heute ihr Gespräch mit dem Mädchen! Das zwey Mahl wiederhohlte: ich bin eine Bäuerinn, und will eine bleiben! ihre Thränen dabey; das Verlangen nach ihren Kleidern: was wäre das?

Nun, zog sie nicht, auf meine Bitte, das bessere an? Wenn der Wunsch; eine Bäuerinn zu bleiben, mehr als eine Grille war, die von einer andern Grille herrührte, mußte sie nicht ihre Kleider anziehen? Sie wählte die meinigen, und wählte sie freywillig, mit Nachdenken. Lassen sie mich, Bornemann; ich komm zum Ziel. Ich bin auf dem Wege, das schöne Herz dieses Mädchens mein zu nennen. Ihr Vertrauen gegen mich wächst, ihre Achtung ebenfalls. Ich könnte jetzt schon sagen, ihr Herz sey mein, wenn ich Dankbarkeit, Liebe nennen wollte. Hier mußte ich sie haben; hier; denn dort stürzte der Geliebte mit dem Ansehen, das ihm Gewohnheit, Vertrauen und Liebe gaben, in einem Augenblicke das künstlichste meiner Gebäude um. Hier fließt ununterbrochen der Strom des Vertrauens, der Achtung, der Dankbarkeit in ih-

rem Herzen fort, und wird endlich durch Gewohnheit Liebe werden. Ich gestehe Ihnen: wenn ich sie heute oder schon in ein Paar Tagen reisen ließe, so würde ihr geliebter Landmann die Eindrücke bald wieder verlöschen, die ich gemacht habe. Allein die Mutter wird mir Zeit geben, den Eindruck sowohl dieses feinern und bessern Lebens, als auch die Empfindung des Wohlwollens, eines Liebe ähnlichen Wohlwollens, unauslöschlich zu machen. Doch kommen Sie, lassen Sie uns zu ihr gehen!"

Sie öffneten Nettchens Thür, und Lindt erröthete, als er Nettchen nicht allein in ihren Kleidern, sondern auch in ihrem gewöhnlichen Kopfputze traf. Bornemann lächelte doch ein wenig. Und so sind Sie heiter, Nettchen? fragte Lindt. „So bin ichs gewohnt;" antwortete sie leicht erröthend. Nettchen war wirklich heiter, und blieb es, obgleich ihre Mutter ein Paar große Augen machte, als sie Nettchen so gekleidet fand! besonders da sie den andern Anzug sah, der noch da lag. „Das Kleid war mir zu eng, Mutter; so bin ich bequemer" Die Mutter bejammerte das. Lindt gab sich die größte Mühe, Nettchen mit allen möglichen Vergnügungen zu zerstreuen, und es gelang ihm nur zu gut. Kleine Feste unter den Landleuten, die sein Antritt auf seinem Landgute natürlich machte, und wobey Nettchen immer, ohne daß Lindt etwas beyzutragen schien, die Königinn war; einige wohlthätige, ausgezeichnete Handlungen, die er auf eine unbefangene Weise durch ihre Hände gehen ließ; eine immer lebhafte, geschmackvolle Unterhaltung; kleine Spaziergänge, die sich mit einem im Garten versteckten Concerte, oder mit einer andern Überraschung endigten: das alles

wechselte immer ab, und zeigte Nettchen den feinen Geschmack Lindts, oder seinen Edelmuth, seine Liebe, erregte in ihrem Herzen immer die angenehmsten Empfindungen, erhielt immer ihr Interesse, gab ihr immer neue Zerstreuungen, und zwang sie endlich zu dem Selbstgeständnisse, daß ein solches Leben sehr glücklich sey. Das Fremde, das Lindt durch seinen Rang noch immer für Nettchen hatte, verlor sich bald. Sie wurde wieder fröhlich, natürlich, sogar wieder muthwillig. Jetzt hüpfte sie schon neben Lindt oder Bornemann her; sie fing schon an, ihren kleinen Grillen nachzuhangen, lös'te dem Jäger alle Schlingen auf, worinn er Vögel fangen wollte, fütterte Morgens die Tauben und Hühner, sammelte am Tische Biskuit und Obst, um es den Kindern, die sie an sich gezogen hatte, auszutheilen, machte im Garten eine dunkle Laube von wildem Wein zu ihrem Eigenthum, trug sich ein Tischchen dahin, und des Morgens ihren Kaffee und ihre Harfe; und das alles that sie desto herzlicher, weil Lindt ihr nicht ein Wort von Liebe sagte. An Anton dachte sie nicht eher, als Abends, wenn sie allein war, und Morgens, wenn sie aufstand. Das Mädchen hatte das Unglück ihr Kleid zu beflecken, und bat sie so flehentlich, ihr keinen Verdruß zu machen. Was wollte das gutherzige Nettchen thun? Sie zog also endlich das Kleid mit den Blumen-Guirlanden an, und gefiel sich zuletzt selbst darinn.

Jeden Augenblick hatte Lindt ihr etwas zu zeigen, was sie noch nie gesehen hatte: jetzt ein mechanisches Kunstwerk, dann ein Spiel, dann eine Posse. Sie saßen beyde, lachten und scherzten, und Nettchen half Lindt emsig eine Aufgabe in einem Spiel auflösen, oder gar Bornemann eine

Schäkerey anhängen. Da ging Lindt mit Nettchen im Garten. Sie hatten ein neues Gartenstück angelegt. Nettchen schürzte sich den Rock auf, begoß die Blumen, die Lindt aufband, und begoß ihm die Hände mit, wenn er zu lange tändelte. Und das alles geschah in einer Zeit von fünf Tagen. Bornemann selbst fing an seinem Freunde Glück zu wünschen.

Endlich ließ die Mutter ein Wort von ihrer Rückreise fallen; ihre Haushaltung hatte ihr schon seit zwey Tagen sehr schwer auf dem Herzen gelegen. In Nettchens Auge stieg ein leuchtender Strahl von Freude, als ihre Mutter davon anfing. Sie verbarg ihre Freude so wenig, daß sie sogar zwey Mahl aufhüpfte, und sogleich allerley Dinge anführte, die ihre Abreise nöthig machten. Lindt sagte sehr ruhig, (denn er war darauf gefaßt): „Gut, Mütterchen. Ihr Haushalt kann Ihre Gegenwart zu Hause nöthig machen. Sie sollen fort; allein mit dem Versprechen, daß Sie wieder kommen." Die Mutter versprach es, und Lindt blieb ungläubig. „Gut, sagte er lachend, ich muß Geißeln haben. Heute reisen Sie ab; Herr Stahl aber bleibt hier, und Nettchen leistet ihm Gesellschaft. Ich muß heute ohnedieß eine Reise machen, die mich bis morgen Abend aufhält. Dann nach einigen Tagen kommen Sie wieder. Die Zeit ist hinreichend, Ihren Haushalt einzurichten." Nettchen wurde roth. Herr von Lindt, sagte sie ängstlich, ich will wiederkommen; allein ich muß nach Hause! Gewiß ich muß! Sie ging freundlich bittend auf ihn zu. Er führte sie in das Fenster. „So gern ich es auch sähe, meine Liebe, daß Sie hier blieben, so würde ich doch gern mein Vergnügen ihrem Wunsche aufopfern; allein, Nettchen, ein sehr unglücklicher

Mensch hat seine Hoffnung darauf gesetzt; daß Sie noch einige Tage hier bleiben: Hannchen, die Tochter meines Jägers, das unglückliche Mädchen. Sie kennen doch den hübschen Jägerburschen, den er bey sich hat? Sehen Sie nun, der Vater will das Mädchen an einen Verwandten verheirathen, und das Mädchen will verzweifeln; denn sie liebt den Jägerburschen, und er liebt sie. Der Vater hat das Liebesverständniß seiner Tochter entdeckt. Morgen ist des Burschen Zeit um, und er soll zum Hause hinaus. Der Vater wüthet, Sie kennen seine Hitze. Ich hätte mich gern ins Mittel geschlagen: denn das Mädchen ist in einem sehr bejammernswürdigen Zustande; allein..... der Bursche hat schon auf mein Vorwort gegen den Vater, und im ganzen Dorfe getrozt. Kleine Betrügereyen kommen ihm auch zu Schulden, die er freylich nur aus herzlicher Liebe gegen das Mädchen begangen hat. Mich dauert der arme Teufel; und doch darf ich mich nicht ins Spiel mischen, weil sonst jeder auf meine Güte hin eben dergleichen wagen würde. Ich habe also dem Mädchen, das diesen Morgen bey mir war, mein Vorwort gerade hin abschlagen müssen; und doch jammerte mich das Ding so herzlich. Ich wünschte sie aus einem Abgrunde von Elend, und von der Verzweiflung zu retten. Denken Sie sich den Jammer des armen Mädchens, aus den Armen des Einzigen gerissen zu werden, den sie liebt!

Nettchen fingen die Augen an naß zu werden. Lindt fuhr fort: mir wurde das Herz weich, so hart ich mich auch stellen mußte. Ich ließ ihr durch meinen alten Heinrich unter den Fuß geben, sie möchte sich an Sie, mein liebes Nettchen, wenden. Sie kennen selbst die Gewalt, die Sie über

den Jäger haben. Sie wissen, daß der alte Mann Ihnen nichts abschlagen kann, seitdem Sie seinem Sohne die Verwalterstelle auf dem kleinen Gute von mir verschafften. Das Mädchen wird Sie um Ihre Vorsprache ersuchen. Sie wird dadurch glücklich, und ich kann dann doch hinter her mich so böse auf den Burschen stellen, als ich Lust habe. Sehen Sie, darum wünschte ich —

„O ja, von Herzen gern, sogleich, sogleich!" rief Nettchen, und trocknete sich die Augen. „Ich weiß, der alte Mann schlägt es mir nicht ab, und ich will recht herzlich bitten, daß er es mir nicht abschlagen kann. Aber das kann ich ja heute noch, und dann kann ich doch mit meiner Mutter abreisen."

Nur müssen Sie mir versprechen wieder zu kommen.

Nettchen besann sich einen Augenblick. Sie versprach es; allein sie setzte keine Zeit hinzu. Nun eilte sie hinunter. Lindt hohlte sie wiederum. „Hören Sie, Nettchen; um nichts halb zu thun, so versprechen Sie den jungen Leuten auch, daß Sie mich bitten wollten, dem jungen Menschen künftig die Stelle seines Schwiegervaters zu geben. Das sagen Sie auch dem alten Jäger. Desto eher wird er in ihre Bitte willigen." So hielt er sie noch eine Zeitlang auf, und dann ließ er sie gehen.

Die Geschichte war an sich wahr, außer, daß der alte Jäger schon Befehl hatte, nur auf Nettchens Bitte den jungen Leuten zu verzeihen. Durch mehrere solche kleine Begebenheiten wollte Lindt Nettchen die Wichtigkeit des Reichthums und des Ranges anschaulich machen, und das gelang bey ihrem wohlthätigen Herzen. Er schickte nur, während er Nettchen umhohlte, zu dem Jäger, und

ließ ihm sagen, er solle sich jetzt nicht zu Hause treffen lassen. Nettchen kam; sie fand die jungen Leute, aber den Alten nicht. Sogleich stürzte Hannchen mit lauten Klagen auf sie zu, und bat sie mit allem was das Elend, die Furcht, und die hoffnungslose Liebe Rührendes haben, sich ihrer anzunehmen. Nettchen versprach es, und der Jägerbursche wurde abgeschickt den Vater aufzusuchen. Der kam denn nach einiger Zeit wieder, und brachte die traurige Nachricht, daß der Jäger nach dem kleinen Gute geritten sey und erst morgen wieder kommen wolle. Nettchen gerieth in große Unruhe. Lieber Gott, und morgen muß ich abreisen! rief sie voll Mitleiden. Das Mädchen jammerte jetzt so innig, bestürmte Nettchen mit Klagen, Bitten, Thränen so unablässig, daß sie ihr endlich das Versprechen abzwang, morgen noch zu bleiben.

Lieber Anton, sagte sie auf dem Rückwege — nein, er kann es nicht übel nehmen. Sie wendete zwar zu Hause alles an ihre Mutter zu bereden, daß sie noch einen Tag bleiben möchte; aber für deren festen Entschluß hatte Lindt gesorgt. „Sie können ja, wenn ein Wagen Ihre Mutter wieder abhohlt, mit nach Hause fahren," sagte Lindt. Ja, das kann ich! rief Nettchen freudig, und schlug die Hände zusammen. Ach, sie wußte nicht, daß der Kutscher schon Befehl hatte, nicht wieder zurück zu kommen, und sich mit einem Schaden am Wagen zu entschuldigen.

Am andern Morgen fuhr die Mutter ab, und noch war der Jäger nicht zu Hause. Sehnsuchtsvoll sah Nettchen dem glücklichen Wagen nach, versank in süße Träume, wie fröhlich sie, wenn sie nun endlich auch kommen würde, Anton in die Arme springen, wie herzlich sie ihn lieben, wie innig

sie ihn bitten wollte, es nicht übel zu nehmen, daß sie so viele Tage ausgeblieben wäre. Das alles dachte sie, als das Mädchen die Thür aufriß und sagte: jetzt ist der Jäger zu Hause gekommen. Anton und ihr Unglück waren vergessen; sie eilte fröhlich, einen Andern glücklich zu machen. Nach einer halben Stunde sah Nettchen ihren Wunsch erfüllt; sie, der Jäger, Hannchen, ihr Liebhaber standen alle vier mit Augen voll Thränen der Freude da. Kaum war die letzte Thräne getrocknet, so versank nun auch Nettchen wieder in ihre eigege Betrübniß zurück. Mit Schrecken dachte sie: wie traurig wird Anton seyn, wenn er den Wagen sieht, und mich nicht! Sie warf sich schluchzend auf den Sofa. Freundlich, bald fragend, bald nach etwas suchend, ging das Mädchen listig spähend um sie her. Ihre Thränen hörten nicht auf zu rinnen, bis endlich das Mädchen auf den Einfall kam, ein Paar schöne Bauerkinder, die Nettchen liebte, auf das Zimmer zu bringen. Nettchens Thränen hörten auf. Sie redete Anfangs mit den Kindern, und nach einer halben Stunde hatten die unschuldigen Geschöpfe sie ganz heiter geplaudert. Wir wollen sie doch einmahl auf das Spiegelzimmer bringen, sagte das listige Mädchen. Nettchen selbst hatte das Zimmer noch nicht gesehen. Das Mädchen führte sie durch ihr Kabinet und eine Thür, die wie ein Kamin gearbeitet war, auf ein sehr schönes Zimmer, das voll der reitzendsten Gemählde hing, von da auf einen Saal, mit zwey lieblichen Kabinetten, deren eins das Spiegelkabinet war, dann wieder auf ein schönes Zimmer, dann durch ein Kabinet mit zwey prächtigen Betten. Aber wohnt denn hier Niemand? fragte Nettchen mit großen Augen. Diese Zimmer, aut-

wortete das Mädchen, gehören zu den Ihrigen. Eigentlich sollte kein Mensch darauf wohnen; denn sie sind, wenn der gnädige Herr heirathet, für unsere gute gnädige Frau bestimmt. Der Blick, den das Mädchen bey den Worten: „unsere gute gnädige Frau," auf Nettchen warf, war so voll ehrerbiethiger Bedeutung; sie neigte sich sogar halb und halb, daß Nettchen wohl sah; man meinte sie. Sie erröthete, und öffnete geschwind die nächste Thür. Und, da wohnt der gnädige Herr: sagte das Mädchen. Auch hier war Nettchen noch nicht gewesen. Das Zimmer war sehr simpel, und hatte nur ein Paar Gemählde zum Schmuck. Sie trat an den Tisch, und sah eine Zeichnung liegen. Als sie die Blicke dahin warf, erkannte sie sich auf der Zeichnung an ihrer Kleidung. Sie ging sogleich an eine andere Seite des Zimmers; doch konnte sie der Neugierde nicht wiederstehen. Sie schickte das Mädchen unter einem Vorwande weg, besah alsdann die Zeichnung genauer, und wurde nun doch sehr angenehm überrascht, als sie darunter ein Paar Verse las, die aus Hallers Epistel an Bodmer über den Tod seiner Gattinn genommen, und nur leicht abgeändert waren:

Dieß holde Mädchen ist an jedem Vorzug reich,
Gewählet für mein Herz, und meinen Wünschen gleich.

Sie kannte die Verse aus dem Haller; und mit dem schönern Gefühle einer feinern Eitelkeit, verließ sie das Zimmer, die Kinder, das Mädchen, und ging in den Garten. Sie konnte die Verse nicht aus ihrem Kopfe bringen. Mitten unter den Gedanken an Anton, kamen ihr mechanisch die beyden Verse auf die Zunge; dann fielen ihr die Worte des Mädchens wieder ein: „unsere gute gnädige

Frau.“ Niemand sollte eigentlich die Zimmer bewohnen, als die gute gnädige Frau. So angenehm ihr auch die Vorstellungen waren, so ward sie doch ängstlich. Sie rief sich Antons Bild zurück; sie wiederhohlte sich ihre lieblichen Spiele mit ihm; sie dachte an die Versprechungen ihrer Treue, die sie ihm gegeben hatte: und dennoch kamen die Verse wieder, und die Zimmer der guten gnädigen Frau standen, in einem närrischen Gemisch mit der Baude und Antons Bilde, vor ihren Augen. Nur Lindts Figur war unter allen diesen Bildern nicht. Endlich ging sie, und suchte Zerstreuung; denn sie war nicht im Stande Antons Bild fest zu halten. Sie ging noch ein Mahl zu Jägers Hannchen; denn sie hatte vergessen ihr zu versprechen, daß sie dem Jägerburschen die Stelle des Alten verschaffen wollte. Der alte Jäger küßte mit Gewalt Nettchens Hand. Sie wurde böse. „O, sagte der alte Mann, Gott gebe, daß der Tag bald kommt, da wir alle in Ihren Diensten sind! wie gern will ich Ihnen die Schürze küssen! Das war kein Trost für Nettchens gepreßtes Herz. Sie ging voll nagender Unruhe nach Hause.

Den andern Tag kam Lindt zurück, und gegen Abend auch ihre Mutter. Sie verlangte jetzt aufs neue nach Brombach. Neue Versprechungen hielten sie hin; neue Feste, neue Wohlthaten, die sie austheilte, und Hannchens Hochzeit zerstreuten sie. Jetzt aber fing Lindt an näher zu rücken. Mit jeder Stunde erlaubte er sich eine neue Vertraulichkeit. Er umfaßte sie, behielt sie in seinen Armen, redete so mit ihr, und brauchte jetzt, anstatt des Wortes Freundschaft, das Wort Zärtlichkeit oder Liebe. Seine Anspielungen wurden

deut-

deutlicher, die Ehrfurcht des Gesindes, besonders des Mädchens, das ihr aufwartete, sichtlicher. Endlich an einem Tage, da Nettchen fast gar nicht von seiner Seite weggekommen war, da sie mit ihm erst auf dem Zimmer gearbeitet, dann gespielt, dann gesungen, da sie mit ihm die Blumen begossen, die Tauben gefüttert hatte, da sie mit ihm in ihrer rothen Weinlaube vertraulich saß, schlang er auf einmahl seinen Arm um ihren Leib, und drückte sie zärtlich an sich. „Nettchen, sagte er mit eindringender Stimme, fühlen Sie es bald, wie glücklich Sie hier alle Menschen machen? Meine Unterthanen, meine Leute erwarten von mir, daß ich durch Sie ihre Zufriedenheit sichern soll, erwarten von mir, daß ich ihnen das gütige, wohlthätige, sanfte Mädchen, Sie, zur Mutter gebe. Ich selbst, mein geliebtes Mädchen, ich selbst wünsche mit allen Kräften meines Herzens, des Glückes werth zu seyn, sie mein Weib zu nennen. O Nettchen, Nettchen, lassen Sie dieß die glückliche Stunde seyn, die mir Ihr Herz und Ihre Hand verspricht! Nettchen, seyn Sie mein Weib!" Das kam so schnell. Nettchen wurde von einer Angst befallen, die nicht zu sagen ist. Sie zitterte, sie wand sich ängstlich hin und her, sie seufzte, Thränen stürzten aus ihren Augen, über die blassen Wangen. „Ach Gott!" Das allein sagte sie. Lindt nahm sie in seine Arme, und drückte einen sanften Kuß, auf ihre blassen Wangen. „Holdes Mädchen, sey mein!" Er drückte sie an sich.

Nettchen hing wie eine Bildsäule von weißem Marmor in seinen Armen; nur die rinnenden Thränen und der unbändig klopfende Busen verriethen das Leben. Endlich beugte sie ihre Wange von

seinem Munde, faltete die Hände, streckte sie von ihm ab, und schlug ihren Blick in die Wolken. „Antworten Sie mir, Nettchen!" sagte er, und faßte ihre gefaltenen Hände. Sie antwortete nicht ein Wort. Es war ein furchtbarer Tumult in ihrer Seele. Sie hörte Antons Stimme dumpf zu ihrem Ohre schallen, machte sich los aus Lindts Armen, und blieb wie betäubt vor ihm stehen. Er stand auf. „Ich will Ihnen Zeit geben, sich zu erhohlen, meine Theure. Überlegen Sie, allein bedenken Sie, Nettchen, daß Hunderte von Menschen, die von Ihnen Wohlthaten und Segen erwarten, mit mir Eine Bitte haben. Sie schlagen es doch nicht gerade zu ab?" Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er ging, und sie sank auf ihren Sitz zurück. Eine ganze Stunde verfloß ehe der Tumult in ihrer Seele sich gelegt hatte. Jetzt fing sie an ruhiger nachzusinnen, machte ein Paar Schritte, und kehrte in die Laube zurück. Sie sann nichts heraus, als die Worte, die Lindt gesagt hatte, und Antons Bild. Was sie dazu fühlte und dachte, wußte sie nicht. Sie kam zu keinem Entschlusse. Sie ging auf ihr Kabinet, riegelte sich ein, überlegte, und kam zu keinem Entschlusse. Sie legte sich nieder, wachte die halbe Nacht, redete mit Anton, weinte über ihn, sah ihn vor Gram sterben, und doch kam sie zu keinem Entschlusse; denn da standen auch der edle Lindt, ihre Ältern, Lindts Unterthanen, und klagten alle mit Antons Stimme. Hieher zogen sie Dankbarkeit, Vernunft, Überlegung, auch Eitelkeit, (nur nicht die grobe) Geschmack, Vergnügen; dorthin zogen sie Mitleiden, Redlichkeit und noch immer die zärtlichste Liebe, die nur in den Zerstreuungen, in den Vergnügungen erstickt lag. Sie kam zu kei-

nem Entschlusse. Den andern Morgen blieb sie im Kabinet.

Jetzt kam ihre Mutter. Nettchen, Herzens-Nettchen! ist es wahr? hat der gnädige Herr dir gesagt, daß er dich heirathen will? rief sie mit funkelnden Augen ihrer Tochter zu, und hätte ihr beynahe die Hand geküßt. Aber was weinst du denn? Nettchen, was weinst du denn? Du willst es doch? Nettchen, nicht wahr? — „Mutter, lasse Sie mich doch, ich bitte Sie. Gebe Sie mir Zeit, es zu überlegen!" — Herzlich gern, Nettchen, meine beste Tochter! herzlich gern! Was werden die Kaufmannsfrauen in Hirschberg sich ärgern, wenn ich sage: meine Tochter, die gnädige Frau? Nun, Nettchen! hast du es überlegt? Nicht wahr, du sagst doch ja? Die will ich recht ärgern! wenn du . . . „Das soll Sie nicht, Mutter; denn ich will ihn nicht!" Nettchen verdroß diese grobe Eitelkeit. Die Mutter machte ein ehlenlanges Gesicht, und wurde aschgrau. Nettchen, ich will dir Zeit lassen, es zu überlegen. Überleg' es nur! — „Ach, seufzte Nettchen, ich kann nicht!" Aber da fing die Mutter an zu weinen, und fiel beynahe vor der Tochter auf die Kniee. Sie both ihr ihren Fluch und ihren Segen in einem Athem an; ihr wurde zuletzt so bange, daß sie Nettchens Mitleiden erregte. Nun flehete die Mutter, der Vater kam dazu. Der alte Mann bat Nettchen mit sanften Thränen, ihr Glück nicht von sich zu stoßen. Sie umfaßte ihn herzlich, und weinte an seinem Halse. Die Mutter nutzte den Augenblick; sie nahm dem Vater die Mütze ab, und beschwor Nettchen bey seinen grauen Haaren, ihm und ihr diese Freude zu machen, ehe sie ins Grab gingen. Nettchens Herz schwankte sichtbar;

sie versprach halb und halb. Die Freude machte nun die Mutter beynahe wirbelnd. Nettchen konnte sie nur mit der festen Versicherung, daß sie augenblicklich den Herrn von Lindt ausschlagen würde, zurückhalten; denn sie wollte schon fort und dem Herrn von Lindt die Nachricht bringen. Die Mutter sagte kein Wort mehr, wie sie die Hirschberger Kaufmannsfrauen ärgern wollte. Aber man hätte an ihrem stolzen Gange, und an ihren Bewegungen — denn sie schlug alle Minuten einmahl die geballte Faust in die offne Hand — sehen können, daß sie noch eben dasselbe dachte.

Als die Ältern fort waren, sah Nettchen das Mädchen, das sich bey ihr befand, weinen; sie fragte nach der Ursache ihrer Thränen. Das Mädchen wollte nicht damit heraus. Endlich da Nettchen in sie drang, sagte sie auf einmahl mit einer ehrerbietigen Wehmuth: Ach, beste, gütigste Mamsel, so werden Sie doch des gnädigen Herrn Gemahlinn! Ach, wir alle im Hause wollen Sie auf den Knieen darum bitten. Das ist unten eine Traurigkeit, wie in einem Leichenhause, seitdem Sie da in dem Kabinette sitzen, und nicht wollen. Ein jeder fragt mich, und bittet mich, Ihnen doch zu sagen, wie sehr Alle im Hause wünschen, daß Sie unsre gute gnädige Frau würden. Nettchen wußte nicht, wie es bekannt geworden war. Sie antwortete dem Mädchen mit nichts als mit ein Paar wehmüthigen Thränen. So bestürmte jeder Blick, den sie sah, des guten Mädchens treues Herz, und der arme, unglückliche Anton hatte Niemanden der für ihn sprach, als eine halb gedämpfte Liebe in diesem Herzen. Er trug sein Leiden allein, und kein Mensch unter der Sonne hatte eine Thräne für seinen Kummer, oder Mit-

leid für sein entsetzliches Gefühl, Nettchen verloren zu haben.

Schon von dem Tage an, da Nettchen abreiste, war sein Gefühl unbeschreiblich bitter gewesen. Nettchen rief ihm aus dem Fenster zu, daß sie bey ihm bleiben wollte; und kurz darauf sah er sie in ihrem schönsten Putz am Fenster. Lindts Wagen fuhr vor. Noch hatte er kein Arges daraus. Nettchen wurde in den Wagen gehoben, der Wagen rollte dahin. Er hatte, er wußte selbst nicht wie, noch immer Hoffnung. Aber als sie nun gänzlich hahin war; als es auch seiner brennenden Fantasie Gewißheit wurde, daß Nettchen ihn betrogen, daß sie sich für Lindt so geputzt hatte; als seine Fantasie mit schwarzen Farben die Bilder von Nettchens und Lindts Beyeinanderseyn geschäftig ausmahlte, und vervielfachte: da sammelte sich endlich Tropfen an Tropfen so viel Bitterkeit in seine Brust, als nur hineingehen wollte. Anfangs ging er traurig umher, krauste die Stirn, sprach abgebrochen, und heftig; aber sein Gefühl löste sich noch immer in Thränen des Kummers auf. Er machte Plane, wie kalt, wie spöttisch er Nettchen empfangen wollte, wenn sie zurück käme. Als sie aber den andern Tag, den dritten Tag nicht kam, da wurde er bitter; er spöttelte, wenn seine Mutter ihn etwa nach Nettchen fragte; er lachte, wenn man sie lobte; er schwor, sie nie, nie wieder anzusehen. Es war kein Umgehen mit ihm. Alle seine liebsten Beschäftigungen ekelten ihn an. Er stieß den Hund, den Nettchen ihm geschenkt hatte, mit dem Fuße von sich, zerschlug das Vogelnäpfchen, an dem die Worte: Anton, ich liebe dich! standen; und doch gab er sich jetzt Mühe, Nettchen zu entschuldigen.

Seine Ältern, bey denen Lindts Daseyn in Nettchens Hause schon allerley Besorgnisse erregt hatte, und die sie jetzt durch Antons stillen Gram gewiß glaubten, fingen an auf die Mutter und Nettchen zu schelten. Anton vertheidigte Nettchen mit großer Hitze, und zugleich mit einer unbeschreiblichen heimlichen Wuth auf sie.

Endlich kam die triumphirende Mutter seines Nettchens, ohne Nettchen zurück; seine letzten Hoffnungen stürzten zusammen, und sein Grimm erreichte die äußerste Höhe. Er zernichtete alle Briefe, die er von Nettchen hatte, zerstörte jedes Andenken von ihr. Jetzt floh er in die Felsklüfte. Da saß er ganze Stunden, grollte und weinte, eins ums andre; doch jetzt waren es Thränen der Wuth, nicht mehr der unglücklichen Liebe. Noch ein Mahl arbeitete sein Herz aus diesem trostlosen Dunkel einen reinen Strahl der Hoffnung empor. Nettchen! rief er: es ist nicht möglich! Ein neuer heftiger Donnerschlag schlug auch diese Hoffnung zu Boden. Er sollte ganz unglücklich seyn.

Nettchens Mutter konnte nicht länger den Wunsch verschweigen, der ihr Herz so unbändig stolz und freudig erhob. Sie vertraute dem Schulmeister das große Geheimniß, daß Nettchen Lindts Braut sey. Sie machte aus Nettchens halbem Versprechen, aus Lindts Hoffnung und Absicht, die er ihr bestimmt gesagt hatte, eine bestimmte Gewißheit. Der Kutscher, den der Schulmeister sogleich über diesen Punct ausfragte, bestätigte dasselbe. Nun schlich sich der Schulmeister auf den Zehen durch einen Umweg zu Schulzens. Anton saß in einer Ecke, und schien zu lesen. Mit einem unglaublich heimlichen Gesicht fing der Schulmeister an: Nun, die Frau Stahl ist wieder da,

Und Nettchen nicht. Ich hatte gleich so meine aparte Meinungen dabey. Sie sollen sehen, Herr Schulze, das Brunnentrinken des Herrn von Lindt war nur ein Vorwand. Ich wußte das schon, als er nur einen Fuß hieher setzte.

Der alte Schulze hätte gern gefragt; allein da saß Anton, und der war seit gestern, seit der Rückkehr der Frau Stahl, so wunderlich geworden, daß er es nicht wagte. Er sah also den Schulmeister nur starr an, und schüttelte mit dem Kopfe. Der Schulmeister hielt das für einen Widerspruch. Er lächelte: „Wie ich Ihnen sage, Herr Schulze. Es soll sich kein Mensch im Dorfe rühmen, daß er weiß, was ich weiß. Ich sage Ihnen, Nettchen heirathet den Herrn von Lindt." Anton wurde bleich; er biß die Zähne über einander. Das sah der Schulze, und sagte: wenn ich alles glaube, so glaube ich das nicht. — „Was brauchen wir weiter Zeugniß? Die Frau Stahl mußte es mir gestehen. Ich hatte es weg, als ich sie sah, und der Kutscher sagte es auch."

Mit einem kalt fürchterlichen Gesichte trat Anton jetzt auf den Schulmeister ein. Er stotterte: ist das wahr, Herr Schulmeister? Der Schulmeister erschrack vor dem Gesichte. Er erzählte in der Angst alles, was er wußte: daß die Verlobung in drey Tagen seyn würde; daß Nettchen schon wie eine gnädige Frau angezogen wäre, eine Kammerjungfer hätte, ganze Tage und Abende mit dem Herrn von Lindt spazieren ginge: alles was Frau Stahl und der Kutscher ihm erzählt hatten.

Anton schwindelten die Sinne. Er legte sich einige Stunden unter einen Baum, und fühlte kaum noch, daß er war. Den andern Tag wußte das ganze Dorf die Neuigkeit. Jeder, der An-

ton sah, erzählte es ihm; jeder hatte es von der Frau Stahl selbst gehört. Eine junge Weberinn, Nettchens und Antons Vertraute, sagte ihm eben das, und setzte noch einen Umstand hinzu, der ihm die allerfürchterlichste Gewißheit gab. „Die Mutter hätte ihre Brautkrone mitgenommen, um sie Nettchen zu geben, weil die Hochzeit sehr schnell und unvermuthet kommen würde.“ Anton antwortete nichts; er schlug sein großes blaues Auge in die Wolken. Schweigend drehete er sich von der Weberinn ab, faltete die Hände zusammen, und ging, den Kopf auf die Brust gelehnt, langsam dahin. Jetzt erleichterte sich seine Brust durch einen milden Thränenstrom. Alle sanfteren Empfindungen des Grams, des Kummers, des Elendes, der verschmäheten Liebe zogen nagend in sein Herz; sein Zorn war weg, seine Wuth war Lähmung geworden. Mit der Hoffnung verließ ihn seine ganze Stärke. O Nettchen! sagte er leise mit einem sehr wehmüthigen Tone, hob langsam die gefaltenen Hände gen Himmel, und schlug den kummervollen Blick zum Boden.

Da saß er nun lässig, in dem dunklen Kranze einiger Büsche, zog jeden Grashalm sanft spielend durch seine Finger, und ließ manche Thräne auf die Grasspitzen fallen. Wehmüthig lächelnd zog er den Ring, Nettchens letztes Geschenk, den er an einem ihrer Schnürbänder um den Hals hängen hatte, aus dem Busen, und betrachtete ihn mit Kopfschütteln. Alle seine heftigeren Empfindungen waren erloschen; nur eine stille Wehmuth, die nicht zürnt, nichts mehr will und hofft, zerriß langsam seine Seele: wie ein Sterbender, der seinem Feinde, der ihn durch Gram tödtete, verzeiht, und nun nichts mehr verlangt, nichts mehr

hofft, nur vergibt. Lange besah er den Ring, das Pfand für Nettchens ewige Liebe, an dem die Versprechungen ihrer Treue, und fremde Flüche hingen. O Nettchen, sagte er mit einem sanften Vorwurfe, bist du nicht die Elisabeth? Aber ich wünsche dir ihr Schicksal nicht. Nein, Nettchen, das will ich nicht thun. Du sollst den Ring nicht wieder sehen.

Ungefähr ein Jahr zuvor, in jenen glücklichen Zeiten ihrer ungestörten Liebe, saß Anton einmahl an der Bober bey Nettchen. Er hatte ihr aus Hume, den ihm der Prediger geliehen, das Leben der Königinn Elisabeth Theils erzählt, Theils vorgelesen. Jetzt war er an das unglückliche Ende der Königinn gekommen. Nettchen hörte mit einem großen Interesse die Geschichte des Ringes an, den Elisabeth ihrem Günstlinge, dem Grafen Essex, als ein Pfand ihrer unveränderlichen Gnade und Zärtlichkeit gab. Sie zitterte, als ihr Anton vorlas, daß Essex diesen Ring wirklich, ehe Elisabeth sein Todesurtheil unterschrieb, durch die Gräfinn Nottingham übersandte. Die Gräfinn behielt den Ring. Nettchen rief: o das ist abscheulich! Anton las weiter. „Die Gräfinn Nottingham wurde krank, fühlte ihren Tod, gestand voll quälender Reue der Königinn das unglückliche Geheimniß, und bat um Verzeihung."

O was, was sagt Elisabeth? fragte Nettchen mitleidsvoll. Anton las: „die Königinn entsetzte sich vor dieser Nachricht, ergriff, außer sich, die sterbende Gräfinn, schüttelte sie im Bette, und rief ihr zu: Gott mag dir verzeihen; aber ich kann es nie!" Nettchen wurde bey diesen Worten bleich; Thränen fielen aus ihren Augen, und mit einem tiefen, wehmüthigen Nachsinnen hörte sie nun, wie

Elisabeth von dieser Stunde an, in einer trostlosen, stummen Verzweiflung zehn Tage lang auf der Erde gelegen, bis endlich der Tod ihr geängstetes Herz gebrochen habe.

Anton schwieg, weil Nettchen laut seufzte. Einige Minuten saß Nettchen in stillen Mitleiden da. Auf ein Mahl zog sie in dieser Wehmuth ihren silbernen Ring vom Finger, und gab ihn Anton: „Hier, lieber Anton gebe ich dir meinen Ring. Er soll ein Pfand meiner ewigen Treue, meiner ewigen Liebe seyn. Wenn ich meine Treue breche, so soll es mir gehen wie Elisabeth." Sie beugte ihr nasses Auge an Antons Wange, und er hängte den Ring mit einem Schnürbande von ihr auf seine Brust. Nettchen konnte vier Wochen lang den Tod der unglücklichen Königinn nicht vergessen. Oft fielen ihr im Schlafe die Worte ein: „ich kann dir nie verzeihen!" und sie fuhr alle Mahl voll Schrecken auf.

Dies war der Ring den Anton so traurig betrachtete. Er benetzte ihn mit seinen Thränen, er drückte ihn an seine Lippen, und seine Fantasie flüsterte ihm leise zu, ihn Nettchen zu schicken. Auf diesen Gedanken fiel er mit großer Heftigkeit, und doch brachte er drey Tage zu, ehe er sich entschliessen konnte. Es war die allerzärtlichste Besorgniß für Nettchens Ruhe. Wenn sie den Ring erhielte, dachte er, und dennoch untreu würde, und es ginge ihr, wenn sie meinen Gram hörte, wie Elisabeth! Nein! sagte er, und legte den Ring wieder auf sein mattes hoffnungsloses Herz; und dennoch zog er ihn, nach einer Minute wieder hervor, besah ihn, und von dem glänzenden Silber spielte immer ein kleiner Strahl von Hoffnung in seine Seele. Seines Vaters Schelten auf Nettchens Wankelmuth brachte ihn endlich zum Entschluß.

Er wollte die letzte Probe machen. Zitternd ergriff er die Feder, zitternd schrieb er auf ein Blättchen Papier: Nettchen denk an Elisabeth! setzte seinen Nahmen darunter, schlug den Ring in das Blatt, stand wieder an, befeuchtete das Papier mit seinen Thränen, versiegelte es endlich, und steckte es zu sich. Nun suchte er einen jungen Bauer auf, seinen einzigen Freund noch aus der Schule her. Diesem übergab er das Papier, bat ihn, es Nettchen selbst zu überliefern, drückte ihm dabey die Hände, nahm das Papier zweifelnd wieder, besah es, gab es zurück, und bat dann den jungen Bauer, es ja nicht zu verlieren. Mein ganzes Glück liegt in dem Papiere, sagte er. Er ließ sich zuletzt einen Eid ablegen, daß er das Papier Nettchen selbst in die Hände geben wollte.

Soll ich etwas dabey bestellen? fragte der Bauer. „Sag, Nettchen, daß ich . . . Nein, sag ihr gar nichts! sie wird es schon sehen Sag ihr gar nichts! denn wenn das nicht hilft, was helfen dann Worte? Gib ihr das, und dann komm wieder, und sag kein Wort." Der Bauer versprach, steckte das Papier in seinen Geldbeutel, und versicherte Anton, daß es Nettchen haben sollte, und wenn er sich auch zu ihr schlagen müßte. Mit einer hoffnungsvollen Trauer ging Anton nun ins Gebirge.

Nettchen, bestürmt von ihrer Mutter, gebeten von ihrem Vater, begleitet, wohin sie ging, von den flehenden Blicken aller Leute im Hause, Nettchen war noch immer nicht ganz entschlossen; doch zog die Schale, worin Lindts Verlangen lag, sichtlich das Übergewicht an sich. Freundlich sagte sie ihm selbst, da er sie bat, ihm ihren Entschluß zu sagen: lassen Sie mir noch einige Tage, Herr von Lindt. Ich muß doch erst

ruhig werden! Hätte Lindt jetzt in sie gedrungen, sie hätte ihm ihr Wort gegeben. Mit jeder Minute wurde sie heiterer. Immer mehr Gewalt über ihr Herz erhielten die Vorstellungen des glücklicheren heuteren Lebens, das sie jetzt führte, des prächtigen Überflusses, worin sie lebe, der Ehrfurcht und Liebe, der Hunderte von Menschen, die von ihr abhingen. Ihres Vaters Thränen hatte sie schon mit einem heimlichen Ja getrocknet, ihrer Mutter Ungestüm mit einem bejahenden: ich will mich besinnen! auf einen Augenblick beruhigt. Gegen das Mädchen hatte sie sogar schon alles verrathen. Sie stand mit ihr auf dem Balkon; eben trug man die feinste Orangerie unter dem Balkon weg in das Gewächshaus. Der September fing an kalt zu werden. Sie sah lange den Arbeitern zu. Auf ein Mahl sagte sie zu dem Mädchen: über ein Jahr sollen hier auf den Balkon einige Zitronenbäume stehen. Schnell drückte das Mädchen einen Kuß auf ihre Hand, und sagte: Gott gebe uns allen, daß das wahr wird! Nettchen erröthete sich so arg verrathen zu haben. Sie sagte, ohne aufzusehen: ich meine, es wäre hübsch . . . „O widerrufen Sie nicht Mamsell! ich kann schweigen; ich will mich nur ganz in der Stille freuen." Nettchen küßte das Mädchen, und ging hinunter in den Garten, um sich erst selbst zu vernehmen, ob sie das wirklich gefühlt hätte, was sie dem Mädchen sagte.

Sie entfernte sich vom Hause, um ungestörter zu seyn. Als sie an der Thür war, die auf das Feld führte, trat ein Bauer aus Brombach, Antons Freund, auf sie zu. „Hier ist etwas!" sagte er, gab ihr ein Papier, und mit ein Paar Sätzen war er zum Garten hinaus und aus ih-

ren Augen. Zitternd hielt Nettchen das Papier in ihren Händen. Es kam von Anton, das wußte sie. Was enthält es? Sie hatte nicht den Muth es zu erbrechen; nur ihre nassen Augen betrachteten es. Auf den Zehen, zitternd wie eine Meuchelmörderinn, mit hochklopfendem Herzen, schon mit dem ganzen erwachten Gefühl ihrer Liebe, ihres Unrechts, ihrer Untreue, schlich sie die dunkelste Laube. Alle ihre Pulse hörte sie in schlagen, wie sie das Papier eröffnete. Sie sah den Ring, las die Worte: „Nettchen, denk an Elisabeth!" Eine Thränenfluth brach aus ihren Augen; alle Zweifel waren gelöst, alle Entschlüsse für Lindt zerflogen. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen; die Pracht, die sie umgab, war nichts gegen einen Blick von Anton, oder ihr gar verhaßt. Die Liebe umstrahlte sie mit ihren reinerem Lichte. Sie lag in Antons Armen, und fühlte an seiner Brust die Wonne des Himmels. Die Liebe zerschlug in einem Augenblick das ganze mühsame Gebäude des listigen Lindt. Nettchen lag Anton, dem geliebten Anton, zu Füßen; sie bat ihm das Unrecht ab, das ihre verführten Sinne ihm gethan hatten. Nicht der kleinste Zweifel stahl sich zwischen ihre Liebe. Anton! Anton! schrieen alle tausend Stimmen ihrer erwachten Empfindungen. Lindt, sein Pallast, seine Pracht, ihre Ältern waren vergessen; sie war nichts als Antons Geliebte, nichts als eine flehende Verbrecherinn.

Allein nicht lange konnte der Sturm der Liebe sie so gewaltsam fortreißen. Bald stellte sie andere Betrachtungen an. Nach und nach sah sie alle Schwierigkeiten wieder, die ihrer Liebe entgegen standen, und kein Mittel sie zu überwinden. Sie wußte keine Zuflucht, und brach in kummer-

volle Thränen aus. Auf ein Mahl stand sie auf, flog an die Gartenthür, und wollte den Bauer zurück rufen, um ihm etwas an Anton zu sagen. Der war aber fort. Antons Kummer, sein Gram, seine Leiden fielen nun noch schwerer auf ihr Herz. Sie sah ihn bleich vor Gram, abgezehrt von Elend, krank, todt, und schrie auf, als sie das dachte. Todt! rief sie; o mein Gott! nur nicht todt! Wie der Wind, flog sie über das Feld durch Dornen und Gebüsch weg; sie sah nicht, wie die Zweige ihr den Flohr und die Blumen vom Rocke rissen. Sie fühlte keine Ermüdung, keinen Durst, keinen Hunger Sie flog mit ausgebreiteten Armen dahin, ihre Augen nur vorwärts auf die Gegend, wo Anton war, gerichtet. Nicht der kleinste Gedanke an Lindt hielt sie auf. Bleich, krank, todt vor Gram! das waren ihre einzigen Vorstellungen, die sie gewaltig forttrieben.

Anton lauerte schon lange mit sehnlicher Ungeduld auf die Rückkehr seines Bothen. Auf dem Hügel saß er, und richtete seine Blicke starr auf den Weg hin, den er kommen mußte. Da eilte den Weg daher in langem flatterndem Gewande Nettchen. Anton, als er zuerst die Ähnlichkeit des Mädchens mit Nettchen bemerkte, sprang auf, wollte ihr entgegen, hob schon den Fuß, stand wieder, bis endlich Nettchen ihn erblickte, „Anton! liebster Anton!" mit lauter fröhlicher Stimme rief, die Arme ausbreitete, und zu ihm hin flog. Da eilte er fröhlich vergessend hinunter, und sie sanken einander in die umschlingenden, fest pressenden Arme, Mund auf Mund, Brust an Brust; und in dieser einzigen Umarmung vergaß er Nettchens, und sie selbst ihre Untreue. Freude war ihr

einziges Gefühl, das sie belebte, das sie zu Worten, zu Bewegungen brachte.

Endlich kam doch der Nahme; Nettchen! mit einem Tone des Vorwurfs über Antons Lippen. „O lieber Anton," sagte sie, „ich bin ja nun gleich gekommen; ich bin ja nun hier; ich will ja nie, nie wieder von dir! Ach, sie baten mich alle; sonst hätte ich dich nicht vergessen. Ach, warum hast du mir nicht eher den Ring geschickt! ich wäre schon längst hier." So standen sie, einer in des andern Armen, und das erste Entzücken machte der alten, treuen, herzlichen Vertraulichkeit Platz. Anton fragte, und Nettchen erzählte ihm mit einer heiligen, rührenden Aufrichtigkeit, wie alles gekommen war; wie sie um ihn geweint, an ihn gedacht habe; wie sie ihn lieber, tausend Mahl lieber gehabt hätte, als den Lindt mit seinen Raketen, Lampen, Kammerjungfern, Spiegeln und Zimmern, und wie sie endlich dennoch bald untreu geworden wäre; „denn, lieber Anton sagte sie, sie ließen mir nicht einen kleinen Augenblick Zeit an dich zu denken. Sieh! mit mir machten sie es gerade, wie mit der Elisabeth; sie gaben mir immer etwas zu sehen, zu thun, und zu spielen, bis endlich dein Ring kam. Da war es, als wenn es mir wie eine Decke von den Augen fiele. Ich ließ alles fahren, und lief hieher zu dir; und nun habe ich dich. Ach du guter Ring!" sagte sie mit lachenden Augen, zog ihn hervor, und drückte ihn an ihre Lippen. Dann knüpfte sie den Ring wieder in das Schnürband, und hängte es Antonen um den Hals.

Jetzt ging sie mit ihm wieder in der alten vertraulichen Stellung durch das Dorf. Der Prediger hielt sie an, und nachdem er ihre Geschichte

erfahren, nachdem er heimlich mit einem bewegten Herzen das unschuldige Paar gesegnet hatte, erinnerte er doch beyde an die Zukunft, an die sie in ihrer Freude noch gar nicht dachten. Nettchen hörte aufmerksam zu; Anton war noch nicht ruhig genug. Er überhörte die Hälfte von dem, was der Prediger sagte, weil er das reitzende Mädchen unaufhörlich in Augen hatte. „Aber ich will ihn nicht, lieber Herr Pastor," sagte Nettchen betreten; „das kann mir Anton bezeugen."

Du weißt, mein Kind, ich habe dich lieb. hob der Prediger an. Wenn es dein Ernst ist, daß du Anton, und ihn allein willst; wenn du dich vor dem Schicksal der Englischen Königinn wirklich fürchtest; wenn dir der Titel, gnädige Frau, und Lindts Reichthum nichts, und Anton, arm und ein Bauer, dir mehr ist: so verlange von deiner Mutter, ehe du ihr von Anton etwas sagst, den Herrn von Lindt zu sprechen. Du brauchst deiner Mutter nicht ein Mahl zu sagen, daß du dort auf einem Zettel von Anton entlaufen bist. Kommt der Herr von Lindt, wie ich nicht zweifle, so erzähle ihm alles ausführlich; sag' ihm, daß du Anton über alles liebst; zeig ihm den Zettel von Anton, und sag ihm dabey, daß diese Paar Worte stärker gewesen wären, als alle seine feinen Anschläge, aller sein Reichthum, seine Pracht und sein Stand. Bitte ihn um sein Vorwort bey deiner Mutter. Ich hoffe, so soll alles gut gehen; denn ich habe Ursache zu glauben, daß Lindt ein großmüthiger, wenigstens doch ein kluger Mann ist, der vielleicht nicht an dich gedacht haben würde, wenn er deine Liebe zu Anton gekannt hätte. Vermeide es Anton zu sehen, um deiner Mutter den Gehorsam zu zeigen, und überlaß alles dem Himmel.

Anton

Anton schüttelte den Kopf; denn er zweifelte, daß Lindt so großmüthig seyn würde Nettchen aufzugeben. „Wenn das aber nun nicht geht, Herr Pastor? was dann?" Dann? zwingen kann die Mutter Nettchen nicht. „Nicht zwingen? sie können sie in die Kirche schleppen." Dann muß Nettchen doch erst Ja sagen, wenn ich sie kopuliren soll. — Anton schüttelte wieder den Kopf; auf dieses gefährliche Extrem schien er nicht zu bauen. Indeß sie wußten nichts besseres. Sie versprachen Beyde zu folgen, und Nettchen sagte zu Anton versichernd: du hast ja meinen Ring, Anton! „Ja, das ist wahr, Nettchen; und auf den verlass' ich mich." Sie gingen.

Indeß war auf Lindts Gute eine große Unruhe. Als Nettchen einige Stunden gefehlt hatte, suchte das Mädchen sie im Garten auf. Sie war nicht da. Man wartete wieder eine Stunde, und es fingen mehrere an zu suchen. Endlich suchte man auch ausser dem Garten. Ein Bauer gab Nachricht von Nettchen. Er war ihr auf dem Wege nach Brombach begegnet. Sie lief, sagte er, daß ihr die Röcke flogen. Lindt sah Bornemann an. Ein Bedienter setzte sich zu Pferde, sprengte nach Brombach, und brachte gegen Abend die Nachricht zurück, daß die Mamsell Stahl in Brombach wäre. Mit Kopfschütteln setzte er hinzu: sie wäre mit ihrem jungen Vetter dort angekommen. Bis auf die Hälfte des Weges, hatte man Nachricht, war sie allein gewesen. Lindt zerbiß sich die Lippen; Mutter tobte, der Vatter schüttelte den Kopf. Niemand wußte die Ursache. Noch am Abend spät ging Lindt zu Bornemann. Begreifen sie etwas von Nettchens Flucht? fragte Lindt.

„Vielleicht mehr, als Sie gerne sehen. Ich habe das Mädchen beobachtet. Es schätzte Sie, Lindt; allein es liebte sie nicht. Ein Gemisch von Eitelkeit, Nachdenken, Fröhlichkeit, Dankbarkeit, Güte der Seele, ja auch, wenn Sie wollen, Wohlgefallen an Ihnen, Geschmack, Gefühl für das bessere Leben hier brachten Nettchen so weit, daß es Liebe schien, was sie für sie fühlte. Überraschung, ihre Ältern, die kleinen Künste, die Sie anwendeten, überredeten sie, Ihnen ihr Wort geben zu wollen. Sie hatte ihren Verstand, ihre Eitelkeit um Rath gefragt; nur nicht ihre Liebe. Heute muß sie mit ihrem Herzen Rücksprache gehalten haben, und sie ist geflohen."

Aber noch heute ihre Äußerung gegen das Mädchen über die Orangerie!

„Ich gebe Ihnen alle ihre Äußerungen von Wohlgefallen an dem Leben, das sie hier führte, für eine Äußerung ihrer Liebe gegen Sie, lieber Lindt."

Wir werden es morgen ja hören. Die Ältern wollen nach Brombach.

„Lieber Lindt, seyn Sie vorsichtig, ich bitte Sie."

Was wollen Sie, Bornemann? Mein Gefühl gegen das Mädchen ist nicht Wohlgefallen mehr; nicht mehr Überzeugung ihres innern Werthes: es ist die heißeste, die reinste, auch das sag' ich Ihnen, die leidenschaftlichste Liebe geworden. Was wissen wir? Daß sie entflohen ist. Warum? Das weiß Niemand. Gut; ich will Ihnen einräumen, was Sie doch nicht wissen; daß die Liebe sie nach Brombach zog; müssen Sie mir nicht dagegen eingestehen, daß, wenn sie hier blieb, sie mein Weib wurde? daß, wenn sie mein Weib wurde, aus ih-

rem Wohlwollen Liebe geworden wäre? Oder, thun Sie das nicht?

„Und wenn ich es thäte? Sie ist nun ein Mahl nicht hier geblieben."

Dann werden Sie es doch nicht seltsam finden, wenn ich das liebenswürdige Mädchen, wieder auf den Punct zurück zu leiten suche, der meinen Hoffnungen und meinem vollen Herzen so schmeichelte; dann werden sie es doch nicht seltsam finden, wenn ich für mein Glück geschäftig bin, für das Glück, in dessen Hoffnung ich jetzt lebe?

„Wie aber? wenn nun die Liebe gegen den geliebten Bauer." . . . .

Läßt sich die Liebe nicht überwinden? und hätte ich sie, auch den Fall gesetzt, daß Nettchen aus Liebe entfloh, nicht bald überwunden?

„Wie aber? wenn der Fall nach ihrer Heirath einträte?"

Hm! eine lange Reise, häusliches Glück, Kinder, Gewöhnung sowohl an den Rang als an mich, ihre Güte, ihre Unschuld, ihre Treue —

„Dahin wollte ich sie führen, Herr von Lindt. Sie gestanden mir neulich zu, das Mädchen sey so lange ihres Geliebten Eigenthum, so lange sie ihm liebte; und jetzt wollen Sie das Mädchen schon, trotz ihrer Liebe gegen einen andern, zu ihrem Eigenthum machen. Sehen Sie Lindt, dahin führen Grundsätze, welche der Witz erfindet und beschönigt, wenn es die Leidenschaft fodert, ohne daß sie das Herz oder die Menschlichkeit unterschreibt. Es läßt sich manches erweisen, mit Schlüssen vertheidigen, das, ausgeführt, unmenschlich seyn würde. Ich ersuche Sie, Herr von Lindt, aufmerksam auf sich selbst zu seyn. Sie sehen das Mädchen wieder, finden ihr Herz und ihren Ver-

stand so schön wie ihr Gesicht. Sie lieben, Sie begehren mit allen erwachten Kräften ihres erkälteten Herzens. Gut so weit. Sie finden das Mädchen als die Geliebte eines wohlgebildeten, gescheidten, unschuldigen, wohlhabenden jungen Menschen. Ihr Herz, dessen Stimme Sie verachten, ruft hier gewiß: Halt! fremdes Eigenthum! ehre die Menschlichkeit! Nein; Ihr Witz macht Ihnen ein Sophisma vor. Kannst du die Liebe des Mädchens gewinnen, so ist sie deine, und nicht länger jenes Geliebte. Wie wenn da schon der Gram den jungen Menschen, dessen einzige Leidenschaft vielleicht die Liebe war, wenn der Gram um die untreu gewordene Geliebte ihn getödtet hätte; ich möchte wohl hören, mit welchen Sophismen Sie Ihr Herz dann trösten wollten. Und kann sich nicht jeder Wollüstling bey der Verführung der Unschuld eben des Sophisma's bedienen? Welchen andern Gewährsmann hat denn die eheliche Liebe, als die Treue des Herzens? Aber weiter! Das gelingt nicht. Das Mädchen bleibt treu, läßt sich zu keiner Treulosigkeit bereden; oder die erste Liebe ist zu stark, hat das Herz zu sehr erfüllt.... Hier ruft das Herz aufs neue: halt! mache nicht zwey Menschen unglücklich! Und Ihr Witz kommt hinter her und erweist mit einem neuen Schlusse, daß man auch die Geliebte eines Andern heirathen kann, weil die Liebe ein vergängliches Ding ist. Ich sehe an Ihrem Lächeln, Herr von Lindt, daß Sie das nicht so finden. Schon vorhin hörte ich einen Ausdruck von Ihnen gegen die Mutter, der mich fürchten läßt, daß Sie selbst Zwang zu Hülfe nehmen wollen, um glücklich zu werden. Ich bin nicht fremd in Ihrer Art zu schließen; ich könnte also leicht die Art errathen, wie Sie auch den Zwang vertheidigen wollen. Allein Herr von Lindt, liebt das

Mädchen stark genug um sich zu widersetzen, so... Ich soll enden? Der Himmel gebe, daß Ihr Herz nicht einmahl sich für seine jetzige Vernachlässigung rächt!"

Und auf ein Vielleicht soll ich unglücklich, seyn?

„Eine geringe Strafe dafür, daß Sie auf ein Vielleicht nicht unglücklich machen!"

Seyn Sie ruhig; vielleicht ist alles anders als wir denken. Ich liebe, ich liebe mit allen Kräften meiner Seele: das kann ich Ihnen sagen. Sie muß mein seyn!

Nettchen, die nach und nach anfieng sich sehr vor ihrer Mutter Zuhausekunft zu fürchten, redete in aller Geschwindigkeit mit Anton noch ihre nächtlichen Besuche ab; dann sah sie ihn nicht wieder. Als sie den Wagen vor das Haus rollen hörte, wurde das arme Mädchen blaß wie eine Leiche: aber dennoch wurde der Entschluß ihrer festen Treue gegen Anton nicht erschüttert. Ihre Mutter kam mit einem vor Zorn flammenden Gesicht sogleich auf ihre Kammer; allein Nettchens schnelle Anrede: Mutter, daß doch der Kutscher den Herrn von Lindt bittet uns morgen zu besuchen! brachte sie ganz aus ihrem Vorsatze. Das sag du dem Kutscher selbst, daß er es glaubt! antwortete die Mutter, und die dunkelrothe Gewitterfarbe verflog von ihrem Gesichte. Nettchen ging nun schon ruhig hinunter, und bestellte dem Kutscher ganz heiter die Bitte, daß Herr von Lindt sie doch morgen besuchen möchte. Nun aber fing die Mutter an ernsthaft zu examiniren. Zuerst ging alles gut. Nettchen entschuldigte ihr Weglaufen mit einer unglaublichen Angst, die sie auf einmahl überfallen hätte. Allein nun kam der Punct, daß sie mit Anton zu Hause gekommen war. Hier stockte Nettchen; hier verwik-

kelte sie sich in Widersprüche; hier ließ sie den Vorsatz blicken, ihrer Liebe treu zu bleiben. Das feuerrothe Gewitter stand wieder auf dem Gesichte der Mutter. Sie drohete Nettchen mit Fluch, Enterbung und Zuchthaus, wenn sie nicht morgen schon dem Herrn von Lindt ihr Wort gäbe.

Auf einmahl sprang sie auf, und lief zu Schulzens hinüber. Hier schalt sie Anton für einen Betrüger, für einen Mädchenverführer, und begegnete auch seinen Ältern so schnöde, daß endlich der Schulze die Geduld verlor. Anton! sagte der Schulze, wenn du mit dem Mädchen nur ein Wort wieder redest, so jage ich dich zum Hause hinaus. Ein ehrlicher Kerl bist du, das weiß ich, und schon lange ist es mir zuwider, daß du nicht von einem Mädchen lassen willst, das mit ihrer Mutter im Lande herumzieht, um sich liederlichen Edelleuten anzubiethen! — Wer will zwey tobende, gegen einander stürmende Ungewiter beschreiben? Die Frau Stahl tobte noch eine Stunde in ihrem, und der Schulze eben so lange in seinem Hause. Die furchtsame Liebe verbarg sich zitternd in die heimlichsten Winkel.

Jetzt war alle Hoffnung zu einer gütlichen Aussöhnung von beyden Seiten verloren. Der aufgebrachte Schulze hüthete seinen Anton eben so sehr als die Mutter Nettchen, und zum ersten Mahle brachten die beyden Liebenden die Nacht in Thränen mit einander zu. Nettchen setzte ihre ganze Hoffnung auf den Herrn von Lindt. Anton wollte nicht daran glauben. Der entscheidende Tag und der Herr von Lindt kamen. Nettchen bat den Herrn von Lindt in dem ersten Augenblick um eine Unterredung. Er ging mit ihr spazieren. Hier entdeckte sie nun dem erstaunten Edelmann ihre Liebe zu Anton, und ih-

ren festen Entschluß ihm treu zu bleiben. Sie erzählte ihm die Ursache ihrer Flucht, und zeigte ihm das Billet von Anton, das alle seine großen prächtigen Plane zerstört hatte. Dann bat sie ihn mit rührenden Thränen der unglücklichen Liebe, sie in seinen großmüthigen Schutz zu nehmen, sie durch den Besitz Antons glücklich zu machen, und so ihr Retter, ihr Freund, ihr Beschützer zu werden.

Lindt war in einer sonderbaren Lage. Er fühlte sich gerührt von Nettchens Thränen und Bitten. Aus dem Billet und der Erklärung desselben sah er wohl, daß er hier sogar mehr als die Liebe, auch die Redlichkeit eines empfindlichen Herzens, auch die Schwärmerey einer feurigen Seele bekämpfen mußte. Er hatte sich nie verlegener gefühlt, als jetzt, da er Nettchen antworten sollte. Mit jedem Blicke, den er auf sie warf, fühlte er die Allmacht ihrer Reitze; mit jedem Worte, das sie sprach, fühlte er den Werth ihrer schönen Seele, ihrer Liebe, und den Reitz ihres schwärmerischen Herzens immer inniger. Jetzt liebte er sie mehr als je, und sollte sie aufgeben. Er versuchte Nettchens Schwärmerey, ihre Ahndungen ihre Furcht vor Elisabeths Schicksal zu zerstreuen. Das war vergeblich. Sein Verstand rang in einem ungleichen Kampfe mit den Gefühlen eines überfüllten Herzens. Er endigte endlich den Spaziergang mit dem so kleinen Troste für Nettchens so hohe Hoffnung: „wir wollen nichts übereilen, theures Mädchen!" Der Ton, mit dem er das sagte, war so zweydeutig, daß er sogar dem arglosen Mädchen auffiel. Sie schwieg an seinem Arme, weinte stille Thränen, und ihre Fantasie suchte andere Hülfe in dem Reiche der Möglichkeiten auf.

Lindt überlegte indessen mit sich selbst. Er durfte nun nicht weiter auf Künste rechnen; Nett-

chen kannte sie alle, und hätte sie wahrscheinlich verspottet. Jetzt sah er keine andre Möglichkeit mehr zu seinem Zwecke zu kommen, als Gewalt. Zwar wählte er sie mit zuckenden Achseln; aber doch gab ihm seine Grübeley bald die Waffen, um sich gegen die Vorwürfe seines Herzens und seines Freundes zu vertheidigen. Sie mag Einen, auch zwey Monathe Thränen vergießen; und sie wird dann einsehen lernen, daß sie mit mir glücklicher ist, als mit einem Bauer, bey dem ihr Geist sinken, und bey dem ihr Herz, aus Mangel an Mitteln glücklich zu machen, ersterben müßte. Ich rette das Glück meines Lebens, ich gebe meinen Unterthanen eine gütige Mutter, mir selbst eine Gefährtinn, in deren Armen mein Herz für die kleineren Leiden der Menschen wieder erwärmt wird. Ist das um Einen Monath Unruhe, um einen kleinen vergeßlichen Kummer zu theuer erkauft? Bornemann sagt: ich nehme keinen Theil mehr an dem Elende der Menschen; ich vergesse über eine allgemeine Idee, die für des Menschen Herz nicht paßt, den Einzelnen. Er mag Recht haben. Woher aber soll ich dieß Gefühl wieder nehmen als aus diesem warmen, vollen, schwärmerischen Herzen meiner Geliebten? Will er die Folgen, so muß er auch die Mittel wollen. Anton? Auch der wird einige Monathe trauern. Die Unmöglichkeit Rettchen zu besitzen, die Zeit werden ihn heilen. Und bin ich denn nicht im Stande durch tausend andere Dinge ihm das kleine Unrecht zu vergüten, das ich ihm that?

So träumte Lindt nach und nach; so heilte er die geheime Wunde, welche Bornemann ihm geschlagen hatte. Er fing sogleich wieder an planmäßig zu arbeiten, und redete mit der Mutter den Plan ab. Nun wurde er Rettchens Schutz gegen ih-

rer Mutter Härte; er wendete alles das ab, womit die Mutter dem armen Mädchen drohte; er verschaffte Nettchen alle angenehmen Stunden, die sie hätte, durch seine Vorsprache. So suchte er Nettchens Dankbarkeit rege zu machen, und durch Dankbarkeit in ihr schönes Herz zu schlüpfen. Nettchen war wirklich dankbar dafür; aber doch konnte diese Dankbarkeit den geheimen Widerwillen gegen ihn, sogar eine Art von Verachtung, die anfing sich in Nettchens Herz einzuschleichen, nicht überwinden.

Lindt beobachtete Nettchen genau, und er sah nicht, daß sie je einen Versuch machte Anton zu sehen. Sie schien sogar kalt gegen ihn; und dennoch konnte er keinen Fortschritt in ihrer Liebe machen. Die Mutter, die bey allen diesen langsamen Fortschritten die Geduld mehr als zehn Mahl verlor, peinigte das unglückliche Mädchen, wenn sie es allein hatte, mit Spott, Vorwürfen, Drohungen und aller Art von Härte. Nettchen schien sich auf einmahl geändert zu haben. Sie ertrug alles mit einer unzerstörbaren Geduld, und ihre Mutter konnte nie ein Versprechen von ihr erzwingen den Herrn von Lindt zu heirathen. Du sollst aber! rief die Mutter einmahl: du sollst, Töchterchen! Und willst du nicht mit Gute, mit Gewalt! Ich lasse dich aufbiethen, das sage ich dir, wenn du nicht bald machst! Ich lasse dich drey Mahle aufbiethen! Hörst du? Ich will dich mit Gewalt in die Kirche schleppen, vor der ganzen Gemeinde will ich das thun, und dann sollst du kopulirt werden! Hörst du? Mädchen, du willst wohl nicht antworten? Das will ich thun! Hast du mich verstanden? Und dein dummer Bauerkerl soll es mit ansehen! Hast du

es gehört? Willst du antworten? willst du es darauf ankommen lassen?

„Muß ich nicht, Mutter?" sagte Nettchen sanft und mit einem furchtsamen Blicke.

Sieh, dann mußt du ihn nehmen; dann mußt du! Jetzt steht es noch in deiner Macht ihn freywillig zu nehmen. Dann mußt du! Hörst du? Siehst du das ein? Antworte!

„Mutter, der Pastor darf mich nicht trauen, wenn ich nicht Ja sage."

Und du wolltest dich unterstehen?...

„Ich würde vor der ganzen Gemeinde laut Nein sagen."

Das wird dir nichts helfen, du halsstarrige, gottlose Seele! Du wolltest also auch noch mit Gott spotten, wie mit deinen Ältern? Sag du Nein, du wirst doch getrauet.

„Ich weiß von dem Herrn Pastor selbst, sobald ich Nein sage, kopulirt er nicht."

Die Mutter machte ein Paar große Augen, als Nettchen sich auf dem Pastor berief, und so ruhig versicherte, sie würde nein sagen. Zwar lachte sie; aber das Lachen kam nicht von Herzen, und ihr auflodernder Zorn machte es deutlich, daß sie selbst daran glaubte.

Nettchen hielt die Gefahr nicht für so nahe; denn sie glaubte nicht, daß Lindt je darein willigen würde, sie zu zwingen. Aber sie hatte sich geirrt. Freylich war Lindts Plan nicht ganz so gewaltsam; indeß doch beynahe so. Er wollte erst von Nettchen entweder durch List, oder Furcht, oder Mitleiden ein Versprechen erhaschen ihn zu heirathen; dann, meinte er, könnte man sie zwingen, ihr Wort zu halten. Jetzt brachte die Mutter die Nachricht von Nettchens Drohung, und von des Pa-

stors Liebe zu dem jungen Paare. Dem, meinte Lindt, könnte man aus dem Wege gehen, wenn der Prediger auf seinem Gute, ein sehr schlechter Mensch, den Nettchen kannte und verachtete, die Trauung verrichtete.

Die Mutter, die ihrer Tochter den Triumph nicht gönnte, ihr widerstehen zu können, verrieth thörichter Weise in einem ähnlichen Gespräche ihrer Tochter Lindts Plan, sich auf seinem Gute trauen zu lassen. Nettchen erblaßte. Mutter! rief sie drohend. Sie ließ den andern Tag durch Anton den alten Prediger um Rath fragen. Der Prediger hatte die Achsel gezuckt. Die Nacht verging wieder unter heißen Thränen. Als Anton zum Fenster hinaus steigen wollte, sagte er noch ein Mahl: ach, Nettchen, wenn ich so nur in mein Grab steigen könnte! — „Nein, Anton, das sollst du nicht! lieber will ich mit dir in die weite Welt gehen, und mein Brot betteln!"

Rasch drehte sich Anton um, und schloß Nettchen heftig in seine Arme. Ach, Nettchen! hob er auf ein Mahl wieder wehwüthig an. „Rede doch, Anton! was willst du?" — Nein, ich kann dirs nicht sagen. — „Warum denn nicht, Anton? Du weißt, daß ich mit dir in den Tod ginge." — Auch von hier? fragte Anton, und beugte sich auf ihren Busen. Nettchen drückte ihn an sich; „Auch von hier; überall hin; wohin du willst. Aber jetzt geh', Anton. Morgen wollen wir weiter davon reden." Er stieg seufzend zum Fenster hinaus.

Anton hatte längst den Gedanken gehabt, den Nettchen hier von ungefähr anstieß: den Gedanken, mit Nettchen davon zu gehen. Längst hätte er seinem geliebten Mädchen den Vorschlag dazu gethan, wenn er nur gewußt hätte, sie zu ernähren. Er

für sich selbst sorgte nicht; aber desto mehr für Nettchen. Wer will uns aufnehmen? wer uns speisen? wer kleiden? ein Paar Flüchtige? ein Paar entlaufene Kinder? Er liebte Nettchen wirklich, und darum sorgte er. Nettchens Worte: lieber will ich mit dir in die weite Welte gehen! kamen eben so wenig von ungefähr, als Anton rasches Umdrehen bey den Worten.

Nettchen hatte fast eben den Gedanken gehabt, wie Anton, und eben die Schwierigkeit sie abgeschreckt. Jetzt überlegten Beyde am folgenden Tage den Gedanken, und fanden eben so wenig Mittel sich zu nähren als sonst. Die nächste Nacht redeten sie davon, und ihre Flucht wurde, trotz den Schwierigkeiten, im höchsten Nothfalle doch beschlossen. Nettchen verließ sich auf einen Beutel mit Geld, den ihr Lindt für die Armen gegeben, und den sie auf der Flucht bey sich gehabt hatte. Es waren ungefähr fünfzig Thaler. Anton dachte anders. Er kämpfte mit den Schwierigkeiten ihres Davongehens beständig.

Ein Paar Tage darauf kamen von Hirschberg einige Prager Musikanten. Sie spielten erst vor Nettchens Thür; ein junges Frauenzimmer, das in ihrer Gesellschaft war, sang mit einer sehr mittelmäßigen Stimme. Nettchen trug ihnen ein Geschenk hinaus, das Lindt gab. Die Leute dankten, und redeten mit einander sehr heiter. Wie heiter, dachte Nettchen, sind diese Menschen! Auf ein Mahl fiel ihr ein, und das Blut stieg freudig in ihre Wangen: so könntest du auch leben, wie diese Menschen. Sie flog auf ihre Kammer, bildete den Gedanken aus, ergriff fröhlich ihre Harfe, spielte, sang und taumelte vor Freude. O Gott, rief sie, wenn Anton hier wäre! Jetzt dürfen wir

nicht sorgen. Sie sah zum Fenster hinaus. Anton stand bey den Pragern, und redete so angelegentlich mit ihnen, daß er sogar Nettchens Husten nicht hörte.

Die Nacht war Anton noch nicht ganz im Fenster, so fragte er schon eilig: Nettchen, hast du die Prager gesehen? — „So können wir uns nähren!“ rief Nettchen ihm entgegen. Sie sanken einander in die Arme, vergossen Thränen der Freude, und dankten Gott für ihr Glück. Anton wollte sogleich seine Flöte hohlen. „Nein,“ sagte Nettchen: „morgen, Anton! morgen! Ich will noch einen Versuch machen.“ Die Flucht wurde verabredet, und fröhlich zitternd stieg Anton aus dem Fenster.

Denn andern Tag fragte Nettchen den Herrn von Lindt, als sie mit ihm allein war: „Herr von Lindt, Sie haben meine Mutter in ihrer Gewalt, und auch mein Unglück. Ich versichre Ihnen noch ein Mahl, als ob ich vor dem Altare stände: ich will Anton nicht lassen. Wollen Sie mir die Einwilligung meiner Mutter verschaffen?“ — Das kann ich nicht, Nettchen, antwortete Lindt höflich, doch ein wenig bestürzt über Nettchens Ton: ich versichre Ihnen Nettchen, ihre Liebe ist eine Thorheit; sie wird von selbst aufhören, wie ein Traum.

Das gebe Gott nicht, und nur jetzt nicht! sagte Nettchen mit gen Himmel gehobenen Augen; dann wäre ich gänzlich unglücklich. Nettchen drehete sich kalt ab. So sey es denn! sagte sie leise: Gott ist mit uns! Anton stand wie eine Sonnenwende, und sah die Sonne den Tag durch an. Endlich war sie hinab. Noch einige fürchterlich lange Stunden bis um eilf. Hell ging der Mond auf,

als er das Fenster öffnete, um ein kleines Bündel Wäsche hinab zu werfen. Er warf dem Monde einige zärtliche Küsse zu; denn er sollte Nettchen durch das Gebirge leiten. Leise ging gegen über das Fenster auf. Anton stürzte beynahe hinunter; so fröhlich eilig war er. Nettchen ließ ebenfalls ein Päckchen hinab; dann kam die Harfe langsam zum Fenster heraus, und ließ sich an einem Bande langsam die Mauer nieder. Anton benetzte sie mit frohen Thränen. Jetzt stieg Nettchen vorsichtig auf den Baum. Sie fiel in Antons zitternde Arme. Anton nahm die Harfe, Nettchen die beyden Päckchen Kleider, und nun schlichen sie, von dem treuen Hunde, dem einzigen, der ihre Liebe billigte, begleitet, um das Dorf, ins Gebirge. Anton hatte Nettchens Hand gefaßt; beyde Hände zitterten. Hell leuchtete ihnen der Mond. Sie gingen um Hain weg, und kamen endlich um Ein Uhr an die Baude ihres alten Zinks. Sie pochten ihn aus dem Schlafe. Er zündete Licht an, und nun sanken sich Anton und Nettchen in die Arme. Jetzt sah Anton Nettchens Kleidung. Sie trug auf ihrem schönen Haar, das sie, wie ehedem Lindts Mädchen, im Nacken in einen Knoten geschlagen hatte, einen Hut. Eine Art Reitrock von dunkelfärbigen Tuch, den Lindt ihr, als sie bey ihm war, an einem regnichten Tage aufgeschwatzt hatte, war ihr Anzug. So hatte Anton sie noch nicht gesehen. Sie war ungefähr gekleidet, wie die Pragerinn, nur reinlicher. Anton trug einen grünen Überrock, über seiner gewöhnlichen Kleidung. Er hatte Stiefeln an, und einen runden Hut. Anfangs konnten sie einander nicht genug betrachten; und dann fingen sie sogleich an, ihr Handwerk zu treiben. Sie spielten dem alten Zink einige Stücke, und Nettchen sang.

Als der alte Zink endlich den Plan der jungen Leute hörte, schüttelte er den Kopf, und ermahnte sie, ihren Ältern solches Herzeleid nicht zu machen. Nettchen und Anton weinten; allein an das Umkehren war nicht zu gedenken. Der alte Zink mußte sie über das Gebirge nach Böhmen bringen. Am Morgen waren sie im ersten Böhmischen Dorfe. Hier verließ sie Zink, und gab ihnen den Rath durch Sachsen zu gehen. Nettchen und Anton waren nun mit ihrer Liebe allein. Sie sahen sich zärtlich, doch schweigend an, umarmten sich, und weinten jetzt nicht mehr Thränen der Freude.

Aber wo mag denn das Mädchen heute bleiben? hatte die Mutter schon drey Mahle gefragt. Jetzt stand sie auf, und ging auf Nettchens Kammer. Nettchen war nicht da. Man fragte; Niemand hatte sie gesehen. Man sah genauer nach; auch ihre Harfe fehlte. „Sie wird bey Pastors seyn!" Man fragte um zwölf wieder. Man schickte zu Pastors. Nettchen war nicht da, und nicht da gewesen. Die Mutter schielte, ob sie Anton nicht sähe; aber vergebens. Vielmehr hörte sie, daß der Schulze den Knecht wegschickte, er sollte den Jungen suchen. Das fiel ihr aufs Herz. Sie schwieg, weil Lindt nichts merken sollte. Zwey Weberinnen kamen zurück, und hatten Nettchen nicht gefunden. Der Lärm wurde nach und nach merklich; endlich stieg er schnell furchtbar, weil der Schulze auf Antons Kammer, die man durchsuchte, ausrief; der Junge ist weggelaufen! seine Wäsche fehlt. Mit großer Herzensangst sah die Frau Stahl Nettchens Sachen nach. Auch da fehlte es. Schreyend und tobend stürzte sie nun die Treppe hinunter ins Zimmer, mit dem Geschrey: Nettchen ist davon gelaufen!

Lindt sprang auf, fragte, erfuhr, warf sich aufs Pferd, schickte seine Bedienten, Bauern, um Nettchen in den umliegenden Gegenden zu suchen. Er ritt von Dorf zu Dorf, und kam am andern Morgen zurück. Haben Sie Nachricht? fragte er die Mutter. Ja, leider Gottes! antwortete sie heulend. Wo? fragte Lindt. Die Mutter führte ihn um das Haus, zeigte auf das Brett, das an Nettchens Kammerfenster lag, und rief heulend: Da auf dem Brette ist sie hinaus gestiegen. Das Teufelskind, der Anton hat mir das Mädchen verführt! „Oder ihre Metze meinen ehrlichen Jungen!" schrie der Schulze zum Fenster heraus. Lindt stand betäubt zwischen dem Gezänk. Er stieg wieder auf ein frisches Pferd; seine Bedienten mußten wieder fort. Man suchte acht Tage lang, und immer vergebens. Lindt verließ endlich Brombach, um den bittern Vorwürfen der geängsteten Mutter zu entgehen, die jetzt ihre unglückliche Tochter beweinte, sich ihre Härte gegen sie vorwarf, und die ganze Schuld auf den Herrn von Lindt schob. Lindt kam auf seinem Gute an, und ging still auf sein Zimmer.

Sie haben Recht gehabt, rief er Bornemann entgegen. Hier bin ich. Gießen Sie Ihre Galle aus. — „Jetzt mein Mitleiden, lieber Freund! Sie verdienen es, wenn Sie die Flucht des Mädchens nicht um deswillen betrauern, weil Sie das Mädchen verloren haben." — Soll ich etwa den Bauer betrauern, daß er das reitzendste Geschöpf der Erde in seine Arme schließt? — „Sie sollen das Unglück betrauern, in das Sie ein gutes, argloses, glückliches Paar Menschen gestürzt haben." — O, ich möchte mich so von einer ganzen Welt betrauern lassen! Eine Flucht an der Hand dieses

Mäd-

Mädchens! So möchte ich durch die Welt, so durchs Leben fliehen! — „Sie wissen also nicht, was ich weiß. Nettchen hat ihre Harfe mitgenommen, der Geliebte seine Flöte. Rechnen Sie das mit einem Umstande zusammen, den Ihr Bedienter erzählt. Der junge Mensch hat mit einigen Pragern, die vor seinem Hause gespielt haben, von ihrem Handwerke geredet, sich mit brennenden Blicken erkundigt, ob sie wohl von ihrer Kunst leben könnten, und bey ihrer bejahenden Antwort die Hände vor Freude zusammen geschlagen. Daraus läßt sich denn wohl folgern, daß beyde Liebende die Absicht haben, als Musikanten durch die Welt zu gehen." — Soll mir das ein Trost seyn, daß sie sogar mit Musik und Gesang ihre Liebe feyern? — „Herr von Lindt, Sie spotten sehr grausam. Dieß reitzende Mädchen, eine Harfenistinn! Den Blicken aller Männer durch ihre Lebensart, den Begierden jedes Wollüstlings durch die Art ihres Standes ausgesetzt; durch das Herumziehen ihrer jungfräulichen Scham, des großen Schutzes für die Keuschheit, beraubt; sich vielleicht sträubend gegen die Verführungen, bis sie vom Elende niedergeschmettert ist; dann endlich der Raub der Begierde, durch Mangel gezwungen, und endlich selbst wollüstig aus Begierde und Gewohnheit; verpestet, krank, entstellt, häßlich zuletzt, endlich der Abscheu ihres Geliebten, verlassen von Allen, verzweifelnd an allem, weggerissen durch Krankheit, Elend und Gram in der Blüthe ihres Lebens: und das alles ein Werk des edeln Herrn von Lindt!"

Lindt bedeckte erst die Stirn mit der Hand, dann sank die Hand vor die Augen. Ein heftiger Kampf im Innern ergriff ihn. Er wollte ihn Vor-

nemann verbergen; doch eine mit schneller Röthe abwechsende Bläße verrieth den Kampf. Ich kenne Ihr Vergnügen, sagte Lindt endlich stotternd, mit grellen Farben zu mahlen.

„Ich habe gemahlt, was ich sah, Herr von Lindt. Daß ich richtige Farben wählte, wird Ihnen das innere Erzittern bezeugen, mit dem Sie von heute an jede Harfenistinn sehen werden."

Lindt wurde bleich. Er fühlte die Sprache der Wahrheit. Er bedeckte mit der Hand das Auge.

„Ich denke mir den Burschen, den Geliebten, fuhr Bornemann kalt fort; ein junger Mensch, voll Herz, voll Kopf, glücklich, heiter, fröhlich, weil er liebt und geliebt ist. Jetzt flieht er mit der Geliebten die grausame Härte einer feinen Spekulation, die ihm seine Geliebte weg philosophiren wollte. Er hängt mit der ganzen Inbrunst eines Jünglings, dem seine Geliebte ins Elend folgt, an dem Mädchen. Er sieht alle Blicke, alle Begierden sich auf seine reitzende Begleiterinn heften. Eifersichtig, dann mürrisch, dann quälend, wird er den Sieg seiner Nebenbuhler beschleunigen. Bleibt er jetzt noch bey dem geliebten Mädchen, so ist es sein Vortheil der ihn hält. Sein Vortheil wird ihn kuppeln lehren, das Beyspiel ihn liederlich machen. Er wird endlich, ein Nebenstück der Schande seiner Geliebten, sich ihrer nicht mehr schämen dürfen. Ein reines, unschuldiges, heiliges Paar Menschen trieb des Herrn von Lindt seine Philosophie aus dem väterlichen Hause; und in einigen Jahren ist dieß Paar vielleicht der Abscheu selbst der verachtesten ihres Gleichen, weil es edler war als sie. Das thaten Ihre Grundsätze Lindt!"

Lindt stand auf; er schwankte durch das Zim-

mer. An der Thüre drehete er sich um; er wollte, um Bornemann sein Gefühl zu verbergen, einige Worte sprechen. Bornemann fragte ruhig: wollen Sie etwas sagen? Lindt verschloß die Lippen. Sein Muth war dahin. Er verließ zitternd das Zimmer.

Nettchen saß mit Anton da, und hatte die Harfe in eine Ecke gelehnt. Stille Thränen flossen von Zeit zu Zeit von ihren Wangen. Jeder, der hinein kam, warf mitleidige Blicke auf das Mädchen, und sie zitterte vor jedem Blicke; denn sie las die Vorwürfe ihres Herzens darinn. Sie winkte furchtsam ihrem Geliebten, und sie gingen weiter. In einer verborgenen Gegend, hinter einigen Büschen, hielt sie ihre erste Ruhe. Sie schlummerte ein, und Thränen waren noch in den schlafenden Augen. Anton wachte neben ihr, die Brust voll Sorge um ihre Trauer. Nach einigen Stunden gingen sie weiter. Ein großes steinernes Haus lockte Anton an. Dorthin, sagte er freundlich, dorthin laß uns gehen, Nettchen, und spielen. Nettchen schlug die Augen nieder, und erröthete. Zögernd nahm sie die Harfe, zögernd folgte sie Anton. Jedem ihrer Schritte widersetzte sich ein zurückdrängendes Gefühl ihrer Seele. Schon an der Ecke des Hauses blieb Anton stehen; er selbst scheute sich vor die Thüre zu treten. O Anton, sagte Nettchen zitternd, bleib du hier vor mir stehen, daß mich niemand sieht! Sie fingen an zu spielen. Schlechter hatten Beyde, die so gut spielten, es nie gethan. Nettchens schöne Finger zitterten vor Angst. Ein Paar Leute aus dem Hause kamen zum Vorschein. Nettchen schlug tief die Augen nieder; sie konnte die Harfe kaum halten.

„Kommt doch näher, Kinderchen!“ rief eine Stimme; „kommt doch ins Haus!“ Das arme Mädchen mußte. Sie folgte mit ungewissen Schritten. Jetzt waren beyde von der Familie eines Justizamtmannes, der das Haus bewohnte, umringt. Nettchen saß da, ohne anzufangen, und ohne die Augen aufzuschlagen. Endlich spielte sie. Anton hatte ein Adagio angefangen; Nettchen spielte es bald in dem Tempo eines Andante. Welch ein reitzendes Mädchen! hörte sie jetzt eine Stimme, die nahe bey ihr war, flüstern. Sie verwirrte sich. Die Harfe sank an ihre Brust, Thränen drangen aus ihren Augen hervor, sie bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Tuche.

Anton ließ die Flöte sinken. Seine ängstlichen Blicke flohen auf Nettchen. Mit einer besorgenden Zärtlichkeit in Stimme und Blick, fragte er sie; „fehlt dir etwas?“ Sie schwieg noch immer, und antwortete nur mit Thränen. Die Zuschauer bestürmten sie jetzt mit Fragen. Leise antwortete sie endlich: „mir ist nicht wohl!“ Anton umfaßte sie. Sie stand, ihr Gesicht an seinen Busen gelehnt, auf, und ging mit ihm zur Thüre hinaus. Ein so seltsames Schauspiel rührte die Zuschauer. Die Frau vom Hause brachte Nettchen zu riechen. Der Herr gab Anton ein beträchtliches Geschenk. Antons Hand zuckte. Eine Feuerröthe flog auf seine Wangen. Ihm war bald eben so übel geworden wie Nettchen. Er setzte sich auf einen Rasen, hohlte die Harfe und das Gepäck, und folgte Nettchen, die schon ängstlich vorausgeeilt war.

„Ach, mein Gott, liebster Anton,“ sagte Nettchen, nachdem sie Beyde einige Minuten stumm neben einander hergegangen waren: „wenn das nur geht mit unserm Spielen! Ich kann vor Zittern

kaum die Harfe halten." Anton schwieg; er mochte es Nettchen nicht sagen, wie schwer ihm die Flöte in der Hand geworden war. Sie kamen gegen Abend in ein Dorf. Hier wollten sie die Nacht über bleiben. Still setzten sie sich in eine Ecke des Zimmers, bis es leer von Trinkern war. Die Wirthinn, eine kleine junge gutherzige Frau, erkundigte sich nun näher nach dem liebenden Paare. Nettchen nannte sich erröthend Antons Schwester, und erzählte stockend eine Fabel von ihrem Zustande. Ein kleiner Knabe mit ein Paar schönen Augen, quälte Anton zu spielen; spiele. Musikant! rief er, und schlug Anton auf das Knie. Dann lief er zu Nettchen, und bat sie um die Harfe, die neben ihr stand. Nettchen herzte den Knaben, nahm die Harfe, und spielte. Anton begleitete mit der Flöte, und Nettchen spielte hier ohne Stocken. Sing auch! rief der Knabe an Nettchen auf. Nettchen lächelte, und sang ohne Anstoß. Die Wirthinn nahm einen Säugling an ihre Brust, saß da still, und hing mit eben so zärtlichen Blicken auf Nettchens Lippen als auf ihrem Kinde.

„Mit der Stimme kommt sie wohl durch die Welt, Jungfer," sagte der Wirth; „da kann sie ihren Bruder ernähren und noch beylegen. Mach doch den Leutchen zu essen, Mutter." Nettchen und Anton aßen. Das freundliche Gespräch der Leute erheiterte Nettchen wieder; die Prophezeyung des Wirth machte sie muthig. Ihren geliebten Bruder ernähren! Sie sah ihn mit liebestrahlenden Augen an. Die Wirthinn nahm Nettchen mit auf ihre Kammer; Anton hatte eine Streu. Am andern Morgen gingen sie, mit Lebensmitteln von dem Wirthe beladen, weiter. Der Schönheit huldigt jedes Herz.

Heute war Nettchen sehr muthig. Ihren Bruder ernähren! Sie dachte, diese Idee würde ihr Muth geben vor einen Fürsten zu treten. Sie baute schöne, glückliche Luftschlösser mit Anton auf. Vor Freude tanzte sie mehr, als sie ging. Anton machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie ihn ihren Bruder genannt hatte; denn es war verabredet, daß sie sich überall für Mann und Frau ausgeben wollten. Nettchen versprach es aufs neue, und sie gingen weiter. Nettchen berechnete eben: wenn sie in jedem Dorfe so und so viel bekämen, in wie viel Zeit sie dann so viel zusammen haben würden, daß Anton sich ein Bauergütchen kaufen könnte; als sie ein grosses Dorf mit vielen schönen Häusern vor sich sahen. Da ist ein recht großes Dorf! sagte Anton. Nun ging Nettchen sogleich langsamer, und fühlte dieselbe Angstlichkeit, wie das erste Mahl. Doch folgte sie; denn so eben hatte sie ja erst mit ihrem Muthe geprahlt.

Sie standen an einem guten Hause still, und spielten. Ein freundliches Gesichtchen kam ans Fenster, lächelte Nettchen zu, und nöthigte sie in das Haus. Sie traten ein. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren kam zum Vorschein, und hinter ihr ein alter Mann mit einem eben so freundlichen Gesichte. Er setzte Nettchen einen Stuhl hin, und einen für sich darneben. Dann sprach er ein Paar Worte, die Nettchens Vertrauen erhielten, und sie spielte so ziemlich. „Singt Sie auch, mein gutes Kind?" fragte der Alte zutraulich. Ein wenig, antwortete Nettchen. Der Alte bat; sie, doch ein wenig beschämt, räusperte sich eine Zeitlang, und sang endlich: „Ich seh durch Thränenbäche ꝛc."

War es die ähnliche Lage mit Sophien, oder

war es Mitgefühl, das jetzt durch ihre Empfindung der Ängstlichkeit stärker wurde; sie vergoß bey dem letzten Verse Thränen, und konnte nicht endigen. Der alte Mann war gerührt. Er nahm Nettchens Hand, plauderte ihre Heiterkeit wieder zurück, und sie sang nun einige fröhliche Lieder.

„Eine schöne Stimme, Herr Hubert!" rief jetzt ein Mann vor dem Hause, und trat sogleich selbst herein. Mit offnem Munde, mit starren Augen, mit einem Fuß auf der Schwelle blieb er stehen, als er Nettchen erblickte. Es war ein Offizier, der Herr eines Gutes im Dorfe. Herr Hubert brachte einen Stuhl. Der Offizier setzte sich gegen Nettchen über, und flüsterte halb laut dem Alten zu: Halter! ein schönes Mädchen! Nun, Kleine, spiele und sing'! Wo kommt ihr denn her? „Aus dem Schlesischen Gebirge," antwortete Anton. — Wer ist denn er, guter Freund? ist er mit dem Mädchen verwandt? — „Sie ist — meine — meine — Schwester." So! schmunzelte der Offizier, und faßte Nettchen unter das Kinn, um ihr das Gesicht in die Höhe zu heben. Laß dich doch ansehen, schöne Musikantinn!

Nettchen griff den Augenblick aus Angst in die Harfe, und fing ein Allegro an, daß der Offizier zurück fuhr. Anton fiel ein. „Das wäre so was für die Armee, wenn es noch zum Marsch kommen sollte," sagte der Offizier zu Herrn Hubert. Der nickte. „Nun sing' eins, mein Kind!" Nettchen sang ohne aufzusehen, aber sehr unvernehmlich. „Ey, sing' ein Mahl von der Liebe! So ein hübscher Mund muß nichts als von Liebe singen. Nun Mädchen, geschwind! von der Liebe!" — Ich weiß nichts! sagte Nettchen ängstlich.

„Was? du weißt nichts von der Liebe? Komm zu mir, mein Kind; du sollst bald lernen.“ Er stand auf, und umfaßte Nettchen. Sie riß sich los. Der Officier setzte sich wieder. „Gut! gut, Kind! spiele nur. Hör du, Bursche; am Ende des Dorfes auf dem Edelhofe, da wohn' ich. Wenn ihr hier fertig seyd, so kommt zu mir. Ihr könnt beyde die Nacht bey mir bleiben. Da!“ er gab Nettchen ein großes Stück Geld. Sie rührte keine Hand. „Ei so nimm, Jüngferchen, und zimpere nicht.“ Er warf ihr das Geld auf den Schooß, ging und rief noch immer: „na, vergeßt nicht! hinten im Dorfe!“

Kaum war er zur Thüre hinaus, so flog Nettchen mit ängstlichen Blicken auf Anton zu. „Nein, nein, Anton! laß uns gehen!“ Anton nahm die Harfe auf. Er schlang seinen Arm um Nettchen, wie zum Schutz, und eilte zum Hause hinaus, selbst ohne seinem freundlichen Alten Lebewohl zu sagen. Eilig flog Nettchen aus dem Dorfe, nahm einen weiten Umweg um dasselbe, und sah immer ängstlich nach dem Edelhofe. Sie gingen erst langsamer, als sie das Dorf aus dem Gesichte verloren hatten.

Am Abend erreichten sie ein anders Dorf. Man machte ihnen eine Streu, ohne sich zu erkundigen, wer sie wären. Nettchen betrachtete ihr Lager oft mit nachdenkenden Blicken. Anton bat sie leise, sich nicht zu ängstigen. Man ließ sie allein. Sie saß da, den Arm aufgestützt. Anton beruhigte sie. Es gelang seinen Liebkosungen, den Gram aus ihrer Brust zu schmeicheln. Aus dem Gram wurde erst ein stiller Ernst, dann Heiterkeit, dann Lachen, dann ein vertrauliches Geschwätz voll zärtlicher Liebe. Nacht, Einsamkeit, Stille, Ver-

traulichkeit und Liebe verriethen sie. Sie fielen. Wer kann dem Mädchen, als es den andern Morgen da saß, mit bittern Thränen der Furcht, der Reue, der Keuschheit das Vergessen der zärtlichsten Liebe abbüßte — wer kann dem Mädchen sein Mitleid versagen? Sie lächelte, so oft Anton sie ansah; sie ging zu ihm, so oft er, durch ihre Thränen beängstigt, die Stirn auf den Tisch senkte, richtete ihn freundlich auf, streichelte seine Wangen, sah ihn mit freundlichen Augen an; und doch brachen in demselben Augenblick aus den freundlichen Augen Thränen hervor.

Früh flohen sie das Haus, das sie verrathen hatte. Stumm gingen sie neben einander her; ihre Lippen schwiegen; ihre Blicke redeten die allerzärtlichste Liebe, eine Liebe mit einer unsäglich rührenden Empfindung gemischt. Ihre Liebe wurde jetzt die allererhöteste, die allerverfeinertste Zärtlichkeit. Sie verbargen einander den Gram, die Reue, den Kummer, die sie quälten, und sie fanden gewiß einer in des andern Augen ein Lächeln, einen Trost, womit sich ihr wundes Herz erquickte. Anton hörte wohl Nettchens Seufzer, wenn sie bey ihm her ging; er bemerkte wohl ihre Thränen, die sie heimlich von den Augen wischte; er sah, wie gewaltsam das Lächeln war, womit sie seinen Blick bewillkommte; er hörte sehr wohl, wie ihre sanfte Stimme jetzt noch einmahl so sanft wurde, weil ein unterdrückter Ton des Weinens sich hinein mischte. Anfangs quälte er sich bloß darüber; aber endlich mußte er doch auf den Gedanken fallen, Nettchens Gram zu heilen. Auf einmahl hatte er es. Er wollte sich mit Nettchen kopuliren lassen.

Im Gehen überlegte er ganz allein vor sich alle Schwierigkeiten, die man ihm dabey vielleicht

machen würde. Er wußte, daß man nahe Verwandte und Kinder ohne Bewilligung der Ältern nicht kopulirt. Doch er ersann eine leichte Fabel, schmückte sie aus, und wiederlegte schon vorher alle Einwürfe, die man ihm machen könnte. Nettchen sah ihn so tief nachsinnen. Sie versank in ihren Gram. Beyde gingen sprachlos neben einander. Nettchen seufzte, wenn vielleicht Anton eben ein fröhliches Gesicht über seine glückliche Erfindung machte. Zuletzt, als er fertig war, umarmte er Nettchen, und sagte muthig: sey ruhig, mein bestes, liebstes Nettchen! es soll alles gut gehen.

Sie kamen wieder in ein Dorf. Anton brachte Nettchen in die Schenke. Ich komme gleich wieder, flüsterte er ihr freundlich ins Ohr, und ging zu dem Prediger des Ortes. Er fand einen alten, fröhlichen, geselligen Greis, der ihn mit Güte empfing und ihm Muth machte, seine Bitte vorzutragen. „Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Prediger," fing Anton mit dem heitern, gutherzigen, zuversichtlichen Gesicht an, dem man so selten etwas abschlägt. Was ist es, mein Sohn? sagte der katholische Geistliche sehr freundlich. „Ich bin aus Niedersachsen, armer Leute Kind; meine Ältern starben früh." — Wie, mein Sohn? du, so gesund, so stark, mit einem so muntern, feurigen Auge bettelst? — „Davor behüthe mich Gott, Herr Pastor! Nein, ich kann mich wohl nähren. Hören Sie nur. Meine Ältern starben früh, und ich war ohne Beystand. Da nahm ein fremder Musikant mich auf, erzog mich wie sein Kind, lehrte mich Musik, und hatte mich lieb wie seinen Sohn. Das ging gut. Ich wurde groß, und mein Pflegevater sagte mir hundert Mahl, ich sollte seine Tochter heirathen, wenn ich mich gut hielte. Nun starb

mein Pflegevater. Da fanden sich Schulden über Schulden; man nahm der Tochter das Bischen weg, was noch da war, und wir sahen uns Beyde von der ganzen Welt verlassen. Das sind nun zwey Jahre. Da nahm ich das Mädchen, und sie ihre Harfe; wir suchten unser Brot, und spielten im Lande herum. Ich habe das Mädchen lieb, Herr Pastor, sie hat mich lieb, und ich wollte sie wäre meine Frau, da wir doch nun einmahl mit einander leben müssen."

Der alte Mann hörte aufmerksam zu. Er that einige Fragen, und machte einige Schwierigkeiten; aber Antons ehrliches Auge, und seine Art zu erzählen hob sie leicht. Sein herzliches Bitten, seine gerührten Blicke, sein Dringen bestürmten den Prediger. Er versprach ihm die Trauung, und hieß ihn seine Braut hohlen. Mit solcher Freude flog der Olympische Sieger nicht die Laufbahn hinab, dem Siege und dem heiligen Kranze entgegen, wie jetzt Anton gegen die Schenke hinflog. Er wäre vor Entzücken beynahe Nettchen zu Füßen gesunken. Sie ging staunend mit ihm. Auf einem Umwege, den er nahm, unterrichtete er sie von seiner Absicht. Freudig aufschreyend nahm ihn Nettchen in die Arme. Es dauerte lange, ehe sie die Fassung so weit wieder hatte, das sie seine Fabel hören, begreifen und behalten konnte. Endlich hatte sie dieselbe gefaßt, und antwortete ohne zu irren auf alle seine Fragen. Da führte er sie zu dem alten, ehrlichen Pfarrer.

Als der alte Mann das unschuldige Mädchen sah, fingen seine Zweifel ganz an zu verschwinden. Er foderte ihre Nahmen. „Beyde Stahl? Kinder, ihr betrügt mich doch nicht?" Nettchen erröthete, und gerieth in Verwirrung. Anton behielt

doch Fassung genug, um dem Pfarrer ihre Ehrlichkeit zu versichern. Der Pfarrer sah Anton gerade unter die Augen. „Wenn ich euch kopulire, mein Sohn, was ich eigentlich ohne Erlaubnißschein nicht darf, und ihr zeigt meinen Trauschein vor, und es ist nicht alles so, wie ihr mir sagt, so bin ich ein unglücklicher Mann.“ — Anton sagte: Herr Pastor, es ist mir nicht um den Schein; es ist mir um die Trauung zu thun. Behalten Sie den Schein, lieber ehrwürdiger Herr; ich brauche ihn nicht, die Welt eben so wenig. Wer es mir nicht auf das Wort glaubt, daß sie meine Frau ist, mag es lassen. Ich will getraut seyn, um dort die Augen nicht immer voll Thränen zu sehen. Nettchens Augen standen wirklich voll Thränen. Sie ergriff ehrerbiethig des Alten Hand. „Kopuliren Sie uns, Herr Pastor! Ich bin redlich, gewiß ich bin es; aber kopuliren Sie uns, damit ich es bleiben kann.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf. Ein so seltsames Paar hatte er noch nicht gesehen. Er führte sie in die Kirche. Nettchen stand da in glühender Andacht, mit frommen Thränen. Die Trauformel schien die Sünderinn wieder zu entsündigen; die reine Freude der Unschuld, die stolze Zufriedenheit der Tugend vereinigten sich mit der befriedigten Liebe in ihrem Herzen. Ein heiligeres, ein ruhigeres Gesicht hatte der Alte nie gesehen, als Nettchens, da sie sich von den Knien wieder zu ihm erhob, und ihm dankte. Jetzt aber sah sie auf ihren Mann, ihren geliebten Anton, der nun endlich auch vor Gott der Ihrige, ewig der Ihrige war, mit dem Blicke der nun wieder keuschen, der allerzärtlichsten Liebe. Herr! dachte der gute Alte heimlich, und hob seine Blicke gegen den Altar auf: unser Loos muß groß seyn im Himmel;

denn wir entsagen um deinetwillen einem solchen Blick der keuschen Liebe! Er trennte sich unter zärtlichen Wünschen für ihr Glück von den beyden Liebenden, nachdem er ihnen doch den Schein gegeben hatte.

O, rief Nettchen voll inniger Zärtlichkeit: heute, Anton, heute habe ich zum letzten Mahle auf der Welt geweint, es mag mir nun gehen, wie Gott will! Sie blieben die Nacht in dem Dorfe, und die keusche, unschuldige Liebe feyerte hier ihr schönstes Fest.

Einige Tage erhielten die belohnte Liebe, die Zärtlichkeit, der Gedanke ihren besten Wunsch erreicht zu haben das junge Weibchen zufrieden und muthig. Allein sehr bald fühlte sie einen unüberwindlichen Ekel gegen eine Lebensart, die jeden Mann zu berechtigen schien, sie unter die verächtlichsten Weiber zu zählen. Sie waren jetzt in Sachsen, und wagten es nicht mehr, Städte zu betreten, oder auf adeligen Höfen ihren Unterhalt zu suchen. Uiberall verfolgten das junge keusche Weib wollüstige Blicke, freche Anerbiethungen, Gewaltthätigkeiten, oder hämischer, argwöhnischer Spott. Sie spielten nur vor den Thüren der Landleute, oder der Prediger. Vor jedem großen Hause zitterte Nettchen; und trieb der Zufall, oder die Noth sie vor ein solches Haus, so war sie doch nie zu bewegen zu singen, wenn sie auch bey dem ärmern Nachbar eben gesungen hatte.

Ach Anton! sagte sie oft: wie gern wollte ich die Harfe verbrennen, und statt ihrer die Harke oder die Spindel in die Hand nehmen, und Tag und Nacht für dich arbeiten! Es waren die letzten Thränen nicht, die sie vor ihrer Trauung geweint hatte. Sie weinte jetzt eben so bittre Thränen,

nur mehr verborgen; ein mit aller Gewalt verhehlter Gram nagte an ihrem feinen, empfindlichen Herzen. Sie erröthete jedesmahl vor Scham, wenn sie nur ein Dorf erblickte. Das Spielen vor den Thüren hatte ihr so leicht geschienen, als sie die Prager vor ihrem Hause sah; und jetzt wurde es ihrer Schamhaftigkeit, ihrer feinen Seele so schwer. Sie wählte immer die dunkelsten Winkel, wenn sie irgendwo spielte, und schlug nie ihr Auge auf, so lange sie da saß. Und nun dazu die Gewalt, die sie sich anthun mußte, ihrem geliebten Manne den bittern Gram zu verbergen, den ihr liebendes Herz allein zu tragen glaubte, und so gern allein trug! Nettchen war sehr unglücklich.

Anton war es nicht minder. Die zarte Schamhaftigkeit des Weibes fühlte er zwar nicht; aber desto mehr das mächtigere Ehrgefühl. Er fand sich erniedrigt durch seine Lebensart; er schien Nettchen mit sich erniedriget zu haben, und kam sich verächtlich vor. Nettchens verborgene Thränen, Nettchens stiller Gram waren seiner aufmerksamen Liebe nicht entgangen. Er betrachtete sie oft heimlich mit einem finstern Mitleiden, wenn sie es am wenigsten glaubte, und jede Zähre, die er von ihrer Wange fallen sah, drückte ihm einen Dolch in die Brust. Seine Empfindung war eine finstre Wuth, wenn der wollüstige Blick eines Mannes auf Nettchen hing. Oft wenn sie vor einer Zweydeutigkeit zittere, ergriff er die Flöte, um ihr Zittern an dem Spötter zu rächen. Er haßte mit allem Grimm seines Herzens eine Lebensart, die sein geliebtes Weib verächtlich machte. Wie Nettchen, seufzte er heimlich; aber sie sah seinen Kummer nicht.

Oft ließ Anton Nettchen in dem Wirthshause, oder im nahen Gebüsche sitzen, und ging allein mit

der Flöte. Allein der Vortheil war so gering, daß er kaum hätte allein spärlich davon leben können. So oft sie eine größere Summe einnahmen, als sie gebrauchten, wurde ihr Handwerk eingestellt. Nettchen war doch vier und zwanzig Stunden lang heiter, und dann spielte sie ihrem Anton oder den Kindern in dem Wirthshause, wo sie war, mit einer so hohen Freude, daß Anton kein größeres Glück kannte, als Nettchen einen solchen Tag zu machen. Oft saß er und grübelte vor sich über die Möglichkeit eine andere Lebensart treiben zu können. Überall sah er Schwierigkeiten sich ihm entgegensetzen, die er nicht heben konnte. So verhaßt ihm auch sein Gewerbe war, so sann er doch darauf es einträglicher zu machen, ohne Nettchen nöthig zu haben. Er lernte mit einer Leidenschaft, die nur die feurigste Liebe geben konnte, einige Stücke auf der Harfe. Nettchen unterrichtete ihn am Abend, und sie schien in dieser Beschäftigung gleichsam den Gram zu vergessen, den ihr die Harfe machte. Oft sogar fand sich, wenn sie ihn auf die Finger schlug, die nicht schnell genug waren, eine Spur jenes reitzenden Muthwillens wieder, der ihre erste Jugend so glücklich machte. Ach, diesen Muthwillen gab ihr nur die Freude, daß sie doch etwas anders that, als öffentlich vor den Blicken der Menschen spielen. Anton lernte mit solchem Eifer, daß er sogar mit ihr zu tändeln vergaß, wenn er die Harfe in Händen hatte.

Jetzt konnte er einige Lieder spielen. Nun schlich er sich einmahl heimlich von Nettchen, nahm ihre Harfe mit, spielte, und sang mit seinem schönen Tenor dazu. Der Einfall glückte. Er bekam soviel, daß er Nettchen ernähren konnte. Mit thränenden Augen kehrte er am Abend zurück, zählte

Nettchen seine kleine Baarschaft in den Schooß, und erklärte nun, daß er künftig allein gehen wollte. O welche himmlische Tage weiß die Liebe mitten im Elende auszutheilen! Nettchen sprang voll Freude auf, flog in seine Arme, preßte ihn an sich, und rief mit dem Accente der dankbaren Liebe: Anton, das belohne dir Gott! ich kann es nicht, und wenn ich für dich stürbe!

Nettchen schaffte eine Spindel an. Wenn Anton des Morgens ausging, so begleitete sie ihn bis vor das Dorf. Dann entließ sie ihn mit einem frommen Kusse, kehrte zurück, und spann so emsig, als ob aus dem Garne ihre Glückseligkeit gewebt werden sollte. Abends lief sie ihrem Manne entgegen, und empfing ihn mit einem Kusse. Nun verschwand sein Haß gegen seine Lebensart; denn Nettchen war heiter. Er zählte ihr seinen Schatz in den Schooß, und sie zeigte ihm die volle Spindel. Sie hatten ihren Himmel wieder: sie waren glücklich.

Schon seit einigen Tagen schlich Nettchen unruhig um Anton her. Sie war anders, sie war zärtlicher, inniger als sonst; Oft sah sie ihn mit einem Blicke voll solcher unendlich zärtlichen Freude und zugleich solcher Unruhe ins Auge, daß er besorgt wurde. In einer höchst vertraulichen Stunde flüsterte sie ihm erröthend ins Ohr: „ich bin schwanger, Anton.“ Ihre Wirthinn hatte sie über ihren Zustand belehrt. Anton taumelte vor Freude; jetzt hätten sie ihr Glück nicht um Kronen dahin gegeben. Aller Kummer war vergessen, aller Gram aus der sorgenfreyen Brust verscheucht. Antons Entzücken war ohne Maß. Ungern trennte er sich jetzt von Nettchen; früher kehrte er zu ihr zurück, und ihr einziges Gespräch war jetzt die glückliche

Stun-

Stunde, die Nettchen zur Mutter machen sollte. Diese Stunde kam früher als sie dachten; später als sie wünschten.

Ihr Nothpfenning, Lindts Geschenk, ging über die Hälfte bey Nettchens Kindbette auf. Anton hielt seinen Sohn auf den zitternden Händen, und zeigte ihn der fröhlichen Mutter. Neue Freuden der Häuslichkeit verschönerten ihr Leben. Da saß Nettchen, den Säugling an den schönen Busen drückend; neben ihr Anton, in den Anblick mit liebetrunkenen Augen verloren. Mußte er die beyden Geliebten verlassen, so kam nicht eher wieder Ruhe in sein Herz, als bis er die Hütte sah, in der sie waren. Nettchen ließ den Knaben so lange auf ihrem Schooße schlafen, bis Anton kam und mit ihr das freudige Geschäft, das Kind auf das Bett zu legen, theilen konnte. Ihre Liebe wurde durch die Liebe gegen das Kind vermehrt, und ihre Glückseligkeit vollkommen gemacht.

Bald aber kehrte eine kleine Sorge wieder ein. Antons Verdienst reichte jetzt nicht mehr zu, Mutter und Kind zu nähren. Lindts Geschenk nahm immer mehr ab, und Nettchen betrachtete, so oft sie ein Goldstück aus dem grünen Beutel langte, voll Sorge den kleinen Rest, warf dann einen redenden Blick auf Anton, dann einen ängstlichen auf das Kind. Früh Morgens ging Anton aus, spät erst kam er wieder. Er aß oft nichts als trocknes Brot, und trank Wasser, um nur sein Geld mit zu Hause zu bringen; und dennoch wollte es nicht zureichen. Die zärtliche Sorge der Ältern für das Kind war zu kostbar für Antons Verdienst. Schon standen wieder Thränen auf Nettchens Wangen. Oft fand sie Anton, die Brust, an der sein Sohn hing, mit hellen Thränen bedeckt. Jetzt be-

kam ihr Gram Worte; denn er betraf nicht mehr sie, sondern ihr Kind. Anton tröstete Nettchen mit einer besseren Zukunft, an die er selbst nicht glaubte.

Eines Tages, da Nettchen in seinen Armen hing, und klagte, er sie tröstete, und dießmahl der Trost ihre Klage nicht stillen konnte, sagte Anton: Liebes Weib, ich thue was ich vermag. Das Übrige steht nicht in meiner Gewalt. Man kann ruhig seyn, wenn man den Trost hat, alles Mögliche gethan zu haben. Er wendete sich dann mit einem traurigen Blicke ab. Nettchen versank in sich. Sie konnte nicht läugnen, Anton that, was in seinen Kräften stand. Auf einmahl fiel ihr ein, ob auch sie thäte, was sie könnte; und mit Schrecken sah sie, nein. Sie saß eine Stunde an dem Lager des schlafenden Knaben; dann stand sie auf, umfaßte den geliebten Mann, der von Zeit zu Zeit zärtliche Blicke auf sie geheftet hatte, und sagte mit muthiger Stimme: „Sey ruhig, Anton! wir thun Unrecht zu klagen, wenn wir helfen können!" Sie war heiter; sogleich war es Anton mit, und Nettchen schlummerte ruhig an seinem Busen ein.

Am andern Morgen zog sie sich früh an, nahm das Kind auf den Arm, steckte Antons Flöte ein, und ging mit ihm. Draußen vor dem Dorfe blieb er stehen, um ihr Lebewohl zu sagen. Ich gehe mit dir, sagte sie lächelnd. Auf dem nächsten Dorfe trieb sie selbst Anton, auf das adelige Gut zu gehen. Sie nahm die Harfe, setzte sich, und sang mit allem dem Muthe, den die zärtlichste Mutterliebe und der feste Entschluß einhauchen konnten. Nachdem ihre schöne Stimme die Herrschaft herangelockt hatte; (ihr Sohn saß neben ihr auf den Boden, und sie warf von Zeit zu Zeit lächelnde, zärtliche Blicke auf das Kind,

um ihrem Muth zu stärken); fing sie an das Vorspiel von einem Liede zu machen, das Anton kurz vorher zu ihrem Geburtstage gedichtet hatte. Anton war durch die Abänderungen in manchen Liedern, die er seinem Gefühle der Keuschheit zu Gefallen machte, Dichter geworden. Er sang dieß Lied am Morgen von Nettchens Geburtstage ihr vor, und fröhliche Thränen und eine reine Heiterkeit den Tag über waren seine Belohnung. Anton konnte mit den ersten Noten dieses Liedes Nettchen aus dem tiefsten Grame erwecken. Sie selbst sang es nie ohne Freudenthränen. Das Lied fing sie jetzt an. Freudig fiel Anton mit der Flöte ein. Die Zuhörer wurden gerührt, ob sie gleich das Lied nicht zur Hälfte verstanden; denn Nettchen sang es mit dem ganzen Gefühle ihres Herzens, und heiße Thränen begleiteten es. So hieß das Lied, das eine sehr einfache Melodie hatte.

Die Liebe lehrt in dunkeln Kummertagen,
Wenn jeder Trost, wenn jede Hoffnung weicht,
Des Lebens Last, so schwer sie drücket, tragen;
Sie macht die Last, sie macht die Bürde leicht:
Drum trag' ich meine Last mit fröhlichem Gesicht;
Denn rettungslos läßt treue Liebe nicht.

Man trennte uns, die Liebe schuf uns Wege;
Sie eilete der Sonne trägen Lauf;
Sie pflanzt' und zog mit treuer Mutterpflege
Den Fliederbaum vor deinem Fenster auf:
Drum sorg ich nicht, wenn mir ein Ausgang auch gebricht;
Denn rettungslos läßt treue Liebe nicht.

Die Liebe half uns über Fels und Hügel;
Durch sie war uns in dunkler Nacht nicht bang;
Sie schaffte uns an tiefen Schlünden Flügel,
Und ebnete den rauhen Klippengang:
Drum folg' ich künftig gern der Liebe sicherm Licht;
Denn rettungslos läßt treue Liebe nicht.

Sie gab uns Muth vor der Paläste Thüren,
Mit Flötenklang, mit unsrer Harfe Ton,
Mit unserm Gram des Reichen Herz zu rühren:
Wir thatens gern, für unsrer Liebe Sohn.
Sie spotten unsrer zwar; doch es ist unsre Pflicht,
Und rettungslos läßt treue Liebe nicht.

Sie macht uns ja die bangen Aeltern sorgen
Durch unsers Sohns geliebtes Lächeln leicht;
Sie sorgt für jetzt, und gibt gewiß für morgen
Die Hoffnung, die dem Gram so bald entfleucht.
Drum fasse Hoffnung nur, o Herz, und zage nicht;
Denn rettungslos läßt treue Liebe nicht.

Sie führte uns durch unsre Kinderzeiten
So froh bis jetzt den Lebensweg hinab,
Und immer wird sie treulich uns begleiten;
Sie folgt uns selbst ins stille heilge Grab.
Drum sorg' ich auch nicht dann, selbst wenn das Herz mir bricht;
Denn rettungslos läßt treue Liebe nicht.

Die Zuhörer warfen erstaunte Blicke auf Anton und Nettchen, auf das Kind. Man fragte nach ihren Schicksalen, die man aus dem Liede sehr seltsam vermuthete. Nettchen antwortete nur halb. Man ließ sich das Lied vorsagen, man schrieb es auf, und belohnte die beyden Liebenden

reichlich. Neugier und Wundersucht thun mehr als Mitleiden. So trieben sie die erste Lebensart wieder, und hatten wieder reichlichen Unterhalt. Die Liebe zu dem Kinde erhielt Nettchen wirklich den Muth auszudauern. Wohin sie kam, erregte sie Mitleiden und Bewunderung. Antons Lied verfehlte nie das Interesse der Zuhörer. Aber noch öfter erregte das junge reitzende Weib die Begierden reicher Wollüstlinge. Man hielt ihre Keuschheit für eine zögernde Buhlerey; man trug sich sogar mit Geschichtchen auf Rechnung ihrer Tugend, und sie traf wohl auf dummdreiste Wollüstlinge, die so wenig an Tugend glaubten, daß sie ihr lachend diese Verläumdungen vorwarfen.

Nettchen zitterte vor der Bosheit der Menschen; aber sie stellte sich, als ob sie dieselbe verachtete. Sie trug die brennenden Pfeile ihrer gekränkten Tugend im Innern ihrer Seele. Ein Blick auf ihr hülfloses Kind gab ihr den Muth neuen Kränkungen entgegen zu gehen; allein das Mutterherz gab ihr nicht den Muth, sie gleichgültig zu ertragen. Sie zitterte vor jedem Morgen, der sie an ihr Geschäft rief. Ein stürmischer Tag, den sie mit Anton und ihrem Kinde in der kleinsten Hütte zubrachte, war ihr ein Festtag. Der geheime Kummer, den selbst Anton nicht mehr merkte, nagte ganz leise an ihrem Innern, an den feinsten Theilen ihrer empfindlichen Seele. Die fröhliche, frische Farbe schwand von ihren Wangen und Lippen; die Augen verloren den lachenden Muthwillen, ihre Gestalt das Runde der Zufriedenheit. Sie war noch schön; vielleicht jetzt schöner als je. Die sanfte Blässe ihres Gesichtes, das blasse Roth ihrer Lippen, das schmachtende, das Kummervolle in ihren Blicken, mit der Unschuld

vereinigt, die auch jedem auffiel; das schöne längliche Oval, zu dem ihr Gesicht sich formte, die schlankere Gestalt, das Sanfte in ihren Bewegungen, das Leise in ihrer reinen Stimme — gaben ihr jetzt ein unwiderstehliches Interesse. Sie trug etwas Überirdisches an sich, das sogleich bey ihrem Anblick in jedes Herz ein geheimes Mitleiden flößte. Man fühlte bey dem ersten Blicke auf sie, daß sie nicht glücklich war; allein kein Herz hätte sich geweigert ihren Gram mit ihr zu theilen, so schön ließ er ihr.

Anton sah sie langsam dahin welken, und welkte mit ihr, wie der Epheu an dem sterbenden Baume, den er umschlingt, mit stirbt. Ihre fröhlichen Gespräche voll Zufriedenheit waren jetzt sanfte Unterredungen voll einer wehmüthigen Zärtlichkeit geworden. Ihr heiteres Lachen wurde zu dem rührenden Lächeln, dem nur eine Thräne fehlt, um eine stille Trauer zu heißen. Ihre scherzenden Neckereyen hatten sich in eine stille Freundlichkeit verwandelt. Nettchen hielt ihr Kind auf dem Schooße; Anton saß neben ihr, und hatte sie umfaßt. Jetzt lächelte sie dem Kinde zu, und drückte es an dem mütterlichen Busen; dann warf sie auf Anton einen zärtlichen, sanften Blick. Aber Beyde redeten nicht. Sie saßen so Stunden lang, bis die stumme Zärtlichkeit ihre Augen sanft benetzte. Dann trat Anton ans Fenster, um seine Thränen zu verbergen.

Mehr als sonst redete Nettchen jetzt von Brombach, von ihren Ältern, von ihren fröhlichen Kinderjahren, von ihren Spielen. Ach! sie redete davon immer mit Thränen in den leuchtenden Augen. Anton sah mehr als zu deutlich, daß in Nettchens Brust der Wunsch arbeitete, dahin zurück zu keh-

ren. Doch äußerte sie den Wunsch nie. Nettchen, sagte Anton ein Mahl in einem solchen Gespräche mit großer zärtlicher Bewegung: Nettchen, nicht wahr? jetzt verließest du nicht noch ein Mahl mit mir dein glückliches Dorf? Da schlang Nettchen ihre Arme fest um seinen Nacken. Ja, Anton! rief sie: so lieb mir das Kinderleben ist; ich ginge noch tausend Mahl mit dir. Die Frage ihres Mannes hatte sie jetzt noch mehr auf sich selbst beschränkt. Sie sprach nicht mehr so oft von Brombach als sonst; allein sie beschäftigte sich desto mehr damit vor sich selbst.

Eines Tages kam Anton früher zurück als sonst. Er hörte Nettchen eine fremde Melodie spielen, und horchte. Sie fing mit einer unendlich rührenden Stimme an diese Worte zu singen, die sie in ihren heimlichen Stunden endlich gemacht hatte!

Wie glücklich war ich in den Kinderstunden!
Kehrt wieder! Euer schönes Bild erquickt.
O tröstet mich! o, seyd nicht ganz verschwunden,
Wenn mir ins Herz der Gram die Pfeile drückt.
Doch klag' ich nicht: leicht ist des Todes Schmerz;
Denn Zärtlichkeit und Liebe bricht mein Herz.

O könnt' ich doch auf jenen grünen Höhen
Noch ein Mahl Kind, noch ein Mahl fröhlich seyn!
O dürft' ich euch noch ein Mahl wieder sehen;
Ich würde mich zum letzten Mahle freun.
Doch klag ich nicht: leicht ist des Todes Schmerz;
Denn Zärtlichkeit und Liebe bricht mein Herz.

So lebt denn wohl, ihr Wälder, Thäler, Höhen,
Du stilles Dorf, wo ich so glücklich war!

Und gib mir nur, Geschick, laß dich erflehen,
Dort nur ein Grab, wo ich so glücklich war!
Dann klag' ich nicht: leicht ist des Todes Schmerz;
Denn Zärtlichkeit und Liebe bricht mein Herz.

Da riß Anton die Thür auf, und rief schluchzend: Nettchen, wir wollen sie wiedersehen. Nimm dein Kind, und komm! Freudig nahm Nettchen ihren Sohn auf den Arm, und sie gingen den Weg nach Schlesien zu. Anton hatte seinen Entschluß gefaßt; aber er sagte ihn Nettchen nicht. Er wollte ihrer Seele nicht mit vergeblichen Hoffnungen schmeicheln. Auf dem ganzen Wege redete er von nichts Bestimmten. Endlich sahen sie von Weitem schon das blaue Riesengebirge. Nettchens heitere Blicke sagten ihm willkommen. Sie zeigte Anton die Spitze, unter der ihr Dorf lag. Sie schalt mit dem Abend, daß er ihr das theure Gebirge entzog, mit dem Morgennebel der es ihr noch verbarg; und doch wurde sie, je näher sie kam, desto ängstlicher. Ach, Anton! sagte sie zehn Mahl in einer Stunde; wenn man uns erkennte! Anton versicherte ihr, daß sie ganz unkenntlich geworden wäre; und in der That war sie das. Immer näher rückte das Gebirge, und Nettchens Freude wurde immer ängstlicher. Die lezte Nacht waren sie noch eine Meile von Brombach.

Am andern Morgen näherten sie sich dem Dorfe. Nettchens Auge wurde nicht trocken „Sieh, Anton, das ist der Hügel, auf dem du standest, als ich von Lindt weg lief." Unmöglich konnten sie vorüber gehen. Sie stiegen beyde hinauf, und hier hohlte Anton noch ein Mahl seinen Ring hervor, betrachtete ihn mit nassen Augen, und sag-

te zu Nettchen: sieh, Nettchen, so weit hat uns dieser Ring und deine Liebe gebracht, daß wir hier vor dem Dorfe sitzen, wo unsere Ältern wohnen, und das Herz nicht haben hinein zu gehn! Nettchen, liebes Nettchen, ich bitte dich, sey aufrichtig, hast du es je in einer Stunde bereuet, daß du mir folgtest? — Sie lehnte sich an seine Brust. „Nein, Anton, sagte sie höchst zärtlich, nein! Sieh, ich will auch Brombach nicht wiedersehen, ich will dir folgen, und wenn du mich von hier in das Grab bringst." — Nein, Nettchen, du sollst Brombach wiedersehen: nur will ich erst versuchen, ob mich niemand kennt." Er stand auf, und Nettchen mit ihm. Lange lag sie in seinen Armen. Wünsche, Ahndungen erschütterten sie. Ach, gern hätte sie ihm gesagt, ihre Mutter werde vielleicht versöhnt seyn, wenn sie ihre Thränen sähe. Sie schwieg; sie wollte ihren Mann die Heftigkeit ihres Wunsches nicht merken lassen.

Anton ging den Hügel hinunter; Nettchen setzte sich mit ihrem Kinde in die Gebüsche, und harrte mit ängstlichen Herzensschlägen auf seine Zurückkunft. Als Anton in das Dorf trat, flog sein Auge betend gen Himmel. Sein Gesicht glühete, sein Herz schlug. Jetzt ging er über den Bach. Da lag seines Vaters Haus. Sein treuer Begleiter, der Hund, lief vor ihm her, kam zurück, und war der erste an dem Hause. Der treue Fliederbaum stand noch vor Nettchens Fenster. Entschlossen, rasch, trat er in Nettchens Haus, öffnete die Stubenthür, und stand vor Nettchens Mutter. Sie kannte ihn nicht.

Ich bin Anton, Mutter! fing er an. Kaum waren die Worte hervor, so sprang die alte Frau mit einem Freudengeschrey auf, und rief: Nett-

chen! Nettchen! mein Kind! Sie schoß bey ihm zum Zimmer hinaus vor die Thür, und rief: Nettchen! Nettchen! Eben so rasch stürzten Antons Ältern aus dem Hause mit dem lauten Freudengeschrey: Anton! Anton! Der treue Fidel hatte Antons Ankunft verrathen. Er lief in das Haus, und sprang freundlich an dem Schulzen in die Höhe. Anton ist da! rief der alte Mann, und stürzte zum Hause hinaus.

Anton lag in seines Vaters und seiner Mutter Armen, mit Küssen, mit Vorwürfen, mit Liebkosungen überströmmt. Wo ist mein Kind, wo ist mein Nettchen? rief die Mutter, und rieß Anton aus den Armen seiner Ältern. Soll sie meine Frau bleiben, Mutter? fragte Anton. Ja, Herzens-Anton! rief die freudige Frau; wo ist sie? Anton sagte: ich will sie hohlen; und eilte weg. Laut schreyend folgten ihm die vier Alten. Die Freude sie wieder zu finden, trieb sie so schnell, wie Anton die Freude der Aussöhnung. Alle Menschen traten in die Thüren, sahen die vier Ältern eins um das andere vor Freude weinen, und Nettchen, und Anton rufen. Alles folgte den Ältern nach. Der Lärmen lockte den Prediger vor die Thür. Nettchen! Anton! das hörte er rufen. Er eilte, so schnell er konnte hinter her, und fragte: sind sie da? Niemand antwortete.

Nettchens Blicke waren auf den Weg in das Dorf geheftet. Sie sah Anton, sie sah ihre Ältern, und hielt sich nicht mehr. Sie flog den Hügel hinunter, und sank ihrer Mutter zu Füßen. „O meine Mutter!" das war alles, was ihr Herz zu sagen vermochte.

Ihre Mutter kniete zu ihr, drückte sie an ihre Brust, benetzte sie mit ihren Thränen, und stam-

melte einzelne Worte ohne Zusammenhang. Anton riß sich los, flog auf den Hügel, hob seinen Sohn von der Erde auf, und brachte ihn Nettchens Mutter. Sie sah ihn nicht an. Endlich legte er ihn auf Nettchens Arme, und jetzt erst nahm sie ihren Enkel als ihrer Tochter Geschenk. Zuletzt verschafften sich auch die sanfteren Empfindungen Gehör. Der Prediger reichte Nettchen die Hand, und nun gingen alle nach Nettchens Hause. Die Versöhnung zwischen Schulzens und Nettchens Mutter war durch die Kinder geschlossen. Alle saßen da in einem heiteren Kreise, und redeten vor Freude auf ein Mahl.

Nun erkundigte sich die Mutter, wovon sie gelebt hätten. Als Nettchen sagte: von Singen und Spielen vor den Thüren; schrie die Mutter laut vor Schmerz: Ach du lieber Gott! das ist aus meinem Kinde geworden! eine herumziehende Harfeniſtinn! Sie hob die Hand auf, um die Harfe zu zerschlagen und das Andenken an ihrer Tochter Schande zu vertilgen. Nettchen rettete die nährende Harfe. Endlich erhielt auch Anton von der Mutter völlige Verzeihung; Nettchens Bitten gaben sie ihm. Alles war fröhlich.

Bornemann trat zu Lindt in das Zimmer. Sie haben genug gebüßt, Lindt, sagte er; seyn Sie von jetzt an heiter. Nettchen und ihr Geliebter sind in Brombach, und, was noch mehr sagen will, glücklich. Lindt sprang auf. Da? rief er; und beyde glücklich? Er eilte nach Brombach. Eine neue Szene voll Zärtlichkeit und Freundschaft. Nettchen erzählte dem Herrn von Lindt ihr Schicksal, ihre Thränen, ihren Kummer, den selbst die zärtlichste Liebe nicht heben konnte. O wie unglücklich, rief Lindt, hat sie meine Leidenschaft

gemacht! wie unglücklich hätten Sie werden können!

Er blieb einige Tage in Brombach, und Anton war nicht mehr eifersüchtig. Es war kurz vor seiner Abreise nach Westphalen. Bornemann vermittelte zwischen Anton und Lindt einen Kontrakt, nach welchem jener Lindts Gut im Gebirge sehr vortheilhaft pachtete. Anton war nach den Bedingungen Herr desselben. Lindt reiste endlich nach Westphalen ab, und Anton zog mit Nettchen auf das Gut. Jetzt stand sie mit dem geliebten Anton auf eben dem Balkon, wo sie vor zwey Jahnen mit ganz anderen Empfindungen gestanden hatte. Sie betrachtete sich selbst, betrachtete Anton in seinem besseren Anzuge, und warf lachende Blicke durch die schönen Zimmer, deren Thüren alle geöffnet waren, und die sie einst als die gute gnädige Frau hatte bewohnen sollen. Ach, Anton! sagte sie, und lehnte ihre Wangen an seine Brust: man kann doch auch bey der treuesten und zärtlichsten Liebe recht unglücklich seyn! Ja, sagte Anton; aber ohne Liebe doch mitten im Reichthum nicht glücklich! — O das hab' ich hier ehedem gefühlt, antwortete Nettchen; und wenn es seyn müßte, ich liefe noch ein Mahl mit dir davon, und weinte mich mit dir ins Grab!

Idda von Tokenburg,

oder

die Stärke der Eifersucht.

Du weinst, Julie?

„Ich, liebe Mutter? Daß ich nicht wüßte! Die rauhe Luft" —

Kann das Auge rothmachen, aber doch keine Thränen hervorbringen; und hier in jedem Grübchen deiner Wangen noch eine. Liebe Julie, soll ich nicht Fragen — ?

„Thränen, Mütterchen, die Mädchen weinen, sind ohne Bedeutung."

Auch die, welche die verschmähete Liebe, oder das gemißhandelte Herz weint?

„O, liebe, liebe Mutter, Sie sind hart. Ja denn; ich habe Thränen über Grubenthals Liebe oder Eifersucht vergossen. Muß die Liebe immer lächeln? Haben Sie nicht selbst oft gesagt, daß wir Mädchen uns früh an den Gedanken gewöhnen sollten, daß die Liebe, wie alles auf der Erde, aus Kummer und Freude besteht? Sehen Sie, ich gewöhne mich."

Du witzelst sehr zur Unzeit über dein Schicksal, mein Kind, und ich seye ihn mit kummer-

vollen Blicken entgegen. Glaube mir, mit sehr kummervollen Blicken! — Die Majorinn von Erlach ergriff bey diesen Worten die Hand ihrer Tochter, und drückte sie an ihr Herz.

„Mit kummervollen Blicken, meine gute Mutter? Sie sind wohl zu besorgt."

Soll ich nicht sorgen, wenn ich sehe, daß deine Liebe nichts kann als dein heiteres Auge mit Thränen füllen, nichts kann als dein fröhliches Herz zu Seufzern zwingen? Eine Liebe, die schon so früh Thränen gebiert, gibt ihrer Natur kein gutes Zeugniß. Komm her Julie. Erzähle mir, worüber du weintest.

„Sie kennen ja Grubenthals Eiferschüteleyen. Eine Kleinigkeit, gewiß nichts weiter. Sie ist freylich nicht einer Thräne werth, die mein Herz, bloß weil es zu voll war, darüber vergoß. Man ist eitel Mütterchen. Ein Auge voll Thränen ist dem Liebhaber immer ein interessanter Anblick; und wer würde nicht gern interessant?"

Grubenthal ist ja aber schon seit einer Stunde fort; und mir ist dein Auge voll Thränen, ich versichere dich, nicht das Interessanteste an dir. Sag mir doch die Kleinigkeit.

„Sie werden lachen, Mütterchen; aber die Liebe saugt Gift aus allem, was sie sieht."

Das ist eine Seite an der Liebe, die ich nicht kannte. Die Liebe fände selbst in der Hölle den Himmel: das hab' ich wohl gehört.

„Recht, Mutter! und sollte sie sich erst die Hölle dazu schaffen, um den Himmel darinn zu finden. Das mein ich eben."

Dein Eingang ist sehr weitläuftig. So laß doch hören, welche Hölle er erst schuf.

„Sehen Sie, Mütterchen, Sie wissen, welchen Antheil ich an unserm Gärtner nehme, seit ihn Barbe mit ihrer kühnen und zärtlichen Liebe von den Soldaten wieder losbettelte. So oft ich ihn sehe, muß er mir erzählen, wie Barbe vor dem harten Obersten auf die Knie fällt, Thränen vergießt, redet, als ob ihr die Engel die Worte eingäben, bis der Oberste, die Offiziere, die Soldaten in Thränen schwimmen, und ihr ihre Bitte nicht abschlagen können. Sehen Sie, ich mag das gar gern von Anton erzählen hören, wie sie ihn von der Hauptwache hohlen, wie er nicht daran denkt, was er seinem Obersten schuldig ist, bey Barben auf die Knie niedersinkt, sie in seine Arme schließt, seine Thränen in die ihrige mischt, und dann wie er hört, daß er frey ist, ohne Besinnung dahin schlägt und unter Barbens Küssen wieder erwacht. Da steh' ich nun heute bey Anton und Barben, und lasse mir erzählen. Barbe wird gerufen. Ich bleibe bey dem Gärtner noch eine Weile. Er erzählt mir, wie zärtlich lieb er Barben jetzt hat. Das höre ich mit großer Freude an. Ich verspreche ihm, Pathe bey seinem Kinde zu werden, wenn er Vater wird. Anton küßt mir aus Dankbarkeit die Hand. In dem Augenblicke tritt Grubenthal aus dem Laubengange, und erblickt mich. Ich eile ihm entgegen und nun — Sie wissen, wie zärtlich er mich liebt, und wie eifersüchtig er darum ist."

Darum, Julie? weil er dich zärtlich liebt? Das kann wohl deine Meinung nicht seyn! Warum vergossest du denn Thränen, wenn seine Eifersucht ein Beweis seiner zärtlichen Liebe ist? Soll ich dir sagen, warum du weintest, weil du dich gekränkt fühltest, daß ein Mann, der dich kennen

sollte, dich mit einem gemeinen Menschen in Verdacht hat.

„Ja, ich gestehe Ihnen, liebe Mutter, es verdroß mich doch ein wenig. Aber man muß der Eifersucht und der Liebe viel vergeben, und ich bin vergnügt, daß ich es kann."

Der Eifersucht und der Liebe? gehören diese beyden Empfindungen etwa nicht vor dem Richterstuhl der Vernunft? oder möchtest du sie nicht beurtheilen, weil du zu sinnlich bist?

„Ich verstehe Sie nicht, Mütterchen."

Komm, setze dich zu mir, Julie. So! Und nun, Julie, ich bite dich antworte mir was du denkst. Was meinst du, was Liebe sey?

„Ja, liebste Mutter, ich soll antworten, und weiß nichts. Die Liebe ist Fausts Zaubermantel."

Mädchen, scherze so viel du willst, du wirst doch wenigstens die Fäden kennen, aus denen dieser Zaubermantel gewebt ist. Du liebst mich, du liebst Grubenthal: diese Liebe ähnelt sich doch in irgend etwas. Warum liebst du mich?

„Nun ja; weil Sie gut sind, weil Sie mir wohlthun, weil Sie mich lieben, weil ich in Ihrer Gesellschaft glücklich bin, weil — Aus tausend Ursachen lieb' ich Sie."

Warum liebst du unsern alten Prediger?

„Weil er ein so ehrwürdiger Mann, weil er so gut, so wohlthätig ist; allein" —

Noch kein Aber, mein Kind. Betrachte nur alle die Menschen, die du mehr oder minder liebst; du liebst sie, weil sie irgend eine Vollkommenheit haben, die dir oder andern Menschen wohlthätig ist. Diese Liebe ist unsere moralische Natur, das köstlichste Geschenk, das die Gottheit den Menschen

schen verleihen konnte. Liebst du Grubenthal auch so?

„Natürlich Mütterchen. So lieb' ich ihn, weil er ein edler Mann, ein großmüthiger Mann ist; weil er tausend gute Eigenschaften besitzt, die andere Männer nicht haben; weil" —

Halt! schon genug. Glaubst du, daß er besser, großmüthiger, gütiger, weiser, gebildeter ist, als unser alter, ehrwürdiger Prediger?

„Das ist eine lustige Frage! Da sollt' ich wohl den alten Prediger mehr lieben als" —

Hab' ich das gesagt, Julie? Warum aber liebst du Grubenthal mehr als den Prediger?

„Sehen Sie, da ist die Liebe nun wieder des Doktors Zaubermantel, von dem ich nichts begreife."

Bis auf die Fäden, aus denen er gewebt ist. Vergleiche des Alten Gestalt mit Grubenthals Gestalt, sein mattes, erloschnes Auge mit Grubenthals feurigen Blicken, des Greises Gang mit Grubenthals Gange. Oder ist der Körper auf deiner Rechnung gar nichts?

„Ich schäme mich immer, wenn ich dazu Ja sagen soll; aber doch, Mutter, Ihnen darf ichs ja sagen. Sie werden mich nicht verrathen. Grubenthal ist ein schöner Mann."

Und sicher, wenn Julie ihre künftige Glückseligkeit berechnet, so hat der Gedanke, in seinen Armen zu liegen, an seiner Seite zu gehen, von seinen Lippen geküßt zu werden, eben so viel Antheil an ihrer Freude, als die Hoffnung auf seine guten Eigenschaften.

„O liebe Mutter, ich bitte, sagen Sie nichts mehr! Sie machen mich schamroth."

Nun aber, nennst du das auch Liebe, meine Julie?

„Darf ich das nicht? Ich bin ganz verwirrt. Ist das nicht Liebe?"

O ja, mein Kind, es ist Liebe; und eben der Zaubermantel, von dessen Wirkung man nichts versteht. Denn begreifst du, warum eine volle Wange reitzender ist als eine welke? eine schöne Röthe reitzender als eine blasse Farbe? die Jugend mehr als das Alter? Kannst du eigentlich sagen, daß du den Knochen, der so oder so geformt ist, da er doch die Ursache des schönen Gesichts, der schönen Gestalt ist? Das kannst du nicht. Es gibt eine unbekannte Kraft der Natur, die dich wie alle Menschen zu der Jugend, zu der Schönheit mit unwiderstehlicher Gewalt hinreißt. Nenne diese Liebe körperliche Liebe, oder Sinnlichkeit, wie du willst, oder Geschlechtstrieb, oder Instinkt. Der Nahme thut nichts zur Sache. Dieser Trieb ist aber so mächtig, wie jeder andre natürliche Trieb des Menschen, und gerade eben so wohlthätig. Allein möchtest du diesem mächtigen, sinnlichen Triebe allein Grubenthals Liebe verdanken? möchtest du, daß alles, was er gegen dich fühlte, nichts als dieser mächtige Trieb der Sinnlichkeit wäre? Möchtest du selbst zur Vertheidigung deiner eignen Liebe gegen ihn nichts weiter zu sagen haben, als: ich liebe ihn, weil er ein Mann, weil er nicht meines Geschlechtes ist?

„Um des Himmels willen nicht, Mutter! Wie können Sie die Frage thun!"

Weil Julie vorhin glaubte, man könnte die Liebe nicht vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen; noch mehr, weil Julie in der That noch nicht ernsthaft über ihre Liebe gedacht hat, noch

nicht weiß, ob ihre, ob Grubenthals Liebe Sinnlichkeit oder ihre bessere moralische Natur, Liebe zum Vollkommnen ist, mit Sinnlichkeit gemischt.

„Ich hätte nicht darüber nachgedacht? Ich bitte um Vergebung, Mama. Das hab' ich sehr oft." —

Wie jedes junge Mädchen, dem der Geliebte das Ideal der Vollkommenheit ist, weil ihr Herz es sagt, und sie den Ausspruch ihres Herzens für das Urtheil ihres Verstandes hält. Laß doch hören, Kind, ob du darüber gedacht hast. Veranlassung dazu hattest du genug; denn ich war immer gegen deine Verbindung mit Grubenthal. Das allein hätte dich sehr ernsthaft machen sollen. Aber das bey Seite. Dein Vater bewilligt sie, du wünschest sie, und ich gebe nach, sobald du mich überzeugen kannst, daß Grubenthal dich wirklich schätzt, um dich ewig lieben zu können. Er ist eifersüchtig auf dich. Bin ich das je auf dich gewesen?

„Sie, liebe Mutter? Welche Frage! Sie auf mich? Sie scherzen."

Meinst du nicht, daß es möglich wäre? Erinnere dich deiner Tante, der Äbtissinn in Fischingen. Sie machte mir mit ihrer Liebe, mit ihrem Vertrauen den ersten Rang in deinem Herzen streitig. Ich wurde in der That eifersüchtig auf meine Schwester.

„O liebe Mutter, wie hätt' ich je vergessen können, was ich Ihnen schuldig bin! wie" —

Davon ein ander Mahl, Julie. Genug ich war eifersüchtig; und so herzlich ich meine Schwester liebe, so wünschte ich sie dennoch in ihr Kloster. Oder möchtest du das nicht Eifersucht nen-

nen? Ich fürchtete, deine innigste Liebe, dein innigstes Vertrauen zu verlieren; ich weiß, deine Tante ist sehr liebenswürdig. Beleidigt dich aber diese Eifersucht? Besinne dich, Julie.

„Mit nichten, liebe Mutter. Ich danke Ihnen dafür; ich sehe daraus, wie sehr Sie mich lieben, welchen Werth sie auf meine Liebe legen. Diese Eifersucht verbürgt mir Ihre Liebe "

Und welche Liebe, mein Kind? doch wohl jene bessere Liebe der Seele, die deinen Werth erkennt und schätzt? Richtig, meine Eifersucht war hier der Beweis meiner Liebe.

„Sehen Sie, liebe Mutter, Sie haben sich selbst gefangen. So ist Grubenthals Eifersucht auch der Beweis seiner Liebe. O, Sie lächeln schon wieder."

Laß uns doch sehen. Meine Eifersucht entstand so. Ich sah die Liebenswürdigkeit meiner Schwester; ich war von der reinen Güte ihrer Seele, von ihrer Sanftmuth, von ihrer Klugheit innig überzeugt; ich wußte, daß dein Herz das Schöne überall zu finden weiß, überall mit Liebe belohnt. Nun fürchtete ich meinen geringeren Werth; es war die Eifersucht der Bescheidenheit, die nur mich herabsetzte, dich aber und meine Schwester hob. Nimm für uns drey, drey andre Menschen. Ein Mädchen liebt, und ist geliebt. Ein edler Fremder lernt das Mädchen kennen. Er sieht ihre Vollkommenheit, er zeigt ihr seine Achtung. Der Liebhaber wird eifersüchtig. Er fürchtet, daß der Werth des Fremden Eindruck auf des Mädchens schönes Herz machen werde, und diese Eifersucht ist der Bürge seiner Bescheidenheit, und seiner reinen, wirklichen Liebe gegen das Mädchen. Das Mädchen muß ihm seine Eifer-

sucht danken; denn sie ist der Triumph ihrer Vortrefflichkeit.

„Der Fall, liebe Mutter, ist nicht mit mir gewesen; sonst würde Grubenthal" —

Wir wollen schon auf Grubenthal zurückkommen. Diese bessere Eifersucht ist das Kind jener besseren Liebe und der Bescheidenheit. Es gibt aber noch zwey Arten von Eifersucht; ich möchte sie die Eifersucht der Selbstsucht, und die Eifersucht der Sinnlichkeit nennen. Doch was thun Nahmen? Laß sie heißen, wie sie wollen. Lerne sie nur kennen, Kind, um dich vor ihnen zu hüthen! Erinnre dich des Kaufmanns, der eine sehr seltene Blume um einen ungeheuren Preis kaufte, und sie zertrat, damit er nur die einzige haben wollte. Solcher Menschen gibt es Tausende, die eifersüchtig auf alles sind, was Andre mit ihnen haben. Solcher elenden, neidischen, magern Herzen gibt es in der Freundschaft und in der Liebe. Ein solcher selbstsüchtiger Mensch will die Welt seyn, worinn seine Geliebte lebt; sie soll nichts außer ihm lieben, wünschen, hoffen, wollen. Ein lächelnder Blick, den sie einem Andern zuwirft, ein freundliches Wort, das sie mit einem Andern redet, das Mitleiden, das sie einem Unglücklichen erzeigt, die frohe Stunde, die sie von einem Andern hat, ist Hochverrath an ihrer Liebe. Diese Eifersucht beweißt nichts als eine elende Selbstsucht, oder einen noch elendern Neid, und keine Liebe, gar keine Liebe. Ein solcher Mensch ist auf ein seltenes Gemählde, auf eine seltene Musik, auf einen seltenen Schmetterling, auf ein Kunstwerk, eben so eifersüchtig als auf eine Geliebte. Er würde seinen Schmetterling eben so heiß loben, wie er die Geliebte lobt. Die Liebe bey der Geliebten ist nur der Vorwand, wohinter

er den Neid verbirgt, und ich würde von dieser rasenden Eitelkeit gar nicht reden, wenn man diesem selbstsüchtigen Neide in der Liebe nicht den Nahmen Eifersucht gegeben hätte.

„Diese Eifersucht hat er doch wahrhaftig nicht, Mutter!"

Das will ich mit dir beschwören. Nun gibt es noch eine Eifersucht, die das Kind des Verdachtes und einer zu großen Sinnlichkeit ist. Julie, es gibt Männer, die an keine Tugend des Weibes, die an keine Unschuld, an keine unbefleckte Reinheit der Sitten bey dem weiblichen Geschlechte glauben: entweder weil sie nie ein unschuldiges Herz fanden, oder weil sie selbst nicht mehr werth sind eins zu finden. Du kennst die Sitten der großen Welt nicht; du beurtheilst die Unschuld der Weiber in der großen Welt nach den reinen, unschuldigen Sitten der Weiber und Mädchen, die hier mit uns unsere einsamen Schweizerthäler bewohnen, wo Unschuld und ewige Treue der theuerste Schatz aller Hütten sind; du weißt nicht, daß es ganze Stände gibt, wo Unschuld ein Spottnahme, und eheliche Treue eine Lächerlichkeit ist, wo man diese beyden Schutzengel der Tugend und der Glückseligkeit den untersten Classen der Menschen als Armseligkeiten überläßt. Ein in solchen Gesellschaften erzogener Mann verliert nach und nach den Glauben an weibliche Tugend, weil er nie eine fand; oder er überließ sich selbst Ausschweifungen, und beurtheilt nun jedes Herz nach seinem eigenem, das nicht Stärke genug hat dem kleinsten Reize zur Sinnlichkeit zu widerstehen. Ein solcher Mann, so sehr er auch von der Allgemeinheit der verderbten Sitten, der vergifteten und unmöglichen Unschuld überzeugt seyn mag, wünscht

dennoch, wenn er liebt, eine Ausnahme an dem Mädchen, das er liebt, zu finden. Denn das reine moralische Gefühl geht auch in dem allerverderbtesten Herzen nicht ganz unter. Der Verdacht, daß kein Herz rein, unschuldig und treu sey, ist aber nun einmahl da, die Geliebte mag so unschuldig, so heilig rein seyn, wie ein körperloser Geist, doch nun einmahl da. Er forscht, er spähet, er horcht. Das unschuldige Herz, die arglose Seele des Mädchens liegt seinen Blicken immer offen da, und dennoch bleibt der Verdacht; denn wie viele Weiber schienen unschuldig, und waren es nicht! Ein lächelnder Blick, den das Mädchen auf einen Mann wirft, ein unbedeutender Wink, den sie ihrem Mädchen gibt, ein Blatt Papier, das sie, wenn er kommt, verbirgt, weil es eine Quittung über ein Allmosen ist, das ihr schönes Herz insgeheim austheilte, eine Rose, die sie sorgsam wartet, ein Band, das sie trägt und nicht von ihm hat, macht seinen Argwohn rege. Er tobt, er wüthet, er schäumt vor Rache und Haß, daß er betrogen ist. Das Mädchen beruhigt ihn. Sie gesteht ihm, warum sie dem Mädchen winkte, sie zeigt ihm die Quittung über die Wohlthat, sie erzählt ihm, daß die Rose ein Geschenk ihres Vaters, und das Band ein Angebinde ihrer Freundinn war, sie liest ihm die Briefchen, die sie mit beyden Geschenken erhielt, vor. Er erstaunt über seinen Irrthum, fällt vor dem Mädchen nieder, küßt ihre Hände, und schwört nie wieder eifersüchtig zu seyn. Das Mädchen vergibt ihm zum tausendsten Mahle, weil sie seine Eifersucht als einen Beweis seiner Liebe ansieht, da sie vielmehr nichts ist als ein Beweis, daß er sie für ein verworfenes Frauenzimmer hält, nichts als ein

wahrscheinlicher Beweis, daß er selbst seine Unschuld verloren hat. Schadet nichts. Das Mädchen verzeihet, weil sie ihn liebt. Endlich redet sie mit einem jungen Menschen, den nur die allerverworfenste, die allerliederlichste Person ihres Geschlechtes reitzend finden konnte, weil er ihr Dienstbothe, ein gemeiner Mensch, ohne Sitten, ohne Bildung, weil er nur ein Gartenknecht ist. Der Geliebte sieht es. Er tobt, er wüthet; er beschuldiget sie eines Einverständnisses mit dem Menschen, und die Geliebte verzeihet, und versöhnt sich, weil doch diese entehrende Eifersucht ein Beweis von der Liebe ihres Geliebten ist. Du weinst, Julie? Ich bin fertig.

Julie stand auf, und ging den Gang schweigend und in sich vertieft hinunter. Nach einigen Minuten kam sie zurück. Sie setzte sich zu ihrer Mutter. „Jetzt," hob sie mit trauriger Stimme an, „jetzt erlauben Sie mir auch einige Fragen. Meinen Sie, liebe Mutter, daß seine Liebe nichts als Sinnlichkeit ist?"

Vielleicht wäre es dir gut, wenn du es glaubtest; allein ich will wahr mit dir seyn. Ich glaube, seine Liebe gegen dich ist mehr als Sinnlichkeit. Er schätzt deinen Verstand, er freuet sich deiner Talente, er achtet dein edles, mitleidiges, großmüthiges Herz. Was ihm allein fehlt, ist Vertrauen zu dir; und Vertrauen, meine Julie, ist die schönste Blüthe der Liebe. Woraus auch Liebe bestehen mag; fehlt der Liebe, dieses lebendige, feste, unerschütterliche Vertrauen, so ist sie wie ein schöner, starker Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen sind. Ein leichter Windstoß kann ihn umstürzen.

„Und kann man ohne dieses Vertrauen schlechterdings nicht glücklich seyn?"

Kann nicht eben dieser Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen sind, zufällig von Windstößen verschont bleiben? Wer möchte aber sein schönstes, sein einziges Blumenbeet um diesen Baum her anlegen, weil es möglich ist, daß kein Sturm ihn stürzt? Der kleinste Zufall, ein Lächeln, ein Blick, ein Wort, eine Gesellschaft kann diesen Verdacht, diese Eifersucht rege machen, andere Zufälle können ihn bestärken, und die allerzärtlichste Liebe, die reinste Unschuld, die himmlischste Güte schützen nicht mehr gegen den wüthenden Haß, den der Verdacht erregt. Hast du nicht den Mohren von Venedig gelesen?

„Ein Gedicht soll doch nicht beweisen, Mutter?"

Es ist sehr wahr, weil es so schön ist. Und kannst du läugnen, daß es nicht hätte so geschehen können, daß nicht ähnliche Zufälle für dich möglich sind? Oder hast du noch keine Beweise, daß noch größere Kleinigkeiten seine Eifersucht erregt haben?

„Und wenn ich ihm nun Beweise meiner allerinnigsten Liebe gebe?"

Desto wüthender wird bey dem erregten Verdachte sein Haß seyn, daß er so listig betrogen ist. Jahre voll der allerhingebendsten Liebe und Treue, die auffallendsten Beweise der reinsten Unschuld verschlingt der wüthende Verdacht in einem Momente. Der Mohr ermordete seine Desdemona. Schützte sie ihre Liebe, schützte sie ihre Unschuld? Sie machten den Dolch noch gefährlicher.

Julie legte die Hand an die Stirn, dann küßte sie ihrer Mutter die Hand, und verließ sie, ohne ein Wort über ihre Gedanken zu sagen. Sie

konnte es sich zwar nicht abläugnen, daß alles so war; allein eine sehr laute Stimme erhob sich dennoch in ihrem Herzen dagegen, und in der ersten Versicherung von Grubenthals zärtlicher Liebe, die sie erhielt, erlosch die Hälfte des Eindrucks, den ihrer Mutter Rath auf ihr Herz gemacht hatte. Es wird so gefährlich nicht seyn, sagte sie zu sich selbst; wie kann der Mund, der mir so viel Schönes sagt, mir je Vorwürfe machen, je in Verwünschungen gegen mich ausbrechen! Es ist nicht möglich!

Einige Tage darauf erhielt sie ein Billet von Klairen, ihrer Jugendfreundinn, einer jungen Nonne im Kloster Fischingen, die erst vor ein Paar Monathen eingekleidet war. Klaire bat ihre Julie, sie auf einige Tage zu besuchen. Das Billet war so traurig, so schwermüthig, so kummervoll, die Bitte um ihren Besuch so dringend, daß Julie alles vergaß. Sie bat ihren Vater um Erlaubniß, erhielt sie, und flog, ohne dem Geliebten ihre Reise anzukündigen, nach Fischingen, an den Busen ihrer jungen und unglücklichen Freundinn.

„Ach, meine geliebte Julie!" rief Klaire mit weinender Stimme ihrer Freundinn entgegen, und sank voll Schmerz an ihre Brust; „ach, so kommst du endlich? so seh' ich doch ein Mahl ein Gesicht aus jenen glücklichen Zeiten wieder? so hör ich doch wieder eine fröhliche Stimme, vor der mein Herz nicht erschrecken darf? Ach! setzte sie leise hinzu, ich bin sehr unglücklich, meine Julie."

Familien-Verhältnisse hatten Klairen aus den Armen einer geheimen Liebe in die todten Mauern des Klosters gerissen. Jetzt erst, ach zu spät! hörte Julie von der Liebe ihrer Freundinn. Sie konnte ihr nichts mehr geben als ein unfruchtbares

Mitleiden, nicht einmahl Hoffnung; nur den elenden Trost, Geduld, ihr wünschen. Da saßen die beyden Mädchen in den dunklen Fichten des Klostergartens. Julie versuchte mit bebenden Lippen, mit Blicken, die des Trostes selbst bedurften, das arme Mädchen zu trösten. Klaire schüttelte den Kopf: „Nein, Julie, trösten kannst du mich nicht; dazu bat ich dich nicht zu kommen. Ich wollte mich noch ein Mahl mit dir unsrer Jugendfreuden erinnern. Hier endet nur der Tod den Gram. Ich bin auch nicht die Einzige, die hier seufzet. Hunderte haben hier vor mir geseufzt, Hunderte werden noch hier seufzen, wenn längst das Grab meinen Kummer und mich bedeckt."

So saßen die beyden Mädchen, bis die Stunde Klairen zum Chore rief. Am Abend führte Klaire mit einer schwärmerischen Innigkeit Julien in eine abgelegene kleine Zelle. „Komm, Julie, ich muß dir doch den Ort zeigen, wo ich meine süßesten Thränen weine." Sie öffnete die Thür der Zelle. Eine Lampe erhellte sparsam das dunkle Gemach und einen kleinen Altar mit einem Gemählde. Klaire sank mit Innigkeit vor dem Altar auf die Kniee. Sie erhob die großen, blauen, thränenvollen Augen zu dem Gemählde; sie streckte ihre Arme zu ihm empor. Julie betrachtete das Gemählde, das von dem Lichte der Lampe am meisten erhellt war. Ein schönes junges Weib, in einem Schwesterkleide, wurde durch Engel von steilen Felsenhöhen, auf denen eine Burg stand, zur Erde herabgetragen. Es war ein holdes, unschuldiges, liebevolles, blasses Gesicht, und Juliens lächelnde Blicke hingen lange auf dem Gesichte des Weibes."

„Hier," sagte Klaire, und reichte Julien die Hand; „hier in dieser Zelle, wo die unglückliche (sie zeigte auf das Bild) zwanzig Jahre weinte; hier wo der Fußboden noch ihre Thränen hat, die Mauern noch ihre Seufzer in sich fassen, hier, Julie, hier ist mein Kummer süß. Jeden Abend sink' ich hier vor diesem Altare auf die Kniee, und bete zu Gott, daß er mir die Stärke gebe, die das Weib besaß. In dem Anblicke dieses geduldigen, schönen Gesichtes fühl' ich mich getröstet und erquickt. Hier bring' ich meine Abende zu. Hier les' ich die Geschichte des edlen Weibes, das der Himmel erhielt, um mich zu belehren, wie viele Stärke das Herz hat, und ach! um mich zu beschämen, daß ich so schwach bin."

Wer ist die Heilige? fragte Julie leise, noch immer ihre Blicke auf das Bild gerichtet.

„Es ist keine Heilige, Julie; es war ein Weib, schwach und sündlich, wie ich und du. Der Altar ist allen guten Engeln gewidmet, die der verfolgten Unschuld beystehen."

Und du kennst ihre Geschichte, Klaire? O ich bitte dich erzähle mir. — Sie setzte sich auf eine Betbank, und Klaire saß neben ihr; beyde betrachteten das Gemählde noch immer.

„Dies schöne, reitzende Weib, fing Klaire an, hieß Idda. Ihr Vater war der Freyherr von Kirchberg. Sie lebte vor mehreren hundert Jahren in den unglücklichen Zeiten der Fehden unter den Baronen der Schweiz. Idda war das schönste Mädchen ihrer Zeit. Ihre unwiderstehliche Schönheit, aber noch mehr ihre holde Sittsamkeit und die fleckenlose Unschuld ihres Herzens machten sie allen Rittern werth. Betrachte nur ihr Gesicht, Julie. Sie wohnten in der einsamsten Stille auf der

Burg ihres Vaters, beschäftigt mit der Spindel und mit den Sorgen des Haushalts. Ihre Freude waren die Harfe und Wohlthaten, die sie unter die Armen vertheilte Sie zog nicht nach Bern oder Zürich auf die Stechen der Ritter, wie die Töchter der Ritter zu jenen Zeiten wohl thaten; sie tanzte nie mit auf den Burggelagen ihres Vaters. Nein. Einsam blieb sie in ihrer Kammer mit ihren Mägden; sie war zu züchtig, in dem Kreise der damahls so wilden sittenlosen Männer sich sehen zu lassen. Die Armen, die unglücklichen auf den Gütern ihres Vaters kannten sie allein, und die Ritter hörten nur das Lob ihrer Schönheit, ihrer Güte, und ihrer Sittsamkeit."

„Der junge Graf Heinrich von Tokenburg, der Freund und Bundesritter von Idda's Vater, war oft zu Kirchberg gewesen; aber nie hatte er Idda gesehen, die reitzende Idda, von der jeder des Hofgesindes mit einer zärtlichen Bewunderung sprach. Er wurde neugierig das züchtige Mädchen zu sehen. Nun verkleidete er sich in einen Pilger, hängte einen langen, falschen Bart an sein Kinn, färbte sein Gesicht blaß, und ging so mit der Harfe, die er schön schlug, zu der Burg seines Freundes Kirchberg. Hier setzte er sich auf die Pilgerruhe, und spielte und sang. Bald war er von dem Hofgesinde umgeben, das seine schöne Stimme, und sein schönes Spiel anlockte; aber Idda sah er nicht. Jetzt erzählte er dem erstaunten Hofgesinde eine ersonnene Fabel von seinen erlittenen Leiden. Alle horchten mit nassen Augen; alle brachten dem Unglücklichen Erquickungen. Da erschien Idda selbst. Sein Gesang lockte sie nicht, sondern sein Unglück. Sie fragte mit einer tröstenden Stimme nach seinem Unglück, und der küh-

ne Graf verstummte vor dem Anblicke so vieler Reitze. Er empfing aus Idda's Händen eine reiche Wohlthat; aber zugleich trug er den brennendsten Pfeil der heftigsten Liebe in seinem Herzen mit weg."

„Nach einigen Tagen kehrte er unter seiner wahren Gestalt nach Kirchberg zurück. In einer Stunde des Vertrauens entdeckte er dem Vater Idda's seine Liebe zu der Tochter, seine List durch die er sie gesehen hatte, und warb um ihre Hand. Kirchberg führte den jungen schönen Grafen in Idda's Zimmer. Hier, meine Tochter, sagte er lachend, bringe ich dir den alten Pilger, der dir mit seiner Unglücksgeschichte so viele Thränen entlockt hat. Er mag sehen, daß er unter seiner wahren Gestalt dich noch ein Mahl rührt. Es ist der Graf Heinrich von Tokenburg! — Und nun ließ er den Grafen bey seiner Tochter allein."

„Noch stummer, als das erste Mahl, stand jetzt der junge Graf vor dem schönen Mächen da, das in einer reitzenden Verwirrung ihn begrüßte. Er bat mit Blicken voll Liebe und Ehrfurcht, daß er sie zuweilen sehen dürfte. Idda erlaubte es; sie sahen sich bald alle Tage. Ihr Umgang wurde Freundschaft, dann Vertrauen, dann Liebe. Endlich warb Heinrich um Idda's Hand und um ihr Herz. Idda antwortete, was einem züchtigen Mädchen und den Sitten ihrer Zeit geziemte, obwohl ihre schöne Röthe, ein leichtes Zittern, ein leiser Seufzer verriethen, daß der schöne Graf Heinrich ihrem Auge gefiel."

„Ein Jahr lang warb der Graf um Iddas Hand; ihr Herz hatte er lange. Da sprach der Vater Amen. Idda both dem brennenden Jüng-

ling die jungfräuliche Lippe zum Kusse der Liebe, und die Hand zum Unterpfand ihrer Treue. Der Graf verging fast unter dem Maß seines Entzückens; denn, Julie, sieh, sieh! wenn dieses Bild lebte."

„Der Graf führte nun seine schöne Braut zu seiner Familie. Zum ersten Mahle erschien Idda unter den Rittern und Fräulein. Du kannst leicht denken, wie bald und wie geschäftig die jungen Ritter Idda umschwärmten. Sie sah das, ohne darauf zu merken; ihr ganzes Herz gehörte dem Grafen Heinrich. Nicht eine Spur von Eitelkeit regte sich bey dem Anblicke der bewundernden Ritter in Iddas demüthigem Herzen; und dennoch ward der Graf Heinrich eifersüchtig."

Eifersüchtig? wie konnte er das werden?

„Die Sitten der damahligen Zeiten war zügelloser. Er schloß von den Mädchen, die er kannte auf seine Idda. Genug, er war eifersüchtig. Jeder freundliche Blick, den Idda auf einen Ritter warf, jedes Wort, das sie gezwungen mit einem reden mußte, zog ihr Vorwürfe von dem geliebten Grafen zu. Er quälte sie mit bitterem Verdacht, und Idda ging früher auf die einsame Burg ihres Vaters zurück, als selbst Heinrich gewollt hatte."

Wahrscheinlich um seine Eifersucht zu heben. Das gute Mädchen, Klaire!

„O höre nur, Julie! Iddas Vater war in einer blutigen Fehde gegen den Grafen von Kiburg begriffen. Beyde Häuser hatte ein langer, feindseliger Haß schon Jahre lang getrennt, und sich von den Vätern auf die Kinder vererbt. Auch lag der Haß der Grafen von Kiburg schwer auf dem Hause Tokenburg, das schon lange mit Kirchberg im Burgrecht stand. Neue Streitigkeiten hatten den

alten Haß mit neuen Ursachen zum Hasse entflammt. Alle drey Familien hatten sich Tod und Verderben geschworen. Die Heere stehen gegen einander. Der junge Graf von Kiburg, der einzige Sohn seines Hauses, ist an der Spitze seines Heeres. In einem Treffen wird er von den Seinigen getrennt. Iddas Vater und Bräutigam treffen ihn, als er eben einen Felsen hinanklimmen will, um sich zu retten. Sie rufen ihm zu, sich zu ergeben. Der junge, muthige Graf zieht sein Schwert, und wird nach einem langen Kampfe mit seinen beyden Feinden von ihnen niedergehauen."

„Denke, Julie, den Schmerz, die Wuth, den Haß des Vaters, da die Nachricht ankommt, daß sein einziger Sohn, die Hoffnung seines Alters und seines Nahmens, der Stolz der Kiburge, von der Hand seiner bittersten Feinde gefallen sey. Der alte, graue, gebeugte Greis vergießt keine Thräne. Er springt wüthend auf, fodert seine Waffen, schwört den fürchterlichsten Eid der Rache, und schwört, daß er seine Waffen nicht eher ablegen will, als bis er seine Hände in dem Blute seiner Feinde und aller ihrer Anverwandten gewaschen habe. Der Zorn hat den Schmerz erstickt, die Hoffnung der Rache das Gefühl des Verlustes. Er hat keine Zeit zu Thränen, so lange die Mörder seines Sohnes noch athmen und frohlocken. Er rüstet sich fürchterlich. Sein Schmerz wird eine kalte Besonnenheit, seinen Feinden wehe zu thun. Er lächelt, wenn er von ihrem Frohlocken hört, und seine Vorbereitungen zur Fehde werden noch durchdachter und vorsichtiger. Es scheint, als ob die jugendliche Kraft seines Sohnes sich mit der besonnenen Weisheit seines Alters vereinigt habe."

„Kirch-

„Kirchberg und Tokenburg hören von den fürchterlichen Anstalten des Greises, hören seinen Schwur, seine Thätigkeit, seinen Zorn, und lächeln. Idda allein, die arme Idda, zittert vor dem Zorne des erbitterten Greises. Sie schwimmt in Thränen; schreckliche Träume, fürchterliche Ahndungen erschrecken sie im Wachen und Schlummern. Sie kann ihren Vater, sie kann ihren Geliebten nicht ansehn, ohne Thränen zu vergießen: sie kann nicht an den erbitterten Greis denken, ohne zusammen zu fahren, und ihren Geliebten in ihren Armen zu verbergen. Der Tag des Abzuges kommt näher. Idda schwimmt in Thränen der Verzweiflung. Sie kann ihren Vater, sie kann ihren Geliebten nicht aus den Armen lassen; sie wirft sich ihnen knieend in den engen Weg, der die Burg hinab führt; sie ist untröstlich, als sie gehen. Noch unten am Vorsprunge hört Graf Heinrich Iddas klagende Stimme, und diese klagende Stimme ist sein Triumph. Es ist die Stimme der Liebe.“

„Sie ließen die jammernde Idda auf der wohlverwahrten Burg, und zogen gegen das Heer ihres Feindes. Wüthend war ihr Angriff, aber noch wüthender der Widerstand. Überall wie ein rächender Würgengel zeigte sich der feindselige Greis. Sein Schwert durchbrach die dickesten Haufen. Kirchberg! rief er mit schrecklicher Stimme: Tokenburg! wo seyd ihr, Mörder meines Sohnes! Endlich fand der Greis den jungen Grafen von Tokenburg. Ich oder du! rief er mit blutgierigem Grimme, und hob das blitzende Schwert. Tokenburg, der keine Furcht kannte, zitterte; es war, als ob der blutige Schatten des erschlagenen Sohnes um den Greis her schwebte und ihn beschützte. Vorsichtig und schonend fielen des jungen Grafen Hände;

gewaltig traf des Greises Arm. Jetzt fiel des wüthenden Vaters Schwert auf Tokenburgs Haupt. Er taumelte; der Schlag hatte ihn nicht verwundet, nur betäubt. Rache, Sohn! schrie wild der Alte. Noch ein Schlag, und Tokenburg sank kraftlos vom Pferde. Nehmet ihn! rief der Alte seinen Leuten zu. Euer Kopf bürgt für ihn! bringt ihn nach Kiburg! Nun gib mir den andern Mörder, Barmherziger im Himmel! — Er sprengte davon, Idas Vater aufzusuchen."

„Nach Tokenburgs Fall flohen die Schaaren. Kirchberg war schon im Anfange des Treffens verwundet, und in Sicherheit. Seine fliehenden Schaaren stießen zu ihm mit der schrecklichen Nachricht, daß Graf Heinrich gefangen sey. Gefangen? rief er, warf den Helm über, und stieg zu Pferde. Er wollte wieder vorwärts; allein die nachdringenden Feinde schlugen alles in die Flucht. Kirchberg rettete sich auf die Höhen."

„Er konnte sich nicht mehr im offnen Felde halten, und zog sich mit seinen Leuten nach Kirchberg zurück; doch eh er ankam, verboth er Allen, von Tokenburgs Gefangenschaft zu reden. Weit in das Thal eilte ihm Idda entgegen. Sie sah ihren Vater, aber an seiner Seite den geliebten Heinrich nicht Sie wurde bleich, schwankte, und fiel in die Arme des herbey eilenden Vaters. Eine falsche Nachricht von Heinrichs Wohlseyn beruhigte Idda ein wenig. Doch trauerte sie noch immer, daß er nicht kam. Einige Tage nachher, da Idda bey ihrem Vater saß, und er ihr noch ein Mahl versichern mußte, daß Heinrich nicht todt und nicht verwundet sey, öffnete sich die Saalthür, und ein Bothe in Kiburgs Farbe trat herein."

Der Graf Kiburg, rief der Bothe laut, läßt

Euch, Ritter Kirchberg, melden, daß er heute über acht Tage Blutgericht hegt über den Grafen Heinrich von Tokenburg. Auf dem Grabe des ermordeten Sohnes, meines Herrn, wird der Graf Tokenburg unter Henkers Hand das Leben verlieren zur Blutrache des jungen Grafen von Kiburg.

„Der Freyherr von Kirchberg erwiederte kein Wort. Er faßte seine Tochter, die mit einem Jammergeschrey niedersank, in seine Arme. Der Bothe fragte endlich nach langem Warten: Was soll ich dem Grafen Kiburg von Euch antworten? Der stolze Trotz des Ritters war gebrochen; mit einem flehenden Weinen sagte er zu dem Bothen; melde dem Grafen von Kiburg, was du hier siehst, und bitte ihn in meinem Nahmen um Erbarmen mit einem Vater!"

„Der Bothe ging, mit Thränen in den Augen über den rührenden Anblick."

O Klaire! die unglückliche Idda! was sagte sie? was that sie?

„Was konnte sie anders thun als jammern, meine Julie? Immer sah sie das fürchterliche Grab vor Augen, immer sah sie den geliebten Jüngling auf dem Grabe knieen, den Henker mit dem Richtschwert hinter ihm. Sie sank aus einer Ohnmacht in die andere. Kein Trost, kein Zureden half. Heute über acht Tage! rief sie beständig. Ihr trostloser Vater verbarg sich in sein heimlichstes Zimmer. Er sah seine Idda schon todt; er sprach Niemanden; er wollte wenigstens den elenden Trost haben, sie nicht sterben zu sehen. So hatte der Jammer schon drey Tage lang alle Herzen auf der trauervollen Burg gemartert. Am dritten Tage sagte der Mönch zu Idda: was hilft das Klagen,

meine Tochter? Laß uns handeln! Wir können ihn nicht retten; laß uns für ihn beten! — Laß uns handeln! die Worte hatte Idda gehört. Mit wilden Blicken sah sie den Burgmönch starr an. Handeln! rief sie langsam, so dumpf wie aus einem Abgrunde herauf. Sie ging auf ihr Zimmer, setzte sich, überlegte, stand auf, und ging mit festen Schritten auf und nieder. Handeln! ja handeln! rief sie ein Paar Mahl. Den andern Tag saß sie in einem düstern, verschlossenen Schweigen. Wild rollte ihr Auge. Bald lächelte sie, bald rang sie die Hände. Um Mittag warf sie einen großen Schleyer über, und einen Mantel, und verließ die Burg. Man glaubte, sie ginge, wie oft, in den Garten."

„Eilfertig aber ging sie den Weg nach Kiburg, fest entschlossen, mit Heinrich zu sterben, oder ihn zu retten. Sie kam spät am Abend nach Kiburg. Hier erzählte ihr ein Landmann von des jungen Grafen von Tokenburg baldigem Tode. Von eben diesem Landmann erfuhr sie auch, daß ihr Geliebter in dem Abgrunde eines festen Thurmes säße. Sie hörte kalt die Nachricht an, und bat den Landmann, ihr den Thurm zu zeigen. Er begleitete sie durch die Felsenpfade bis dahin, wo sie ihn sehen konnte. Jetzt eilte sie allein vorwärts gegen den Thurm hin. Sie fand die Wächter am Feuer zwischen Ruinen sitzen. Ruhig trat sie in ihre Mitte; ihr Blick hatte etwas Himmlisches. Die Wächter standen voll Ehrfurcht auf, als sie kam."

„Sie schlug den Schleyer zurück, der ihr Gesicht bedeckte, und die harten Männer erstaunten vor ihren Reitzen. Ihr seyd Menschen, fing sie mit einer unbeschreiblichen, rührenden Anmuth in ihrer Sprache an: Gottlob! ihr seyd Menschen, und

ich bin ein höchst unglückseliges Mädchen! Mein Unglück ist so unbeschreiblich groß, daß ich den Gefangenen um den Tod beneide, der ihn erwartet. Starr, als ob sie ein Geist sey, standen die Männer da. Was verlangt Ihr von uns, edle Jungfrau? fragte endlich einer von den Wächtern."

„Euer Gefangener, hob sie wieder an mit einem Tone, der das Herz durchbohrte, ist der Graf Heinrich von Tokenburg, ein edler, unschuldiger Mann. Ich bitte Euch nicht, ihn zu retten Das dürft Ihr nicht, das könnt Ihr nicht; das geht gegen Euren Eid. Aber gebt mir, was Ihr dürft und könnt, und Gott soll es Euch an dem letzten Gerichtstage mit Barmherzigkeit belohnen!"

„Was verlangt Ihr von uns? fragten sie alle. Was wir können, steht Euch zu Dienst."

„Erst lernt mich kennen, mich, Ihr mitleidigen Seelen! Ich bin Idda von Kirchberg, die verlobte Braut des gefangenen Grafen. Staar betrachteten die Wächter sie, und ein stilles Mitleiden lagerte sich in ihre Augen. Die schöne, die gute, die wohlthätige Idda! flüsterten sich einige zu. Gott erbarme sich des Unglücklichen! sagten andere. Erbarmet Ihr Euch meiner, und Gott hat sich meiner erbarmt! fuhr Idda fort. Ja, ich bin die unglückliche Idda, die Braut des Mannes, der in vier Tagen vor Gottes Gericht steht, und der Euch fürchterlicher vor Gottes Gericht anklagen wird, als seinen Mörder, wenn Ihr ihm die letzte Barmherzigkeit in seinem Leben abschlägt, wenn Ihr ihm seinen Tod zur Höllenqual macht.

„Wir, edles Fräulein, wir sind seine Feinde nicht. Ihr solltet nur unser Gespräch gehört ha-

ben, das wir noch eben führten, eh Ihr kamt. Wir bedauern ihn alle."

„Nun, so werdet ihr meine Bitte nicht abschlagen. Seht, in einer glücklichen Stunde, da der Graf noch bey mir war, da ich in seinen Armen hing — ach! Ihr glaubt nicht wie ich ihn liebe, und wie er mich liebt! — Den Wächtern traten die Thränen in die Augen bey diesem Anfang. Idda fuhr fort: Wir redeten von der Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale. Seht, da sagte der Graf zu mir: Idda wir wollen einander treu bleiben, es gehe uns wie es gehe, bis in den Tod! Seht, meine Freunde, das sagte er mir, als ob ihm sein naher Tod geahndet hätte. Nun redeten wir mit einander ab: wenn einer von uns dem Tode nahe wäre, so sollte der andere ihn noch ein Mahl besuchen, er möchte seyn wo er wollte, und wenn es im Mittelpuncte der Erde wäre. Wir versprachen uns das, und nahmen das Abendmahl darauf, das Versprechen zu halten. Ich weiß es, sterben muß er. Allein ruhig kann er nicht sterben, wenn ich ihn nicht noch ein Mahl sehe; und ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich mein heiliges Versprechen nicht gehalten habe. Laßt mich ihn eine Stunde sehen. Das dürft Ihr, das könnt Ihr. Schlagt einem unglücklichen Mädchen die Bitte nicht ab; es würde mein und sein Herz brechen, und wir verklagten euch bey dem Weltgerichte."

„Du siehst leicht, Julie, daß die ohnehin schon mitleidige Wächter, diese feyerliche Bitte nicht abschlagen konnten. Sie waren zu gerührt und zu gewissenhaft dazu. Anfangs machten sie wohl einige Umstände; allein Idda's Beredsamkeit besiegte alle Hindernisse. Sie schlossen die Thür des Thu

mes auf und zündeten eine Lampe an. Nun führte einer das unglückliche Mädchen eine lange Treppe hinab. Hier öffnete er eine neue eiserne Thür, und führte das Mädchen durch lange unterirdische Gewölbe, bis endlich vor eine schmale Thür. Der Trost Gottes gehe mit euch ein, mein frommes Fräulein! sagte der Mann, öffnete die Thür, und ließ Idda hineinschlüpfen."

„Heinrich erkannte bey dem schwachen Schimmer, den die Lampe verbreitete, seine Geliebte nicht gleich. Als er sie aber erkannte, als er den Ton ihrer Stimme hörte, ihr seine Arme entgegenbreitete, sie sich hineinstürzte, ihn an ihre weiche Brust drückte, alles, die Vergangenheit, die Gegenwart, die fürchterliche Zukunft vor dem Gefühl ihrer Liebe entflohen war: o Julie! der Graf Kiburg hätte noch jetzt seinen Gefangenen beneidet. Kannst du dir die hinreißenden Gefühle der beyden Liebenden denken, Julie? Ach, wenn die Mauern dieses Klosters zusammenstürzten, mein heiliges Gewand von mir abfiele, und mein Geliebter zu mir hereinflöge, und mit froher Eil mir zuriefe: Du bist frey Klaire! und dann — O Julie ich kann es mir denken, wie der liebenden Idda, wie dem Grafen bey ihrer ersten Umarmung war. Ach! durch meine Mauern dringt kein Fuß ein. Mein Gefängniß ist der allmächtigen Liebe unzugänglich. Doch laß das!"

„Idda lag lange an des Grafen Brust, und das Gefängniß war ihnen der Garten des Paradieses geworden; denn welche Hölle würde nicht die Liebe zum Himmel machen? Endlich als der Sturm des ersten Entzückens vorüber war, fragte der Graf, wie Idda zu ihm käme. Idda erzählte ihm, wie sie die Thürwächter überlistet hatte

Mich noch ein Mahl vor meinem Tode zu sehen? sagte der Graf schwermüthig: recht meine Idda, dazu kamst du. Ach, schon hatte ich den Trost aufgegeben, dich noch ein Mahl zu sehen, und jetzt wünschte ich fast, ich hätte ihn nicht gehabt; denn wer kann dich sehen, und nicht leben zu wünschen. O Idda, jetzt muß ich den furchtbaren Kampf des Todes noch ein Mahl kämpfen! Grausames Mädchen!"

„Ich bin gekommen dich zu sehen und dich zu retten, Tokenburg."

„Mich zu retten? mich zu retten? Idda, o spotte nicht mit der Ruhe eines Sterbenden!"

„Dich zu retten, Heinrich, dich zu retten! Fest entschlossen, dich wider deinen Willen zu retten, wenn es seyn muß. Ich habe mein Leben nur, ich lieb es nur, um das deinige zu erhalten. Nicht du, nicht das Flehen einer ganzen Welt, nicht Gott wird meinen Entschluß wankend machen. Ich bin ruhig, Tokenburg, sehr ruhig; denn mein und dein Geschick ist bestimmt. Fester, gewisser kann es der Engel des Schicksals nicht bestimmt haben. Glaube mir das, mein Trauter!"

„Idda, dein Auge blitzt, als ob du hier Königinn wärst; aber es wird die Mauern nicht niederblitzen. Wie willst du mich retten, Idda? wie willst du mir die Mauern öffnen?"

„Ich bin hier Königinn, oder das Opfer des blutigsten Todes. Dein ist die Wahl! Höre mich, Graf Tokenburg. Als die Nachricht von deinem Geschick ankam, sank ich dahin in trostloser Verzweiflung. Ich war schwach wie ein Kind. Alle meine Kraft hatte mich verlassen; nur meine Liebe nicht. Der Kummer hätte mein Herz gebrochen, ohne daß für deine Rettung das mindeste geschah. Da sagte

unser Mönch: was hilft das Klagen? laß uns handeln, Idda! Wir können ihn nicht retten, laß uns für ihn beten. — Laß uns handeln, Idda! Es war als ob ein guter Geist mir die Worte gesagt hätte. Ich ging allein, ich betete; aber ich fühlte, daß auch beten nicht handeln heißt, wenn man noch Kraft hat. Laß den Schwachen beten, und handle, Idda! so rief eine Stimme unaufhörlich durch meine Seele. Ich überlegte, ich sann; mein Entschluß ward gefaßt, und nun goß wundervolle Ruhe sich in mein Herz. Ich fühlte Gottes Segen mit meinem Entschlusse, und ging allein hieher. Unterweges erzählte mir ein Landmann dein fürchterliches Schicksal. Ich hörte ihm ruhig und lächelnd zu. Er zeigte mir den Thurm wo du sitzest. Jetzt kam es darauf an, deine Wächter zu bereden, daß sie mich zu dir ließen. Ich übersann, was ich ihnen sagen müßte, um sie zu bewegen, daß sie meinen Wunsch erfüllten. Ich sagte es ihnen mit einer ruhigen Besonnenheit, die des Himmels Gabe ist, die mein Herz sich nicht selbst geben konnte. Sie ließen mich zu dir. Hätten sie es mir abgeschlagen, so würde ich sie mit diesem Dolche in der Hand gezwungen haben. (Sie zog einen Dolch aus ihren Busen, zeigte ihn dem Grafen, und verbarg ihn wieder.) Die Hälfte deiner Rettung ist geschehen, denn ich bin bey dir. Unterbrich mich nicht, mein Geliebter. Ich will dir meinen Entschluß ganz sagen, und dich dann reden lassen. Jetzt, Graf, ziehst du meine Kleider an, wirfst meinen Mantel um, meinen Schleyer über dein Haupt. Mir gibst du deine Waffen, du hilfst mir sie anlegen. Ich bedecke mein Gesicht mit deinen Helm. Dann rufe ich den Wächter; du gehst anstatt meiner hinaus, und bist gerettet. O, ich

bitte dich, unterbrich mich nicht, und höre. Du eilst nach Kirchberg, sammelst heimlich einen Haufen Reisige, schleichst morgen Nacht hieher, überfällst die Wächter, sprengst die Thüren, rettest deine Idda, und wir gehen, einer des andern Retter, aus den Armen des Todes an den Altar, und schwören da noch ein Mahl uns ewige Treue. Das, mein Geliebter, ist mein fester unerschütterlicher Entschluß. Nun rede, Graf Tokenburg! Aber glaube nicht mich zu bewegen."

„Der Graf Tokenburg sank zu den Füßen seiner großmüthigen Geliebten nieder, und küßte voll ehrfurchtsvoller Liebe ihr Gewand. O meine Idda! rief er vor Wollust außer sich. — Du willst? fragte Idda fröhlich, und hob ihn auf an ihre Lippen. Ich will, rief er, so lange noch ein Gedanke in meiner Seele ist, nichts denken als deine großmüthige Liebe, Idda. Aber theures Mädchen, dich hier lassen — das ist unmöglich. Geh, Idda, geh! Deine Liebe bringe einen Haufen Männer zusammen; deine hohe Seele wird sie unüberwindlich machen. Laß mich hier deiner Hülfe harren! Dein Vater wird alles besorgen. Geh, meine großmüthige Idda! eile, um mich zu retten!"

„Mein Vater ist verwundet und der Schreck hat ihn schwach gemacht. Er kann dein Retter nicht seyn. Der Himmel hat mich dazu bestimmt, um dich, deine Idda zu retten. Wer soll die Männer anführen, als du? wer soll die Wächter besiegen als du? Was ich kann, das will ich thun; einige Stunden für dich gefangen sitzen. Mir werden die Männer nicht folgen, Heinrich; man wird mich nicht wieder von der Burg lassen, und geheim muß doch alles bleiben. Du bist verloren, wenn

du mir nicht folgst. O mein Geliebter, gönne mir den Triumph dich gerettet zu haben."

„Der Graf nahm die Lampe von der Kette, an der sie hing, und faßte Iddas Hand. Er leuchtete an den nassen Boden. Siehst du Idda, siehst du die Kröten, siehst du das wilde Gewürm, die alten Einwohner dieses Grabes? Schaudert dich nicht? Und hier sollte ich dich allein lassen, in diesem schrecklichen Aufenthalte der Verzweiflung? Hier, hier hättest du den Muth allein zu bleiben? Unmöglich! verlaß mich, Idda und rette mich!"

„Vergißt du, sagte lächelnd Idda, vergißt du, daß ich entschlossen war, die Wächter mit dem Dolche zu zwingen, mir dein Gefängniß zu öffnen? vergißt du, daß dieser Dolch für dieß Herz bestimmt ist, wenn du nicht folgen willst? Wer den Tod nicht fürchtet, kann in einer Löwengrube ruhig leben. Weigere dich nicht länger, lieber, theurer Tokenburg!"

„Nun so erfahre denn, Idda, daß Rettung hier fast unmöglich ist. Die Wächter sind zahlreich, gut bewaffnet, die Wege nach Kirchberg hin sicher besetzt, und Kiburg ist ganz nahe. Setze auch den unwahrscheinlichen Fall, daß ich mit meinen Männern unbemerkt bis hier heran komme, so gibt ein Ton des Heerhorns den Kiburgern das Zeichen. Zwanzig Schritte von hier ligt ein ganzer Haufe bewehrter Krieger. Denke, ich würde zurück geschlagen, wie ich mir die Möglichkeit nicht verhehlen kann; denke, du hofftest morgen Nacht auf mich, und ich, ich käme nicht! Du hier allein! Unmöglich, Idda!"

„Du sagst mir nichts Neues. Das alles wußte ich, als ich hierher kam. Ich selbst halte die Rettung mit Gewalt fast für unmöglich; aber doch

nur fast. Vielleicht ist sie doch möglich; wenigstens ist dieses Villeicht des Versuches werth. Oder meinst du nicht? Ich bleibe hier."

„Und wenn deine Rettung nicht gelänge! Denke, du, du, Idda, bliebest in den Händen des blutgierigen Kiburgs! du, du müßtest für mich sterben! Idda!"

„Dünkt dich Sterben so schwer, Ritter Tokenburg? Wohl, so bleibe ich in den Händen des blutgierigen Kiburgs! wohl, so stürbe ich für dich! Meinst du, ich hätte den Fall nicht bedacht? Ich bleibe hier."

„Hoffst du Idda, daß Kiburg deiner schonen würde, weil du ein Weib bist, so kennst du den tödtlichen Haß eines gekränkten, zerissenen Vaterherzens nicht. Du bist ihm kein Weib; du bist ein Kind des Mannes, der seinen Sohn ermordete. Dein Tod wäre gewiß, Nein, Idda, du gehst!"

„Ich gehe nicht, Tokenburg, ich gehe nicht! Mein Tod ist doch nicht so gewiß als der deinige. Kiburg findet anstatt deiner mich in seiner Gewalt. Erstaunen, Mitleiden, auch Bewunderung werden doch etwas wirken. Es ist ein Vielleicht, auf das ich selbst nicht bauen mag; aber es ist doch ein Vielleicht, das uns retten kann, und eben darum müssen wir es versuchen. Fühlte ich die Liebe zum Leben nur um eine Haarspitze stärker in meiner Brust, als die Liebe zu dir; so würde ich es freylich nicht wagen. Aber laß uns das Schlimmste setzen. Mann schleppt mich hinauf. Kiburg findet anstatt seines Feindes die Geliebte seines Feindes, die Tochter des Mörders seines Sohns. Er hört mein Bitten nicht, er sieht mein Geschlecht icht, nicht die Schande, ein Weib zu morden;

er hört nur die blutige Stimme seiner Rache. Ich muß sterben. Wohl! so sterbe ich denn für dich, Tokenburg; und das ist doch süßer, als wenn ich an deinem Grabe aus Verzweiflung stürbe. Oder meinst du, meinst du im Ernst, daß ich dich überleben würde? Dann kennst du eben so wenig meine Liebe als meinen Entschluß."

„Und ich, Idda, sollte in diesem Kampfe der elende Überwundene seyn? ich sollte mein Leben erhalten, und das deinige verschwenden? Ich sollte — ? O Idda, du foderst das Unmögliche von mir."

„Wer hindert dich, mit mir zu sterben? Ich sage ja nicht, daß mein Leben weniger werth sey als das deinige; ich mag nur nicht leben ohne dich. Auch du wirst nicht leben ohne mich, weil wir uns lieben. Es ist hier nur von einem; Vielleicht werden wir gerettet! die Rede; und um dieses Vielleicht will ich, muß ich, werde ich hier bleiben. Sey ein Mann Tokenburg! verschwende unsere letzte, einzige Hoffnung nicht, weil du zu stolz bist einen Dienst von einem Mädchen anzunehmen!"

„Unmöglich Idda! du zauberst mich nicht aus diesen Mauern weg. Ich bleibe."

„Unmensch! so bleib denn. Ich hielt dich für männlicher. So bleib denn, so bleib denn, und zertrümmere mit deinem thörichten Stolze die letzte Hoffnung unserer Liebe! Gut; auch die Hoffnungslosigkeit will ich mit dir theilen. Sieh denn Tokenburg; ich nehme Besitz von deinem Gefängniß, ich verlasse dich nicht wieder. Uns Beyde soll man zugleich zum Tode schleppen. Diese trostlose Hoffnung kann mir doch dein Stolz nicht rauben. — Idda warf sich ruhig auf einen Stein, wie zum Schlafe."

„Wie, Idda? du willst hier bleiben? Bedenke doch, Idda, bedenke, daß dein Tod gewiß ist!"

„Spottest du mit meiner Liebe? soll ich es dir tausend Mahl wiederhohlen, daß ich entschlossen bin, dich und mich zu retten, oder mit dir zu sterben? O mein Geliebter, ergreif doch das einzige Mittel, das uns retten kann! — Sie wiederhohlte noch ein Mahl alle ihre Gründe, sie bat, sie flehete; und nach einem langen schweren Kampfe mußte sich der Graf entschliessen, Idda im Gefängnisse zu lassen, und sich zu retten, weil es das einzige Mittel war, Idda zu erhalten."

„Sie band ihm seine Waffen ab, und entkleidete mit stiller Scham, mit schnellen Händen sich selbst. Dann warf sie seinen Panzer um ihre schöne, keusche Brust, und zog dem Geliebten ihre Kleider an. Sie warf den Schleyer um seine Locken, hängte ihm den Mantel um. Dann half er sie bewaffnen, noch immer mit rührenden Bitten, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Da stand der Graf vor ihr, und betrachtete sie mit nassen Augen. O Gott, rief er jetzt, sank auf die Knie, und hob die Arme an die Decke: dein Auge sieht auch hieher. War je ein Herz deiner Hülfe werth, so ist es Iddas Herz! Hilf, du Allbarmherziger! Hilf der unglücklichen, der treusten Liebe!"

„Jetzt mußt du gehen, mein Geliebter. Dieß ist unser letztes Wort, unser letztes Lebewohl. (Idda drückte ihre Lippen auf die seinigen.) Unser letzter Kuß, oder der Anfang unsers bessern Glückes. — Sprachlos hing er in ihren Armen. Sie setzte sich den Helm auf, zog das Visier ins Gesicht, und verhüllte ihren Geliebten mit dem rettenden Schleyer. Dann schlug sie mit einem Steine heftig an

die Thür dem Wächter zum Zeichen, daß er öffnen sollte."

„Der Wächter kam und öffnete. Tockenburg warf sich noch ein Mahl zu Idas Füssen. Sie drückte ihn an ihre Brust, und flüsterte: Leb wohl! Tokenburg schwankte zur schmalen Thür hinaus. Nun tröste Euch Gott, mein edles Fräulein! Ihr habt Euren Eid gehalten, und er kann nun ruhig sterben! sagte der Wächter, und eilte immer vor dem Grafen her. Der Graf ging schluchzend die Treppen hinauf. Die Thurmthür war offen. Er eilte hinaus, an den Wächtern weg, die sich schon beym Feuer zum Schlaf niedergelegt hatten, die Felspfade hinunter in die Ebne. Bald erreichte er die Hütte eines treuen Dienstmannen von Kirchberg. Hier pochte er, gab sich zu erkennen, warf Idas Kleider ab, und ließ sich Waffen geben. Er geboth bey Eid und Pflicht dem Manne zu schweigen, und nun eilte er nach Kirchberg. Dort foderte er den Einlaß, und den Ritter Kirchberg zu sprechen, ohne daß er sich zu erkennen gab. Seine Absicht war: Kirchberg sollte die Mannschaft zusammen bringen, als um den Grafen von Tokenburg zu befreyen. Er selbst wollte unerkannt den Haufen führen, damit nicht die Freude, ihn schon frey zu wissen, das Geheimniß verriethe, und Kiburgen auf Idda aufmerksam machte. Man beredete Kirchbergen nur mit Mühe, den Fremden zu sprechen, der ihm von dem Grafen von Tokenburg Nachricht geben wollte. Ach! rief er, kann er mir nicht seine Rettung melden, was sonst? Führt ihn herein! — Man hatte dem kranken schwachen Greise die Flucht seiner Töchter verschwiegen, um seinen Gram nicht noch fressender zu machen."

„Tokenburg trat zu Kirchberg ins Gemach. Mühsam hob sich der traurige Alte von seinem Lager auf. Was bringst du? fragte er lässig. Tokenburg nahm den Helm ab, und warf sich Kirchberg zu Füßen. Gott sey gelobt! schrie der Alte, sprang auf, und wollte davon. Schnell aber faßte ihn der Graf in seine Arme, und hielt ihn. Bleibt, Kirchberg! rief er, und verrathet mich nicht! Kirchberg wollte sich losmachen, um seiner Tochter die frohliche Nachricht zu bringen. Heinrich hielt ihn fester. Unmensch! rief Kirchberg laut: laß mich los, tödte mein Kind nicht länger! laß mich los! Das Hofgesinde hörte den Lärmen, hörte den Alten rufen: laß mich los! Alle stürzten ins Zimmer, und blieben starr vor Verwunderung stehen, da sie den Grafen erblickten. O ich Unglücklicher! rief der Graf, und ließ den Alten fahren. Kirchberg lief mit dem Geschrey: Tokenburg ist hier! Idda, dein Heinrich ist hier! nach seiner Tochter Gemach. Jetzt erst erfuhr er, daß seine Tochter entflohen sey. Schafft sie! ruft sie! rief er befehlend, und das Hofgesinde stürzte noch ein Mahl in die umliegenden Gegenden, um Idda zu suchen."

„Jetzt trat der Alte wieder zu dem Grafen ins Zimmer. Idda ist entflohen! rief er. Gott! das wußt' ich längst, antwortete der Graf; und Ihr werdet an unserm Verderben Schuld seyn. Er erzählte nun dem Alten Iddas Geschick. Eine Todtenblässe zog sich über Kirchbergs Gesicht, als er hörte, wo Idda war. Der Graf, um ihn zu trösten, machte es wahrscheinlich, daß man Idda künftige Nacht retten könnte. Er verschwieg ihm die Befürchtungen, die seine eigene Seele zerrissen, da es nun bekannt war, daß er schon

gerettet

gerettet sey. Sie machten den Plan, in der folgenden Nacht Idda zu retten. Kirchberg wollte, so schwach er auch war, sich schlechterdings nicht abhalten lassen, bey dem Zuge zu seyn. Soll ich weniger thun, rief er unwillig, mein Kind zu befreyen, als Kiburg that seinen Sohn zu rächen?

Le Anstalten wurden getroffen. Schon um Mittag war der Vater ganz bewaffnet, und behauptete, der Abend müsse bald anbrechen. Seine Ungeduld war fürchterlich."

„Aber des Grafen Befürchtung war nicht ohne Grund gewesen. Schnell verbreitete sich die Nachricht: der Graf von Tokenburg, Iddas Bräutigam, ist auf Kirchberg; er ist gerettet! Wie er gerettet war, wußte Niemand; das wußten allein Vater und Geliebter. Das Gerücht flog von Hütte zu Hütte, bis auf Kiburgs Besitzungen. Ein Einwohner gab Kiburg schon am Morgen die Nachricht. Laut schrie Kiburg auf vor Wuth. Fragt die Wächter! rief er. Die Wächter lachten, und gaben zur Antwort: er ist noch im Thurm, oder er muß sich durch die Erde gegraben haben. Sie hatten Idda noch den Morgen Nahrungsmittel gebracht. Ein Wächter ging selbst zu dem alten Kiburg, und sagte ihm: ich habe noch diesen Morgen Euren Gefangenen gesehen, edler Herr, als ich ihm seine Speise brachte. Seyd ohne Sorgen, und verlaßt Euch auf uns."

„In dem Augenblick stürzte wieder ein Bothe in das Zimmer, und rief: Der Graf Tokenburg ist auf Kirchberg. Ich habe den Vogt gesprochen. Er fragte mich hohnlachend: warum Ihr Euer Bauer nicht fester verschlösset, daß der Vogel entwischen können. Ich antwortete: gewiß ist das Bauer verwahrt, und der Vogel gefangen. Da

lachte der Vogt, und alle lachten und riefen: Tokenburg ist oben bey unserm Herrn. Wir haben ihn gesehen, und gesprochen."

„Bringt mir den Gefangenen, rief Kiburg grimmig; so soll er jetzt diese Stunde sterben, um ihnen die letzte Hoffnung zu nehmen! Bringt ihn! jetzt diesen Augenblick!"

„Ruhig hatte Idda die Nacht hingebracht. Zwar sah sie mit Grausen die ekelhaften Thiere, welche die unterirrdische Nässe und Luft nährt; mit Grausen streckte sie sich auf den Stein, der mit ein wenig Stroh zum Lager bedeckt war: aber doch blieb ihr Muth unerschütterlich, und tief in dem Dunkel ihres Schicksals sah sie noch einen Funken der fröhlichen Hoffnung glimmen, welche der Tugend niemahls fehlt. Sie schlummerte hier seit drey Nächten wieder zum ersten Mahl. Am Morgen kam der Wächter. Sie zog das Visier über ihr Gesicht, und that als schliefe sie, um einer Unterredung mit ihm zu entgehen. Leise sagte der Wächter: Gottlob! der erste Schlaf! Er ging leise zurück."

„Nach ein Paar Stunden hörte Idda aufs neue die Thüren rasseln und mehrere Fußtritte auf den steinernen Stufen dröhnen. Ach, wenn das Tokenburg schon wäre! dachte sie, und warf sehnsuchtsvolle Blicke auf die Thür. Sie flog auf. Eine Schaar Wächter trat herein. Ritter, sagte einer von ihnen, befehlt Eure Seele Gott! Ihr müßt uns Euren letzten Gang folgen! — Ein leichtes Zittern, eine sanfte Kälte floß durch Iddas Glieder. Sie sank auf ihre Kniee; und betete um Gnade und Trost für ihren Vater und Geliebten. Die Wächter standen alle mit gefaltenen Händen da. Jetzt erhob sich Idda, und ging mit niedergeschla-

genem Helm zwischen ihnen die Stufen hinauf. Als sie in dem hellen Sonnenscheine stand, streckte sie noch ein Mahl die Hände in die Gegend, wo Kirchberg lag. Dann folgte sie geduldig ihren Führern auf die hohe Kiburg. Zwey Flügelthüren öffneten sich, und Idda trat von ihren Wächtern begleitet in den weiten Rittersaal. Mitten darinn sah sie einen Sandhaufen, und den Nachrichter Sie bebte; sie mußte sich an einem der Wächter halten."

„Hinten im Saale saßen in Trauer, ganz schwarz gekleidet, der Graf Kiburg, seine Gemahlinn, und zwey Töchter. Die Gräfinn schrie auf, als sie den Mörder ihres Sohnes erblickte; die beyden Mädchen wurden bleich und zitterten aus Mitleiden mit dem jungen Grafen. Kiburg stand auf, und trat näher. Er sprach mit einem bittern Tone: Die Freude, Tokenburg, du feiger Mörder meines Sohnes, sollst du noch haben, daß du mich in Trauer gehüllt siehst. Ich bin kinderlos, Elender, durch dich; mein Weib, meine Töchter, stammlos, nahmenlos, schutzlos, durch dich! durch dich, Mörder! Meines Sohnes Blut komme über deinen Kopf, Mörder, und über den Kopf Kirchbergs und seines Hauses! Die Freude nimm mit ins Grab, daß ich dir bald den andern Mörder und seine Tochter nachsenden werde. Verrichte dein Amt, Blutrichter! Der Nachrichter winkte. Die Wächter ergriffen Idda, die schon bey Kiburgs ersten Worten wie betäubt an der Brust eines Wächters lag. Ihr Blut zog sich alles nach dem Herzen; sie fühlte sich selbst nur noch sehr wenig."

„Einer der Wächter schnallte ihr den Panzer ab, einer band ihr den Helm los, und auf einmahl wallte die schneeweiße, volle, jungfräuliche Brust aus dem Panzer hervor; das lange, blon-

de Haar rollte zugleich aus dem Helme herab, und bedeckte den keuschen Busen. Ihr schönes Auge war geschlossen, ihr Gesicht weiß wie Schnee. Die Wächter fuhren voll Schrecken zurück; der Nachrichter, der das Schwert schon gehoben hatte, ließ es zitternd wieder sinken. Eine Todtenstille war im Saal, man hätte Idas schwache Herzschläge hören mögen. Kiburgs Blicke waren starr auf Idda geheftet."

Was ist das? rief er endlich. Wo ist Tokenburg? wer ist das Mädchen? Niemand antwortete. Die Wächter zitterten vor Angst. Sie errieten die Ursache dieser Verwandlung. Die Töchter des Grafen eilten herbey. Mitleidig führten sie Idda auf einen Sitz. Sie wuschen ihr die Schläfe mit Wein, und Idda schlug endlich die schönen Augen auf. Wer bist du, Mädchen? rief jetzt noch ein Mahl der alte Kiburg. Idda machte eine Bewegung zum Reden; aber sie vermochte es nicht eher, als bis sie ein wenig Wein genommen hatte, den ihr die Gräfinn brachte. Der Graf, der sie in Tokenburgs Waffen sah, glaubte, er habe ein Mädchen besiegt und gefangen. Sein Verdacht fiel nicht auf die Wächter. Er hieß sie hinaus gehen. Idda sah ihn mit einem traurigen, flehenden Blicke an; sie hob sich mühsam auf, und knieete vor dem Grafen nieder. — Rede, wer bist du?"

„Ich bin, sagte sie mit schwacher Stimme, Kirchbergs unglückliche Tochter und des Grafen Tokenburgs Verlobte. — Wild fuhr der erbitterte Greis auf: Kirchbergs Tochter? O! so hab' ich doch einen Fang gethan, der den Mördern das Herz spaltet! Er drehete sich wild von Idda ab. Idda streckte die gefaltenen Hände gegen ihn hin. Kiburg sah es nicht; wohl aber sah er die nassen

mitleidigen Blicke, mit denen sein Weib und seine Töchter die Unglückliche betrachteten. Mit finsterer Stirn sagte er: seht das Mädchen nicht so mitleidig an! In ihren Adern fließt das wilde, hassende Blut ihres Vaters. Eine blinde Wuth bewaffnete die schwache Brust dieser Elenden. Auf mein Haupt war ihr Schwert gezückt. Sie wollte die grausame Freude haben, mich zu tödten, daß sie mit ihrem blutgierigen Vater sich rühmen könnte, wir tödteten Vater und Sohn. Warum zogst du mit deinem Vater aus in die Schlacht, Elende?"

„Ich zog nicht mit ihm aus, Graf Kiburg. Ach, hätte ich Euren Sohn retten können, Ihr wäret noch jetzt der glücklichste Vater. Ich zog nicht gegen Euch; ich" —

„Wie? Schlug dich mein Schwert nicht nieder? übergab ich dich nicht gefangen meinen Leuten?

„Ihr habt mich nie gefangen, Graf Kiburg; ich selbst habe mich Eurer Rache überliefert. Tokenburg war es, den Ihr niederschlugt; Tokenburg war es, den ihr gefangen in den Thurm sandtet. Ich stehe aus eigenem Entschlusse hier, Eure Blutrache zu tragen."

„Tokenburg war es? Wie kamst du an des Mörders Stelle, du Unglückliche?"

„Kiburg, Ihr liebtet Euren theuren Sohn; würdet Ihr nicht gern für ihn gestorben seyn? Ich sterbe für den Grafen Tokenburg, den ich liebe, wie Ihr Euren Sohn. Beklagt mich, Graf Kiburg, wie ich Euch beklage, wie ich Euch immer beklagt habe; denn ich weiß, wie schrecklich es ist, den zu verlieren, den man liebt. Beklagt auch Tokenburgen und meinen Vater; sie sind unglücklicher als Ihr. — Die Gräfinn von Kiburg schwamm in Thränen; ihre Töchter zitterten vor Mitleid."

„Wie erlöstest du meinen Gefangenen aus dem Kerker?"

„Mit meiner Liebe. Die Wächter konnten es meinen Bitten, meinen Thränen, sie konnten es der Menschlichkeit nicht abschlagen, mich ihn noch ein Mahl sehen zu lassen. Ich sah ihn, Graf Kiburg! Ach, mehr Mühe kostete es mir, ihn zu bereden, daß er sich rettete, als die Wächter zu bereden, daß sie mich einließen. Er zog meine Kleider an, hängte meinen Schleyer um" —

„Und ging? Der Niederträchtige! der elende, feigherzige Mörder!"

„Nein Graf Kiburg, nicht der Niederträchtige! Wäre er nicht gegangen, so hättet Ihr statt Eines Schlachtopfers zwey gefunden: mich und ihn; denn ich war entschlossen, für ihn oder mit ihm zu sterben. Da ging er endlich: nicht sich zu retten; nein, mich aus dem Gefängnisse zu erlösen, oder zu sterben."

„Wohlan, mag er dich erlösen, wenn er kann, der Treulose!"

„Das Schicksal hat es nicht gewollt, Graf Kiburg. Ihr solltet gerächt werden. Ich bin zufrieden. Er hat doch den Trost in seinem Tode, den Ihr ihm nicht rauben könnt, daß ein Herz war, das ihm noch im Tode treu blieb, das für ihn, und gern, und freywillig brach. Eurer Rache entgeht er dennoch nicht, erbitterter Vater. Tokenburg wird seine Ida nicht überleben. Aber ich bitte Euch, nehmt mein Blut für meines Vaters Blut. Überlaßt meinen Vater dem Gram; er wird ihn früh genug tödten. Ich aber hoffe in den Wohnungen der Seligen Euren Sohn zu versöhnen, und dann wollen wir versöhnten Geister unsere erbitterten

Väter empfangen und die Feindschaft endigen, die auf Erden Euch kinderlos und unglücklich macht. Der Tod erschreckt mich, Graf Kiburg; aber ich weigere mich nicht, zu sterben."

„Der alte Graf drehete sich ab, ans Fenster. Er fühlte sich wider Willen gerührt. Doch er warf einen Blick auf das Grab seines Sohnes, das er vom Fenster aus sehen konnte, und sein halb besiegter Grimm stieg wieder mächtig empor. Nein, rief er schrecklich: nein! Er riß Idda vom Boden auf, und führte sie an das Fenster. Dort! sieh! das ist das Grab meines Sohnes! und in deinen Adern fließt seines Mörders Blut. Nein, ich kann nicht vergeben. Du mußt sterben!"

„Idda streckte die Arme nach dem Grabe aus, und sagte feyerlich: ich muß sterben! Gott erbarme sich meiner! Edler Jüngling, Geist, verklärter Geist des Sohnes meines Richters, sey denn durch mein Blut mit meinem Vater versöhnt! Komm mir versöhnt an der Schwelle des Himmels entgegen, empfange mich! und wir beyde wollen, zufrieden, daß wir die Opfer der Feindschaft zwischen unseren Vätern waren, für unsere Väter um Segen, um Ruhe beten! Graf Kiburg, ich bin fertig Ich bitte Euch, laßt mich! ohne Haß sterben. Ich bitte euch, segnet mich gebt mir einen Segen an den Geist Eures Sohnes mit! nennt mich ein Mahl Eure Tochter. — Sie warf sich vor ihm nieder, und drückte seine Hand an ihre Brust, an ihre Lippen."

„Die Gräfinn schrie laut auf vor Mitleiden; Kiburgs Töchter warfen sich neben Idda auf die Kniee, und umarmten sie. Auch die Gräfinn beugte sich zu ihr nieder, und benetzte sie mit ihren Thränen. O mein Vater! rief Idda jetzt: den Segen deines Weibes, den Segen deiner Töchter hab' ich; gib mir auch den Kuß des Vaters, daß ich

ihn deinem Sohne bringe, zu dem ich gehe. Sende dem Sohne durch die Tochter deinen Segen!"

„Der alte Graf wußte selbst nicht, wie ihm gesah. Ein wohlthuendes Gefühl von mitleidiger Liebe arbeitete sich in seiner Brust empor, und preßte Thränen aus seinen Augen. Es war, als ob eine unbekannte, eine unsichtbare Macht ihn zwänge, seine Arme um das Mädchen zu schlingen, das vor ihm auf den Knieen lag. Idda schlang ihre Arme um seinen Nacken; ihre Thränen flossen heiß an seinen Wangen nieder. Mein Vater! mein versöhnter Vater! rief sie laut und oft. Die Gräfinn schlang ihre Arme um ihren Gemahl, beyde Töchter umfaßten seine Kniee. Überwältigt von dem Gefühle der Liebe, rief Kiburg: meine Tochter! Gott segne dich! Und mit diesem Ausruf war aller Haß gegen Idda vergessen. Meine Tochter! rief die Gräfinn. Meine Schwester! riefen die beyden Töchter. Der Alte runzelte die Stirn, und schüttelte den Kopf über sein seltsames Gefühl. Er war an sich selbst irre. Die Töchter brachten Idda Kleider. In einer Minute war Idda gekleidet. Der Graf stand da und sah zu. Er wollte reden: allein er schämte sich jedes harten Wortes, das er sagen wollte. Finster blickte sein Auge; aber sogleich, wenn man es sah, umringten ihn bittende Blicke. Er warf seine Augen auf seines Sohnes Grab; allein auch der Geist seines Sohnes war mit Idda im Bunde. Er fand auf dem Grabe nicht Rache, sondern Liebe gegen Idda."

„Idda hatte die Nacht im Gefängnisse das Fünkchen Hoffnung, das ihr noch übrig war, zu einer hellen Flamme umgeschaffen. Sie hatte über-

sonnen, was sie reden müßte, um den erbitterten Vater zu rühren, und um seinen Zorn zu entwaffnen. Unter Vorsätzen, was sie reden, was sie thun wollte, war die Nacht hingegangen. Der Anblick des Sandhaufen und des Nachrichters erschütterten Idda zwar beym Eintritt in das Zimmer. Aber als sie wieder zu sich kam, und sich in den helfenden Armen der Gräfinn und ihrer Töchter sah, faßte sie neuen Muth. Der Vater entflammte durch den Gedanken an seinen getödteten Sohn allemahl seinen Grimm; allein Idda brauchte die Vorstellung seines Sohnes so geschickt, daß eben diese Vorstellung, die seinen Zorn entflammte, ihn auch wieder entwaffnete."

„Genug, an Iddas Tod wurde nicht mehr gedacht. Der Vater schwieg davon, weil sich sein ganzes Herz dagegen empörte; und noch mehr gewann Idda, da der Vater sie bald nachher an dem Grabe seines Sohnes knieen und beten sah. Er ging hinab, und hier auf dem Grabe wurde die vollkommenste Versöhnung geschlossen. Er faßte Idda in seine Arme, und nannte sie ein Mahl über das andere seine geliebte Tochter. Idda warf sich an dem Grabe vor dem Vater nieder, und sagte: bin ich deine Tochter, mein ehrwürdiger, geliebter Vater; so verzeihe meinem Vater und meinem Geliebten! Mache mich ganz glücklich! — Er antwortete nicht; er wendete sich ab, ohne zornig zu werden. Idda warf sich weinend auf das Grab. Du seliger Geist! sagte sie schmerzlich: o, ich weiß, Du hast ihnen vergeben! — Rasch drehete sich der Alte um. Idda, sagte er: vergeben ist süßer, als sich rächen; das hast du mich gelehrt. Mein Schwert soll künftig gegen Beyde ruhen, das verspreche ich dir. Ich überlasse dem Him-

mel die Blutrache; aber nun fodere nicht mehr. Mehr kann mein Herz dir nicht geben. — Er ging."

„Am Abend schlich Idda von der Burg an den Thurm, ihren Geliebten zu erwarten. Um Mitternacht hörte sie Gebüsche rauschen. Sie ging in die Gegend, wo sie das Rauschen hörte. Tokenburg war voraus geeilt, um nach der Menge und nach der Lage der Thurmwächter zu forschen. Noch hatte das Gerücht ihnen Iddas Geschick nicht verkündet. Idda ging um das Gebüsch hin. Tokenburg erkannte ihre Gestalt; aber er konnte seinen Augen nicht trauen. Endlich rief sie: Tokenburg! und er stürzte mit einem Freudengeschrey aus dem Hinterhalt hervor in ihre Arme. Die Freude erstickte ihre Worte. Mit Gewalt trug Tokenburg seine Idda die Felsen hinab. Er hörte nicht, was sie ihm sagte, und trug sie zwischen die Felsen. Hier ist Idda, Vater! rief er; und warf das zitternde Mädchen in ihres Vaters Arme. — Julie, denke dir die Freude, das Entzücken der drey glücklichen Menschen!"

„Nun erzählte Idda die Begebenheit. Still horchten Tokenburg und ihr Vater, ohne sie zu unterbrechen; nur Tokenburg faßte sie zuweilen zitternd in seine Arme, schluchzte zuweilen auf ihre Schulter, oder warf sich ihr zu Füßen, und küßte ihr Gewand. Ihr Vater heftete den Blick in die Wolken. Als Idda geendigt hatte, drückte er sie an seine Brust. Dann stand er auf, und ging allein zwischen die Felsen. Nach einiger Zeit kam er wieder. Tokenburg, sagte er in der größten Bewegung; Kiburg ist ein edler Mann! O man sollte nicht alles thun, was einem die Rache, oder der Zorn eingibt. Es können Stunden kommen, in

denen man über Dinge verzweifelt, über die man sonst frohlockte. Tokenburg, was wollt' ich darum thun, daß Kiburgs Blut nicht an meinem Schwerte klebte!"

„Der Morgen war angebrochen. Tokenburg wollte gehen. Nein, sagte der alte Kirchberg; hieher geht erst mein Weg. Er zeigte auf Kiburg. Geht zurück nach Kirchberg! rief er seinen Kriegern zu. Tokenburg, Kirchberg, und Idda in ihrer Mitte, gingen den Weg nach Kiburg. Der Burgwächter ließ sie ein. Idda führte ihren Vater und ihren Geliebten in den Garten an das Grab des erschlagenen Jünglings. Hier wartet meiner, sagte sie, und flog auf die Burg. Sie lockte den alten Grafen in den Garten, und führte ihn durch Seitengänge an das Grab seines Sohnes. Kiburg stand jetzt vor seinen zwey bittersten Feinden. Er zitterte. Der alte Kirchberg nahm seinen Helm ab, und legte ihn auf das Grab. Kiburg, sprach er, und beugte ein Knie: ich habe euren Sohn erschlagen. Hier bin ich, ich bringe Euch meinen grauen Kopf zur Blutrache. Ihr seyd ein sehr edler Mann! Ihr seyd gerechter als ich! Tokenburg knieete mit Idda auf der andern Seite vor dem alten Manne. Er sah sie schweigend einen nach dem andern an. Dann reichte er Idda die Hand. Ich habe dir geschworen, Idda, sagte er bewegt: und halte meinen Eid. Ich will keine Rache. Sag' das den Beyden, die meinen Sohn erschlugen! Er wollte gehen. Der alte Kirchberg umfaßte seine Kniee. Nein, Kiburg, rief er, bey Gott, bey der hochgelobten Jungfrau! hier bey dem Grabe deines Sohnes will ich leben und sterben; der Regen soll mein graues Haupt hier auf dem Grabe waschen, der Schnee soll mich hier

nicht von dem Grabe treiben, bis du mir vergeben hast."

„Kiburg sah ihn an. Thränen flossen aus des Bittenden Augen. Er setzte sich auf das Grab. Kiburg reichte ihm die Hand. Ich vergebe dir, Kirchberg! sagte er leise: nun aber laßt mich; Ihr zwingt mich sonst noch Euch zu lieben. — Der alte Kirchberg streckte ihm die offnen Arme entgegen. Kiburg stand zweifelnd da. Dann stürzte er in Kirchbergs Arme, küßte ihn, riß sich gewaltsam los, und entfloh."

„Nach einigen Stunden war die Versöhnung völlig geschlossen. O, riefen beyde Alte, wer uns gesagt hätte, daß Vergeben so süß ist, wir hätten beyde keine Thränen vergossen! Sie lagen lange einer in des andern Armen, und am Abend war Kirchberg mit seinen Kindern zu Hause. Tokenburg befand sich bey Idda allein. Zärtlich warf sie ihm vor, daß er des alten Kiburgs Großmuth nur halb gefühlt hatte. O wie konnt' ich anders, meine Idda, rief Graf Tokenburg: wie konnt' ich etwas anders fühlen, etwas anders denken, als die großmüthige Idda, die sich für mich in die Arme des Todes warf? O Idda, Idda, jetzt kenne ich deine Liebe! jetzt kenne ich deine Treue, Idda!"

„Erst jetzt? lächelte sie. Hast du je gezweifelt, daß ich dich liebe, Tokenburg?"

„Wohl hab' ich gezweifelt, Idda; denn wie viele Männer werden nicht von Weibern betrogen! Aber jetzt? O sieh, und wenn ein Heiliger vom Himmel herabstiege, und mir auf den Frohnleichnam des Weltheilandes schwöre, du wärst mir untreu, so würde ich ihm doch nicht glauben; und wenn ich dich selbst in den Armen des schönsten

Mannes sähe, ich würde an hölliſche Zauberey, aber nicht an deine Untreue glauben."

„Das ſollſt du nicht, das wirſt du nicht, Tokenburg; denn der kleinſte Zweifel würde mich unglücklich machen wie dein Tod. O Tokenburg, nein, das kannſt du nicht; du kannſt mir nicht ſo vergelten!"

„Nein, bey Gott! nein! Jetzt kenn' ich dein Herz; ich hab' es zu offen geſehen, als daß ein Verdacht dich je treffen könnte. Nein, Idda! meine Ruhe iſt für die Ewigkeit geſichert."

Ja, ſagte Julie: wenn er auch jetzt noch zweifeln könnte! wenn er je —

„Höre nur, Julie! Einige Täge darauf legte ein Prieſter die Hände der Liebenden zuſammen, und ſegnete den Bund ihrer ewigen Treue ein."

„So glücklich war kein Mann in dem ganzen Umkreiſe der Schweiz wie Graf Heinrich von Tokenburg, als nun Idda vor Gott und Menſchen ſein Weib war. Mit einem fürſtlichen Gepränge führte er ſie auf ſeine Burg. Alle Ritter aus der Nähe und der Ferne ſammelten ſich auf Kirchberg, um die treue Idda, die liebende Idda, auf ihrer Heimholung zu begleiten. Das iſt ſie, die Treue, die Holde, die mit ihrem Blute den Geliebten löſte! ſo riefen die Ritter auf dem Wege nach der Tokenburg. Die Harfner brachten dieſe Begebenheit in liebliche Verſe, und Iddas Nahme wurde berühmt, wo man liebte. Jedes Mädchen ſchwor ihrem Geliebten, ihm treu zu ſeyn, wie Idda dem Grafen von Tokenburg, und der Schwur beruhigte den Zweifel. Acht Täge lang feyerte Tokenburg ſeine Vermählung mit Idda, in prächtigen Feſten, in Turnieren für alle umliegende Burgherren und Ritter; aber Idda blieb, wie ſie ge-

wohnt war. Sie kam selten, nur Augenblicke, zu den Festen und zu den Turnieren. Die junge Gräfinn Kiburg theilte für sie den Dank aus. Wenn sie erschien, so umringten alle Ritter das edle sittsame Weib. Sie nannten sie die schönste, die edelste, die treueste, die liebenswürdigste Schweizerinn. Idda hörte diese Schmeicheleyen kalt oder gar nicht an, und vertheidigte sich mit Züchtigkeit, Kälte, Schweigen und kluger Abwesenheit. Graf Heinrich dankte allen Heiligen für den Besitz dieses Weibes."

„Nun lebte Idda in häuslichem Fleiße, in stiller Liebe zu ihrem Gemahl und Herrn. Sanft und gütig, freundlich und unterthänig war sie stets in seiner Gegenwart. Er fand bey ihr immer Trost und Heiterkeit, wenn eine Sorge sein Herz belastete, Vertrauen und Rath, wenn Hindernisse ihm bey seinen Unternehmungen im Wege standen. War er abwesend, so wurde die Burg fest verwahrt, die Fallgatter niedergelassen, das Feuer auf dem Heerde verlöscht, und Iddas Kammer verriegelt. Seit der letzten Begebenheit hörte man nicht mehr von der schönen Idda reden. Die Burg schien ausgestorben, sobald Tokenburg abwesend war. Die Pilger, die fahrenden Ritter, und die Unglücklichen mußte der Burgvogt im Vorsprunge bewirthen. Idda kannte kaum ihres Gemahls Knappen, und er war fast der einzige Mann, den sie sah, und der sie erblickte. Tokenburg verließ selten seine Burg und sein geliebtes Weib; und ging er ja einmahl, so schieden sie immer voll Liebe und mit nassen Augen von einander."

„Ein Jahr nach dem glücklichen Tage ihrer Verbindung zog Graf Heinrich aus nach Kiburg mit einem Haufen seiner Krieger, dem alten Grafen von Kiburg zu Hülfe, der mit einem benach-

barten Ritter in Unfrieden gerathen war. Zum ersten Mahl, seitdem er Idda hatte, zog er jetzt in den Krieg. Sie ängstigte sich sehr um ihren Herrn und Gemahl; sie bat ihn mit heißen Thränen, sich zu schonen, so sehr das einem Ritter ziemte; sie konnte ihn nicht aus ihren Armen lassen, so bewegt war sie. Der Graf umfaßte sie zärtlich, und versprach ihr, sein Leben nicht muthwillig in Gefahr zu bringen, und heimzukehren, so bald es seyn könnte. Er zog aus. Idda begleitete ihn eine Strecke, und dann kehrte sie zu der Burg zurück."

„Idda ließ nun, wie sie gewohnt war, die Fallgatter nieder, und die Burgthore wurden versperrt. Sie selbst verschloß sich in ihres Mannes Zimmer. Hier, von den Waffen ihres Mannes umgeben, war sie doch nicht ganz von ihm getrennt. Sie labte sich an dem Anblicke, sie küßte das Visier seines Helmes, sie drückte den fühllosen Brustharnisch an ihr liebevolles Herz. Bey dem Anblick der Waffen fiel ihr mit Schrecken die Gefahr ein, in der ihr geliebter Mann schwebte. Sie betrachtete jetzt die Waffen mit Abscheu, und drückte sie dennoch mit nassen Augen an ihre Brust, weil sie ihren Gemahl beschützten. Sie that tausend Gelübde für die glückliche Heimkehr ihres Gemahls; sie gelobte der heiligen Jungfrau, die Zeit seiner Abwesenheit zu fasten, Gold und Seide, und Edelgestein und Spitzen abzulegen und das Kleid einer büssenden Pilgerinn zu tragen.„

„Da zog sie die Perlen aus ihrem Haar, nahm den Schmuck von ihrer Brust und aus ihren Ohren, und verschloß beydes. Selbst den goldnen Trauring, den ihr Gemahl ihr auf seine ewige Treue geschenkt hatte, zog sie vom Finger; aber sie verschloß ihn nicht mit dem Übrigen. Sie hatte

den Ring in den Händen, betrachtete ihn mit nassen Augen, und las mit Zärtlichkeit Tokenburgs Nahmen auf seiner innern Fläche. Dann trat sie mit dem Ringe an das Fenster, das nach Kiburg hinsah. Sie warf sehnende Blicke in die Gegend, die ihn jetzt einschloß, und verlor sich in Gedanken an ihren Gemahl. Tiefsinnig legte sie den Trauring ins Fenster. Ein Paar Schritte davon sank sie auf einen Stuhl. Auf ein Mahl flog ein Rabe herzu, den der glänzende Ring anlockte, faßte ihn mit dem Schnabel, und flog davon *)."

„Idda erschrack heftig, und sprang auf. Sie sah den Raben nach, der sich aus ihren Augen verlor. Die Ahndung eines schweren Unglücks fiel dem armen Weibe auf das Herz. O, güter Himmel! rief sie: laß es mein Unglück bedeuten, nicht meines theuren Gemahls Tod! Ach, ihre Bitte ward nur zu sehr erhört! Sie sandte Bothen nach Kiburg, und ließ sich nach ihrem Gemahl erkundigen. Tokenburg sprach die Bothen selbst, und entschloß sich, früher zu seiner Idda zurückzukehren, als er gewollt hatte. Die Gefahr der Fehde war nicht dringend. Er ließ den Haufen seiner Dienstleute zu Kiburg, und kehrte wieder zu Idda heim."

„Wo das Thal, durch das er heimkehrte, sich nach seiner Burg hin öffnet, stieg er vom Pferde, und ließ seinen Knappen da verweilen. Er selbst

*) So erzählen die alten Chronikken die Ursache von Tokenburgs Eifersucht, und dem Unglücke seiner edlen Gemahlinn. So erzählt sie auch Joh. Müller, Gesch. der Schweiz im zweyten Bande.

selbst schlich sich im Gebüsch auf den Höhen der hohen Burg zu, um Idda freudig zu überraschen in ihren Thränen. Nahe bey der Burg sah er einen Dienstmann unter dem Schatten einer Eiche, etwas starr betrachtend, sitzen. Er schlich sich ihm von hinten näher, blickte über seine Schulter und sah — ein Blitzschlag vom heitern Himmel hätte ihn nicht mehr erschrecken können — er sah in den Händen des Jünglings seinen Trauring, den Ring, den er Idda zum Unterpfande seiner ewigen Treue gegeben hatte. Bleich wurde Tokenburgs Gesicht, blau die bebende Lippe. Die Eifersucht goß ihr fressendstes Gift in seinen empörten Busen. Seine Hand flog an den Dolch."

O Klaire! Klaire! rief Julie aufstehend: ist das wahr? eifersüchtig? dennoch eifersüchtig?

„Höre nur, Julie! Der schnelle Tod des Verbrechers schien dem wüthenden Grafen nicht genug. Er trat einen Schritt zurück, und rief den Nahmen des Dienstmanns. Schnell verbarg dieser den Ring, den der Rabe zu seinen Füssen hatte niederfallen lassen, in den Busen. Der Jüngling erröthete, als er den Grafen sah; er fürchtete, dieser möchte das Kleinod gesehen haben, welches ein glücklicher Zufall ihm beschert hatte. Was machst du hier? fragte der Graf mit einem wüthenden Blicke. Der Jüngling erschrack vor dem Blicke. Er erröthete noch stärker, und stotterte eine unvernehmliche Antwort. Folge mir! rief der Graf. Er ging zur Burg. Laut und schrecklich stieß er in sein Heerhorn, und gab das Zeichen seiner Ankunft. Die Fallgatter flogen auf, die Thore öffneten sich, der Vogt und das Hofgesinde stürzten dem Grafen entgegen. Schlag den Buben in Fesseln! rief der Graf befehlend dem

Burgvogt zu, und dann flog er die Wendeltreppe hinauf. Idda hörte seine Tritte. Er ist es! rief sie, und eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Der Graf ging kalt neben Idda weg in sein Gemach, ohne ihr nur ein Mahl die Hand zum Willkommen gebothen zu haben."

„Starr vor Schrecken über Heinrichs Kälte, und zitternd und ängstlich wegen des verlornen Ringes, des Zeichens von Unglück, das nun in Erfüllung ging, blieb Idda vor dem Gemach stehen. Langsam ging sie durch den langen Gang nach ihrem Zimmer. Der Vogt begegnete ihr. Er erzählte, daß der Graf den Jüngling Ulrich in Fesseln habe schlagen lassen, und bat sie, ihren Herrn mit dem unschuldigen Jüngling zu versöhnen."

„Idda ging wieder zu dem Gemach ihres Gemahls. Furchtsam blieb sie an der Thüre stehen. Starr sah der Graf sie an. Sie konnte aus Furcht nicht einen sichern Blick in seine Augen schlagen. Der Graf lächelte vor Grimm. Er hielt Iddas Ängstlichkeit für ein Zeichen ihrer Schuld. Was willst du Idda? sagte er kalt. Er verbarg die tödtende Flamme in seiner Brust. „Ein bittendes Vorwort für deinen Dienstmann Ulrich einlegen, mein geliebter Gemahl," antwortete Idda sanft. Eine dunkle Röthe goß sich auf Heinrichs Gesicht. Rasch sprang er auf. Doch sich besinnend trat er langsam auf Idda zu. Du zitterst, Idda? fragte er feindselig. Er nahm ihre Hand. Und warum trägst du meinen Ring nicht mehr, Idda?"

„Idda erröthete, Sie wollte ihm jetzt die Ursache nicht sagen, weil sie seine zornigen Blicke sah. Ich hab' ihn abgelegt nach einem Gelübde, das ich für dich that, antwortete sie."

„Idda, ich rathe dir, laß den Ring nicht abhänden kommen! Du hast ihn doch?"

„Eben hab' ich ihn noch in Händen gehabt, sagte sie leise und erröthend."

„Heinrich ging glühend auf den Balkon an der steilsten Seite des hohen Felsens, auf dem die Burg liegt. Idda folgte ihm dahin. Gib mir zu Liebe, sagte sie mit Thränen in den Augen, deinen Dienstmann Ulrich los! Der Graf drehete sich zu ihr. Er ergriff hart ihre Hand. Wo ist der Ring, den ich dir gab, Weib? rief er gewaltig. Ich legte ihn hier ins Fenster, antwortete Idda erschreckt: da kam ein Rabe, nahm den Ring, und flog mit ihm davon."

„Flog er mit ihm davon, verdammte Heuchlerinn? rief er erschrecklich: Nun, so flieg ihm nach! In der Hand deines Buhlen hab' ich den Ring gesehen, du wollüstige Metze! Er ergriff im wüthenden Zorn das keusche unschuldige Weib, hob sie in die Höhe, und stürzte sie vom Balkon hinunter in den Abgrund. Erbarme dich meiner, o Jesus! schrie Idda: ich bin unschuldig! — und sie stürzte hinab in den tiefen, unzugänglichen Felsengrund."

O mein Gott! rief Julie, und ging umher, und rang die Hände. O die abscheuliche Eifersucht! O Klaire! Klaire! du weißt nicht, was du mir erzählst.

„Das größte Opfer der Eifersucht war grausam gefallen: das kleinere blieb noch übrig. Der Zorn des Grafen machte die Angst des marternden Gewissens noch brennender. Er stürmte wüthend die Treppen der Burg hinab. Aus seinen Augen flammte der Mord, den er begangen hatte, und der, den er noch begehen wollte. Auf seinen Be-

fehl brachten zwölf Männer aus seinem Stalle ein wildes Pferd, das man in den Felsgründen eingefangen hatte. Andere Knappen führten den unschuldigen Ulrich hervor. Was hab ich verbrochen, Herr Graf? fragte dieser zitternd. „Du fragst noch, Bösewicht?" Ulrich streckte seine Arme gen Himmel, seine Unschuld zu bezeugen. Der Graf wüthete. Er hieß ihn ungesäumt mit beyden Händen an den Schweif des wilden Pferdes binden. Liegt es sich so, fragte er mit grimmigem Spott: eben so bequem, als in den Armen deiner Buhlerinn? Das Pferd wurde losgelassen. In wildem Lauf stürzte es wüthend die rauhen Felsen hinunter, und zerschmetterte den Jüngling an den Klippen. Zuletzt rissen die Bande, womit seine Hände gefesselt waren, und kaum noch athmend lag der blutige Ulrich am Abwege. Da fand ihn ein Mönch, der die Straße zog. Er näherte sich dem Sterbenden, erquickte ihn mit Wein, und hörte seine Beichte. Ulrich starb in des Mönchs Armen."

„Der Mönch nahm nach dem Geboth des Sterbenden den Weg auf die Tokenburg. Er fand den Grafen tiefsinnig und unruhig sitzen. Seine Rache war befriedigt, und nun kehrte sie das andere Ende ihres Dolches gegen sein eigenes Herz. Er glaubte Iddas Wimmern vom Balkon her zu hören, und floh von dem Zimmer; aber die schreckliche Stimme verfolgte ihn, wohin er floh. So traf ihn der Mönch."

„Graf Tokenburg, fing der Mönch an: ich komme von Ulrich, Eurem Knappen, dessen Seele Gott gnädig seyn wolle. Ich habe seine Beichte gehört, und er ist in meinem Arm gestorben. Ihr, Graf, habt ihn ermorden lassen, und noch in seiner letzten Stunde hat er Gott zum Zeugen

seiner Unschuld angerufen. Er ahndet selbst nicht einmahl das Verbrechen, dessen ihr ihn beschuldigt. Gott sey Richter zwischen Euch und ihm! Er sendet mich zu Euch mit der Bitte, Euch seiner Geliebten zu erbarmen, die nun ohne ihn schutzlos ist."

„Seiner Geliebten? fuhr der Graf auf, und schlug wüthend die Hände zusammen."

„Es ist die Tochter Eures verstorbenen Vogts, Gertrud. Sie wohnt" —

„Gertrud? Gertrud? nicht — O fahrt fort! O Himmel, wenn sie — wenn er — "

„Er sendet Euch durch mich, fuhr der Mönch fort, einen Ring; ein Rabe hat ihn aus dem Schnabel zu seinen Füßen fallen lassen. Er sendet ihn Euch, weil Euer Nahme auf dem Ringe steht. Ich las ihm den Nahmen; da freuete er sich, als er hörte, daß der Ring Euer war, und bat mich, ihn Euch zu bringen. Mein Auftrag ist vollbracht. Gott richte Euch, Graf! Euer Dienstmann war gerechter als Ihr! — Der Mönch ging."

„Bleich, kalt, ohne Bewegung, wie die Bildsäule des Schreckens, saß der Graf da. Er konnte nicht einen Seufzer, nicht ein Wort hervorbringen; Angst und Reue lähmten seine Zunge. Endlich rief er auf ein Mahl fürchterlich: Idda! Man hätte in dem Schrey das Todesurtheil gehört, das er über sich selbst aussprach. Wüthend stürzte er die Treppen hinab zu seinen Leuten. Er verbarg sein Gesicht; denn er fürchtete, sie möchten Iddas Ermordung auf seinem Gesichte, aus seinem rollenden Augen, aus seiner bleichen Farbe lesen."

„Aber die Engel des Herrn hatten Idda auf ihren Fittichen den Felsen hinab getragen. Sanft

breitete ein Gebüsch seine Zweige aus, um ihren Fall aufzuhalten; so fiel sie aus den freundschaftlichen Zweigen eines Busches in die Arme eines andern, und sank zuletzt auf das weiche Moos, das den Boden bedeckte, vor schnellem Erschrecken in Ohnmacht. Ein sanfter Regen brachte sie wieder zu sich. Sie sah staunend um sich her, ohne zu wissen, wo sie sich befand. Endlich entsann sie sich alles dessen, was ihr begegnet war, und ihre Blicke flogen mit Thränen des Dankes zum Himmel, der sie beschützt hatte. Sie stieg hinab bis auf den Grund des tiefen Schlundes. Der Boden war feucht, und trug nichts als Schilf und Schwämme. Sie stieg wieder an der Seite der Burg in die Höhe auf einen Abhang. Hier wuchsen Brombeeren und Flieder. Die Sonne war schon in dem Schlunde untergegangen; und Idda sah ihre Strahlen nur noch hoch über sich an den glänzenden Bäumen. Den Boden des Schlundes bedeckte schon dunkle Dämmerung, und Idda hörte das Zischen der Schlangen und die heulende Stimme des giftigen Molches."

„Sie zitterte vor dem schrecklichen Aufenthalt; aber doch zitterte sie noch mehr, wenn sie an den Zorn des Grafen dachte. Lange und mühsam suchte sie einen Ausgang aus dem Abgrunde, aber vergebens. Hier war sie schon hoch hinauf geklettert; eine steile Felsenwand stellte sich ihr in den Weg, und sie mußte wieder umkehren. O Tokenburg! rief sie, und streckte ihre Hände aus dem Schlunde zu der Burg in die Höhe: hab' ich das um dich verdient? Endlich gab sie alle Hoffnung auf, dem Schlunde zu entfliehen, und mit der Hoffnung auch den Wunsch dazu. Nein! rief sie: du hast es wohl gemacht, guter Himmel! Hier ist es besser zu sterben

ben, als mit einem solchen Manne zu leben! Eine heitere Ruhe lagerte sich in ihre Brust. Sie stieg wieder auf den Abhang des Felsens, empfahl sich dem Schutze der heiligen Jungfrau, lehnte ihren Kopf an das weiche Moos eines Felsstücks, und schlummerte ruhigen Muthes ein, unbesorgt vor Schlangen und giftigen Ottern."

„Heinrich aber machte jetzt Anstalt den Leichnam seiner unschuldig ermordeten Idda zu suchen. Weinend banden seine Leute hohe Sturmleitern zusammen, und knüpften lange Seile an einander, um in den Schlund zu steigen. Dann ging der Graf mit seinem Burggesinde hinab in den Wald an die andere Seite des Burgschlundes. Die Leitern wurden an starken Eichen befestigt, und so stiegen sie von Fels zu Fels immer tiefer hinab in den Abgrund."

„Endlich erblickten sie bey dem Scheine der Fackeln den Boden, und Graf Heinrich, so sehr ihn seine Dienstleute baten, ließ sich an starken Seilen selbst hinunter. Immer finsterer wurde unten der Schlund; von oben leuchteten die Fackeln hinab. Graf Heinrich selbst hatte eine Fackel in der Hand, als er hinabgelassen wurde. So erreichte er endlich den Boden des Schlundes. Zitternd betrat er ihn; er schauderte vor dem Anblicke, den er suchte. Mit starren Augen, mit langsamen Schritten ging er vorwärts. Nur halbe Blicke warf er auf die andere Wand des Felsens, wo Iddas Körper liegen mußte. Er fand ihn nicht unten am Boden, so sehr er suchte. Bey jedem Schritt den er that, schauderte er zusammen, bey jedem Fackelschein, mit dem er in die Gebüsche leuchtete, bebte er. Idda! sprach er leise; Idda,

vergib mir! Er fand den Leichnam nicht, vor dem er zitterte. Ach! rief er: er hängt noch in den Bäumen des Felsens, und auch den Trost, ihn zu begraben, versagt mir Gott, der mich verblendete. Er leuchtete mit der Fackel aufwärts in die Bäume. Auch dort sah er den Leichnam nicht. Er erstieg den Felsen, leuchtete hieher, dorthin, und sah nichts. Endlich hörte er eine seufzende Stimme neben sich. Er erstarrte vor Schrecken, und wagte es nicht zur Seite zu sehen. Es schien ihm Idda's klagender Geist. Noch ein Seufzer."

„Langsam wendete er Fackel und Gesicht, und sah — o Himmel! o Entzücken! — seine unschuldige Idda in dem Schutze eines Felssitzes süß schlafen. Die schnelle Freude verschloß ihm den Mund. Er schaute nur, und seine Blicke strömten bald reuevoll auf Idda, bald dankbar gen Himmel, daß er keine Wunde, keine Verletzung sah. Er warf sich vor Idda nieder, küßte ihr Gewand, das ihre Füße bedeckte, und benetzte ihre Füße selbst mit heißen Thränen."

„Idda machte eine Bewegung im Schlaf; dann öffnete sie das schöne Auge. Heftig erschreckt fuhr sie von dem Felsen auf; noch heftiger war ihr Schrecken, als sie den Grafen erkannte. Starr sah sie ihn einen Augenblick an, als er da unter ihr am Boden lag, die eine Hand ihr entgegen streckte, mit einem reuvollen, demüthigen Blicke, und mit leiser, unaussprechlich rührender Stimme sagte: meine unschuldige Idda! Schnell aber bedeckte sie beyde Augen, und wendete das Gesicht ab. Idda! rief er, geliebte Idda, Vergebung! Ihre Hände sanken von den Augen herab, sie sah ihn wieder starr an. Dann hob sie beyde Hände in die dunkle Nacht empor, und sah an den ster-

nenvollen Himmel. Graf Tokenburg! sagte sie ernst: über den Sternen wohnt unser beyder Richter und mein Rächer! Ich bitte ihn, daß er dir vergebe, was du mir thatest."

„Da umfaßte der Graf Iddas Füße, und sagte: o Idda, vergib du mir die jähe Hitze, den unbedachten Zorn, die glühende Eifersucht!"

„Ruhig sagte Idda: Graf, als ich mein Leben für das deinige gab, da schworst du mir, mich nie untreu zu glauben, und wenn ein Heiliger vom Himmel herabstiege, und es dir auf den Leib des Erlösers zuschwöre. Du hast deinen Eid gebrochen! Du hast mich ermordet! Denn daß ich noch lebe, ist ein Wunder der Engel, welche die Unschuld beschützten, und mich in den Lüften trugen. Ich bin für dich todt, Tokenburg! Schaff mich aus diesem Schlunde, oder laß mich hier verhungern; ich bin nicht mehr dein! — Sie wendete sich kalt von ihm ab."

„Kann Reue dich nicht bewegen, Idda! sagte der Graf, und küßte den Saum ihres Kleides. Gottes Barmherzigkeit ist doch mit Reue zu erlangen; das Weltgericht läßt sich ja mit Reue abwenden!"

„Gott, Tokenburg, kann barmherzig seyn; denn er ist allmächtig, sich vor Verbrechen zu schützen. Das kann ich Schwache nicht gegen deinen blinden Stolz, gegen deine rasende Wuth. Nein, Graf Heinrich, ich weiß jetzt, daß Eifersucht das Kind des Stolzes, des Hasses ist, und nicht der Liebe."

„Des Hasses? O Idda, ich beschwere dich, thue mir nicht Unrecht."

„Oder der Verachtung. Denn was ist Liebe ohne Zutrauen? — Schaff mich aus dem Schlunde!"

„Mit der Morgenröthe waren sie Beyde aus dem Schlunde erlöst; und obwohl Graf Heinrich jetzt zu Idda's Füßen sank, weinte, seufzte, ihre Knie umfaßte, und flehete, sie möchte ihm vergeben, und mit ihm zur Burg zurück kehren; und obwohl alle seine Leute sie knieend umringten, und darum baten: so schlug Idda es dennoch standhaft ab. Da wollte Heinrich sie fast mit Gewalt zwingen; aber seine Dienstleute wagten es nicht, ihre Hand an die Heilige zu legen, die Gott so wundersam erhalten hatte. Idda verließ den Kreis der um sie her knieenden Männer, und ging den Weg hieher nach Fischingen."

„Ihr Mann folgte ihr mit allen Burgleuten bis vor das Kloster. Auch die Äbtissinn bat für den Grafen; allein Idda wollte nicht wieder bey ihm leben, sondern blieb still und heilig hier in ihrer Zelle. Wenn eine Klosterfrau sie fragte: aber, Idda, wie kannst du so vieler Liebe widerstehen? so antwortete Idda: Liebe, sagst du? Ist das Liebe, wenn der Anblick eines meiner Ringe in der Hand eines Fremden eine so lange geprüfte Treue und Liebe aus seinem Gedächtnisse so gänzlich vertilgt, daß er mich ermordet? — Sie hörte auch nicht auf die Ermahnungen ihres Hauses, und des Grafen von Kiburg, den sie zärtlich liebte, sondern blieb und starb hier im Kloster. In ihrer letzten Beichte gestand sie, daß sie nie aufgehört habe, den Grafen Heinrich zu lieben, ob sie sich gleich nicht hätte überwinden können wieder mit ihm zu leben. Sie stiftete den Engeln, die sie den Felsen hinabgetragen hatten, diesen Altar mit diesem Gemählde. Ein gelehrter Mönch zeichnete ihre Geschichte so auf, wie ich sie dir erzählt habe, und legte eine Abschrift davon hier im Kloster nieder."

„Sieh, Julie; dieß war Idda's Zelle. Hier saß sie und betete um Vergessenheit ihrer Liebe, und um Standhaftigkeit. Hier, wo wir sitzen, saß sie, und erzählte dem Mönch unter heißen Thränen ihre Begebenheit, ihre Treue, und den Lohn, den ihr die Eifersucht ihres geliebten Mannes dafür gab."

Julie stand auf; mit einem finstern Tiefsinn betrachtete sie das Bild der schönen Idda noch lange. Dann sagte sie auf einmahl: gute Nacht, Klaire! und, die Hand an die Stirn geschlagen, das finstre Auge auf den Boden geheftet, ging sie in ihre Zelle. Sie schlief nicht. Idda's Schicksal schwebte beständig vor ihren Augen.

Am andern Morgen fand Klaire Julien schon wieder in Idda's Zelle. Sie stand vor dem Gemählde, und betrachtete es, wieder nicht mitleidig, sondern tiefsinnig. Was machst du, Julie? fragte Klaire. — Seine Eifersucht stürzte sie also die Felsen hinab? erwiederte Julie. „In den schrecklichsten Abgrund. O, du solltest ihn sehen, den Abgrund! Das Auge verliert sich in der Tiefe wenn man oben an dem Balkon steht, wo er sie hinunterstürzte. Die Zeit hat die Tokenburg zerstört, aber doch zum Andenken an Idda das Fenster erhalten, wo die That begangen ward. Als ich noch Novize war, bin ich oft da gewesen, habe ich oft der treuen Idda Thränen geweint."

Julie wollte den Abgrund sehen, und Klaire verschaffte ihr zum Begleiter einen jungen Menschen, des Klosterverwalters Sohn. Es war ein heißer Tag. Julie ging erst gegen Abend am Arm des jungen Menschen im Thal weg, das zu den Ruinen der Tokenburg führte. Sie stiegen zwischen Gebüschen schmale Felswege in die Höhe. Je näher sie der Burg kamen, desto ernsthafter wurde Julie.

Sie dachte an ihrer Mutter Lehren, sie dachte an Grubenthals Eifersucht. In sich verloren, nur mit ihren Gedanken beschäftigt, ging sie die Felsen hinauf. Endlich waren sie oben. Der junge Mensch führte sie zwischen den Ruinen durch bis an das Fenster, das in den Abgrund hinunter sah. Dieß ist das Fenster, aus dem die Gräfinn in den Abgrund gestürzt wurde, sagte der junge Mensch. Julie trat nahe an den Abhang. Ihr Begleiter umfaßte sie, um sie zu halten. Sie sah in den schrecklichen Abgrund hinein. Ihr schwindelte vor der Tiefe. Sie bog ihren Kopf zurück; und verloren in Gedanken an Idda und Grubenthal, legte sie mechanisch ihre Wange einen Augenblick auf des jungen Menschen Schulter, und seufzte: o die Unglückliche! Ihr Begleiter hielt sie umfaßt; er mochte glauben, ihr sey nicht wohl.

In dem Augenblick stürzte hinter einem Gemäuer ein Mensch hervor, dem die Wuth aus den Augen leuchtete. Mit einer drohenden Bewegung donnerte er dem jungen Menschen die Frage zu: „wer bist du, Unglücklicher?" Der Jüngling sah das wüthende Gesicht, die drohenden Blicke, hörte den zornigen Ton der Stimme. Er ließ Julien stehen, sprang hinter ein Gemäuer, und lief den Felsen hinab zum Kloster zurück. Er glaubte, der Mensch wäre ein Mörder.

Es war kein Mörder; es war Grubenthal, Juliens Geliebter. Er erfuhr zu Hause Juliens schnelle Abreise nach dem Kloster Fischingen. Erst kurz vorher hatte er sich mit ihr wegen ihres Gespräches mit dem Gärtnerburschen entzweyet. Sie vergab ihm zwar; doch sah er noch Wolken auf ihrer Stirn, als er ging. Jetzt war sie abgereist, ohne ihm etwas zu sagen. „Warum? Wie? sollte sie mich in der That nicht lieben? abgereist seyn,

um meiner Gesellschaft zu entgehen?" So spann das argwöhnische Herz dieses Mannes aus Gedanken Gedanken; und zuletzt befand er sich, wo er immer endete, tief in Unruhe über Juliens Treue und Liebe. Juliens Mutter hatte nicht Unrecht gehabt. Er kannte zu viele wollüstige Weiber, um an eine Unschuldige zu glauben. Er hatte seine erste Jugend unter der Schweizergarde in Paris gedient.

Seine Vorstellung von dem Herzen der Weiber ließ ihm auch jetzt keine Ruhe. Wer trauet, rief er, ist schon betrogen. Er ritt nach Fischingen, um ein Auge auf Julien zu haben. Er nahm seine Wohnung in einer von den umliegenden Hütten. Ganz einfach, in einen grauen Überrock gekleidet, schlich er um das Kloster her, ohne Julien zu sehen. Den andern Tag, als er von einem Spaziergange nach seiner Wohnung zurückkehrte, sah er in der Ferne ein Mädchen von Juliens schöner, schlanker Gestalt, mit einer Mannsperson am Arm gehen. Eben bogen sie aus dem Thal ins Gebüsch zur Seite ein. Es war Julie! es war ihr Haar, ihr Gang, ihre Gestalt! Und zu dieser Zeit, da es anfängt Abend zu werden? Er schüttelte den Kopf. Mit dem Menschen, der, aus seiner Kleidung zu schließen, nur ein gemeiner Mensch ist? Was ist das? Warum in das Gebüsch, wo keine Wege gehen? Warum allein? Abends? Himmel und Hölle! wenn es wäre!

Der Gedanke an den Gärtner flog durch seinen Kopf. Der junge Mensch trug grün. Grubenthal flog hinter Julien her. Er kam ihr näher. Sie war es. Er hatte sogar ihr Gesicht im Profil gesehen. Sie ging mit dem jungen Menschen immer tiefer ins Gebüsch hinein, dann bergan, zwi-

schen die Ruinen. Er verbarg sich mit Zähneknirschen hinter einem Gemäuer. Hier sah er, daß der junge Mensch seine beyden Arme um Julien schlug; er sah, daß Julie erst sich wegbeugte, als ob sie seinen Liebkosungen kein Gehör geben könnte; dann sah er, o Entsetzen! daß Julie ihre schöne Wange auf des Jünglings Schulter legte, und von ihm umarmt da stand. Nun stürzte er wüthend auf das verbrecherische Paar zu. Der Jüngling entfloh.

Julie fuhr zusammen; doch schnell erkannte sie Grubenthal, der auf sie einflog. Endlich, endlich, rief er in unaussprechlicher Wuth: endlich fällt der Schleyer, der so lange mein leichtgläubiges Auge umschloß? Oder wollen Sie es noch läugnen?

„Sie haben mich sehr erschreckt, Grubenthal. Was wollten Sie denn?"

Recht! was ich wollte? recht! O ich grober, unhöflicher Thor! Ja, daß ich mich mit meinem Ungestüm auch hieher dränge! daß ich Ihnen eine so süße Stunde stören muß, die vielleicht so bald nicht wieder arrangirt ist! Recht! was wollte ich? ha! ha! ha!

„Grubenthal, Sie sind sehr ungezogen. Das geht zu weit! o wahrhaftig! Ich verbiethe Ihnen, nicht ein Wort mehr davon zu sagen. Nicht ein Wort mehr!"

Nicht ein Wort? Das ist lustig! Nein, so zahm bin ich noch nicht, daß ich sehen und schweigen soll. Oder soll ich ihrem Sirenen-Gesange dennoch glauben? muß ich? muß ich glauben, Sie sind hierher gegangen um zu beten, da mit dem Elenden, den Sie bey sich hatten? Befehlen Sie nur! was soll ich eigentlich glauben? was muß ich glauben?

„Nichts, mein Herr! Ihre Vorwürfe sind so sehr lächerlich, daß ich mich schämen würde, mit sonst etwas darauf zu antworten, als mit Verachtung!"

Verachtung? Also ich bin verachtet? Ich also bin lächerlich, und verachtet?

„Es könnte dazu kommen, wenn sie fortfüßren sich verächtlich zu machen, mein Herr!"

Wer war der Mensch, Julie? Keine Unwahrheit, ich rathe Ihnen, Julie!

„Herr von Grubenthal, zum letzten Mahl befehl' ich Ihnen, nicht ein Wort mehr über diese Begebenheit zu verlieren. Ich will schlechterdings auf keine Ihrer Fragen antworten."

O bey Gott! bey Gott! das heißt viel gefordert! O, über die Weiber! Julie, ich sage Ihnen, ich rathe Ihnen, ich bitte Sie darum. Ich bin nicht bey mir selbst; deshalb —

„Das sehe ich, mein Herr; deshalb lassen Sie uns gehen!"

Julie, nicht von der Stelle: und sollte hier ein Abgrund sich aufthun, uns zu verschlingen, nicht von der Stelle! Wer war der Mensch? Ich will Antwort! bey Gott! ich will!

„Sie sollen keine Antwort haben," antwortete Julie fest!

Nicht? nicht? rief er grimmig: ich soll also betrogen seyn, ohne zu fragen, wer betrog mich: Julie, Antwort! wer war der Mensch? Julie, denken Sie daran: ich bin ein Mensch?

„Aber wahrlich kein Mensch, dem ich meine Ehre anvertrauen möchte!

„Nicht? nicht? aber dem Elenden, mit dem Sie Abends die Ruinen aufsuchen, aber dem?

„Sie haben Recht; dem eher, als Ihnen."

O Himmel! also — Was bedarf ich denn noch mehr, um zu wissen, daß dieses Herz falsch, daß diese Heuchlerinn ein Weib ist? Julie, wer war der Mensch?

„Sie sollen den Nahmen nicht wissen, Grubenthal. Ich stehe Ihnen dafür."

Nicht? ich soll nicht? Julie! — Er faßte sie gewaltig beym Arm. Mit rollenden Augen sah er sie an, und dann den furchtbaren Abgrund, an dessen Rande Julie noch immer stand. Bey Gott! rief er: ich möchte, ich könnte Sie hinabstürzen, und mich hinter her.

Julie fürchtete bey seinen gewaltsamen Bewegungen. „Gut Grubenthal, Sie sollen den Nahmen, Sie sollen alles wissen, was Sie fragen; und ich will Ihnen auch nicht den kleinsten Umstand verschweigen. Allein dann sollen Sie mich auch hören. Was wollen Sie wissen?" Sie ging ein Paar Schritt zurück, und setzte sich auf einen Stein.

Wer ist der Mensch? Wer ist der Mensch, der bey Ihnen war?

„Der Sohn des Klosterverwalters."

Wie lange kennen Sie den Elenden schon?

„Seit heute Nachmittag um vier Uhr, da meine Tante, die Äbtissinn im Kloster, den jungen Menschen mit diesen Worten rief: Jakob, bringe Er doch das Fräulein von Erlach auf die Ruinen! Seit diesem Augenblicke kenn' ich ihn."

O, ich will Wahrheit! Wahrheit will ich!

„Sie dürfen meine Tante fragen. Ich will mich sogar vor Zeugen verhören lassen."

Denn was wollten Sie hier? hier, in dieser Einsamkeit!

„Dort die Stelle sehen, wo ich stand, und wo vor einigen hundert Jahren der Herr dieser

Burg

Burg, der Graf von Tokenburg, sein unschuldiges Weib aus Eifersucht hinabstürzte. Die Geschichte ist sehr lehrreich, Herr von Grubenthal! Ich versichre Sie."

Und Sie umarmten wahrscheinlich aus Freude über das Mährchen den Burschen?

„Umarmten? Daß ich nicht wüßte, mein Herr. Der junge Mensch schlug seine Arme um meinen Leib, als ich hinab sah. Das war natürlich, wenn ich nicht hineinstürzen sollte. Mir schwindelte, als ich hinunter blickte; ich legte meine Stirn auf des jungen Menschen Schulter, eben weil mir schwindelte. Wieder natürlich."

Sie erschracken, als ich kam. Und der junge Mensch, der Sie hält, wenn Sie in einen Abgrund sehen, worinn nichts zu sehen ist, und auf dessen Schulter Sie die Stirn legen, wenn Ihnen schwindelt: — warum entlief denn der sonderbare Bursche?

„Entlief, wahrscheinlich, weil er Ihnen nicht viel Gutes zutrauete, wie Sie da hinter den Mauern hervor stürzten, mit einem Gesicht, als ob Sie einen ermordet hätten."

Julie! Julie! darf ich Ihnen glauben? darf ich?

„Sie dürfen, Herr von Grubenthal; denn ich will Ihnen zu Hause den allerüberzeugendsten Beweis geben, den jungen Menschen selbst. Ich will Sie nicht eher verlassen, nicht eher von Ihrer Seite gehen, als bis Ihnen der junge Mensch eben das erzählt hat, was ich Ihnen jetzt erzähle, als bis meine Tante, und dann meine Klaire, Ihnen die Veranlassung zu dieser Wahlfahrt erzählt haben. Sie sollen das Bild des unglücklichen Weibes sehen, das hier aus Eifersucht hinabgestürzt

wurde; Sie können, wenn Sie wollen, ihre rührende Geschichte lesen, und dadurch selbst Interesse für diese Ruinen bekommen. Dann will ich noch zuletzt einen körperlichen Eid ablegen, daß ich bey diesem Spaziergange keinen andern Gedanken gehabt habe, als an Idda von Tokenburg und an den Herrn von Grubenthal. Sie sollen überzeugt werden. Nun, lassen Sie uns gehen."

O Julie, ich bin schon überzeugt. Sehen Sie nicht so ernst, Julie, und verzeihen Sie mir meinen Verdacht. Sie sind so gütig, Julie!

„Ich will Ihnen den Verdacht verzeihen — unter einer Bedingung."

Unter jeder in der Welt. Fodern Sie, Julie. Mein Ehrenwort, ich vollbringe sie.

„Gut. Ich vergebe Ihnen mit der Bedingung, daß Sie von jetzt an nie einen Anspruch auf meine Hand und auf meinen Besitz machen."

Sie scherzen sehr bitter, Julie.

„Scherzen? Nichts weniger, als Scherz. Nein, Grubenthal, ich weiß, daß nicht jede Eifersucht ein Beweis von Liebe ist. Die Ihrige wenigstens beweist nie etwas anders, als daß Sie mich mit jenen verächtlichen Geschöpfen verwechseln, die Sie vielleicht in Paris gefunden haben." Julie sagte das so fest, daß Grubenthal zitterte; doch bald erhohlte er sich wieder. Er schien es für einen Einfall zu halten, den Demuth und Reue bald umstoßen würden. Doch er irrte sich. Julie blieb, ungeachtet Grubenthals Bitten und Thränen, ungeachtet ihres eigenen Herzens, ihrem Vorsatze getreu. Sie trennte ihre Verbindung mit Grubenthal, und blieb, damit er sie nicht sehen konnte, so lange im Kloster bey ihrer Tante, bis er die Gegend verließ. Manche Thräne kostete es noch

ihrem Auge, manchen Seufzer noch ihrem Herzen; aber sie blieb standhaft: „denn, sagte sie heimlich zu Klairen, „du solltest ihn den Abend gesehen haben! Er faßte mich an, heftig, gewaltsam, mit wilden rollenden Augen. Ich hätte beynahe Iddas Schicksal gehabt! Und wer weiß, ob immer Engel bey der Hand sind, ein unschuldiges Weib aufzufangen, wenn ein rasender Mann sie ins Unglück stürzt. Besser man hüthet sich, wenn es noch Zeit ist."